Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien

Paul Drechsler

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Prof. Troels-Lund. Deutsch von L. Bloch.

2. Auflage. gr. 8. In Leinwand geschmackvoll gebunden M. 5.—

„Das Buch hat in wahrhaft spannender Weise die Epochen der menschlichen Geistesgeschichte in ihrem Fortgang geschildert, unter einem ganz neuen Gesichtspunkte, von dessen entscheidender Bedeutung es aber ein Gefühl der Überzeugung zu erwecken vermag." (M. Schneidewin i. d. Vossischen Ztg.)

„Es ist Schwung und Wärme in der Darstellung, und man ist erstaunt über die glückliche Kühnheit so vieler Wendungen, um so mehr, als das so eigenartig Gesagte doch den Eindruck des mühelos Gefundenen und ganz natürlich Ausgedrückten macht. Man sieht, daß der gelehrte Verfasser stark und warm empfindet und anschauend denkt. Das macht seine Rede überzeugungskräftig. . . . Seine Naturschilderungen, durch welche er um abgeblaßte Namen ein frisches und zauberisches Licht zu gießen versteht, sind bei ihm kein aufgesetzter Schmuck, sondern die Grundlage seiner kulturhistorischen Erörterungen." (O. Weißenfels i. d. Wochenschrift für klassische Philologie.)

Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten. Von Prof. Troels-Lund. Autorisierte Übersetzung von L. Bloch.

Mit dem Bildnis des Verfassers. Geh. M. 4.—; geschmackv. geb. M. 5.—

„Aus diesem langen, und für die Geschichte der Heilkunst so bedeutungsvollen Zeitraum werden die wichtigsten Epochen herausgegriffen und mit solcher Wärme und von so erhabenen Gesichtspunkten vorgetragen, daß man die aktuellsten Begebenheiten zu lesen meint, und selbst der Fachmann sich verwundert fragt, ob das, was er da liest, thatsächlich dieselben Geschichtsdaten und Reflexionen sind, mit denen ihn einst akademische Vorlesungen bekannt gemacht haben. Das Buch giebt uns gewissermaßen Momentbilder aus der vielhundertjährigen Entwicklung, welche die medizinische Wissenschaft durchmachen mußte, um auf die heutige hohe Stufe zu gelangen." (Der Odd-Fellow 1901, Nr. 23 vom 1. Dezember 1901.)

Arbeit und Rhythmus. Von Prof. Dr. Karl Bücher.

Dritte, stark vermehrte Auflage. Geheftet M. 7.—; geschmackvoll gebunden M. 8.—

. . . „Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, welche nicht bloß diese oder jene Einzelheit der in der Bücherschen Arbeit enthaltenen wissenschaftlichen Errungenschaften interessiert, sondern die sich für die Gesamtheit des selbständigen und weit greifenden Überblicks über den viel verschlungenen Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird meines Erachtens dem bewährten Forscher auch dafür besonders dankbar sein, daß er ihr einen wertvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelsten Genüsse in unserm armen Menschenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung, nicht bloß welterschütternder Ereignisse, sondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geschehnisse." (G. v. Mayr in der Beilage zur Allg. Ztg.)

„. . . Das Gesagte wird genügen, jeden Liebhaber der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, wie geistvoller Betrachtung der großen Zusammenhänge alles menschlichen Lebens auf die feine und interessante Untersuchung hinzuweisen." (G. Schmoller im Jahrbuch f. Gesetzgebung u. s. w.)

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen von Geh. Rat D. Dr. Vogel.

Dritte Aufl. Geheftet ca. M. 2.80, geschmackvoll geb. ca. M. 3.40.

„Wem daran liegt, daß die wahre Einsicht in Goethes Wesen und Art, das echte und rechte Verständnis unseres Dichterfürsten immer mehr gewonnen und die Erkenntnis seiner Größe immer klarer, sicherer und inniger werde, der wird es mit lebhafter Freude begrüßen, daß die vorliegende Schrift in neuer Auflage erschienen ist. . . . Das gesamte geistige und soziale Leben unseres Volkes wird aus Vogels schönem Werke reichen Gewinn ziehen, namentlich aber ist der Freund und Verehrer Goethes dem Verfasser für seine mühevolle und selbstlose Arbeit zu wärmstem Danke verpflichtet. . . ." (Otto Lyon in der Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. 1900, 2. Heft.)

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen.

Sammlungen und Studien
der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde

herausgegeben von

Friedrich Vogt.

Band II: Sitte, Brauch und Volksglaube.

1. Teil.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1903.

Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien.

Von

Paul Drechsler.

I.

Mit Buchschmuck von M. Wislicenus.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1903.

Vorwort.

Das Buch ist der erste*) Versuch einer zusammenfassenden Behandlung schlesischen Volksglaubens und Volksbrauches, das Ergebnis langjähriger Sammelarbeit. Mit Eifer begonnen, wurde es nach vielen Verzögerungen in stiller Wehmut abgeschlossen: Karl Weinhold, der es angeregt und mit warmer Teilnahme begleitet hat, weilt nicht mehr unter uns; sein Auge wird nicht mehr forschend auf diesen Blättern ruhen. —

Und doch sollte das Buch zum Teil das verwirklichen, was der Altmeister der deutschen Volkskunde schon im Jahre 1862 in den Schlesischen Provinzialblättern S. 196 f. als einen Herzenswunsch ausgesprochen hatte: „Niemand vermag die Zeit in ihrem Laufe zu hemmen; der Freund eines gesunden Volkslebens, der Forscher in alten Dingen sucht aber die Trümmer, welche sie beiseite schleudert, zu sammeln und zu verzeichnen. Auch Schlesien war reich an mancherlei Gebräuchen, auch hier schwindet in Eile das Alte. Darum wäre es höchste Zeit, noch zum Ertrage für die Wissenschaft in den verschiedenen Gegenden zu beschreiben, was von der Wiege bis zum Grabe, vom ersten Rühren des Pfluges bis zum Erntefeste (Kirmes), von Advent bis Nikolai von Sitte und festem Brauche vorhanden ist. Die Sprüche und Reime

*) Der zweite Teil — das häusliche Leben des Schlesiers — wird binnen Jahresfrist erscheinen.

und Liederverse, die bei diesem oder jenem Anlasse üblich sind, die Benennungen von Umzügen, Gerichten, Gaben, die dabei vorkommen, wären nicht zu vergessen. Für die Sittengeschichte Schlesiens, für seinen Zusammenhang mit der alten Heimat seiner ersten deutschen Ansiedler ergäbe sich dadurch ein bedeutender Stoff." Erst vierzig Jahre später (und was bedeuten diese vierzig Jahre!) nimmt eine derartige Sammlung, der inzwischen durch die Gründung der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde vorgearbeitet wurde, ihren Weg in das Land und wirbt um Liebe zu unserem Volkstum und um Mitarbeiter im Sinne Weinholds.

Den größten Teil des Stoffes habe ich während der Wanderjahre, die in den Zeiten der Überfülle dem Philologen beschert waren, in den verschiedenen Gegenden der Heimat selbst gesammelt. Mündliche und schriftliche Mitteilungen von Freunden schlesischen Volkstums, namentlich die dem Archiv der Gesellschaft zu Breslau von fleißigen Sammlern und Mitarbeitern zugesandten volkskundlichen Beiträge, haben mir dazu wertvolle Erweiterungen geliefert und oft einen Fund bestätigt oder das Vorkommen eines Brauches auch für einen andern Ort bezeugt. Mein Hauptaugenmerk richtete ich auf den Bestand in der Gegenwart und ging von da aus gern den Spuren in der Vergangenheit nach. Daß mir manches entgangen sein wird, ist bei solcher Sammelarbeit selbstverständlich, lückenlose Darstellung wohl kaum zu erreichen. Manches, was ich aus Oberschlesien beibringe, wird in bisher undurchforschten Strichen Niederschlesiens, vielleicht verkümmert oder erweitert, fortleben, denn wie die Menschen wandern und durch Bedürfnis oder Heirat in neue Verhältnisse treten, wandert auch Sitte und Brauch, und wie sich Einheimisches mit Fremdem mischt, so auch Glauben und Meinen. Auch habe ich mich bemüht, volkstümliche Äußerungen von Angehörigen beider Hauptkonfes-

sionen Schlesiens in gleichmäßiger Ausdehnung zu erlangen. Wertvoll waren die Ergebnisse der infolge einer Kreissynodalfrage im Jahre 1890 in den evangelischen Gemeinden Schlesiens angestellten Erhebungen über abergläubische Vorstellungen, Sitten und Gebräuche.

Dankbar erwähne ich, daß der bisherige Vorsitzende der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Breslau, Herr Universitätsprofessor Dr. Friedrich Vogt, der inzwischen nach Marburg berufen worden ist, mir nicht nur die von ihm zusammengestellten Ergebnisse jener Synodalerhebungen und die eingegangenen schriftlichen Beiträge der Mitglieder der Gesellschaft zur Einsicht überließ, sondern meine Arbeit auch durch Rat und That förderte. Wertvolle Mitteilungen lieferten die Herren Adolf Bartsch, Lehrer in Breslau, Paul Dittrich, Oberlehrer in Breslau, Dr. Kühnau, Oberlehrer in Patschkau, Patschowsky, Hauptlehrer in Dittersbach bei Liebau, Oskar Scholz, Rentner in Herzogswaldau bei Jauer, Dr. Stäsche, Oberlehrer in Königshütte, und Fräulein Wiedorn, Lehrerin in Beuthen O/S. Der Herr Verleger hat für die schöne Ausstattung des Werkes Sorge getragen, und Herr Professor Max Wislicenus in feinsinniger Weise wertvollen Buchschmuck beigesteuert, wofür beiden besonders gedankt sei.

Noch einmal betone ich: das Buch soll eine Vorarbeit zur schlesischen Volkskunde sein, nicht diese selbst. Sie wird zustande kommen, wenn dadurch viele Berichtigungen, eingehende Ergänzungen veranlaßt werden. Ich werde sie mit Dank begrüßen. In Schlesien ist zu rechter Zeit durch das rechte Wort noch mancher Schatz zu heben, denn wenn irgendwo hängt hier das Volk an seiner lieben Heimat und dem, was es von seinen Vätern ererbt hat. Erhalten wir durch getreue Aufzeichnung, was bald für immer vergessen ist, überliefern wir der Nachwelt, was unsere Vorfahren in

guten wie in bösen Tagen gehegt und gepflegt haben. Viel Spreu läßt der Lufthauch besonnener Beurteilung in alle Winde zerstieben, aber auch manches gehaltvolle Korn bleibt auf der Tenne zurück. Nur wenn viele zusammenwirken, wird der Erfolg nicht fehlen, zusammenwirken in der Liebe zu unserm engern Vaterlande. Ihm sei dieses Buch ein Neujahrsgruß für das Jahr 1903.

Fundorte.

Man sieht aus dieser Zusammenstellung, in welchen Kreisen die Sammelarbeit noch einzusetzen hat.

---

1. Oberschlesien.

1. Pleß.
2. Rybnik, Loslau.
3. Beuthen, Schomberg, Roßberg, Godullahütte, Deutsch-Piekar.
4. Kattowitz.
5. Zabrze, Ruda.
6. Tost-Gleiwitz, Ostroppa, Gleiwitz, Tost, Langendorf.
7. Tarnowitz.
8. Gr.-Strehlitz.
9. Lublinitz.
10. Rosenberg, St. Anna.
11. Kreuzburg, Ellguth.
12. Ratibor, Thröm, Zauditz.
13. Cosel, Slawentzitz.
14. Oppeln, Carlsruhe, Groß-Döbern.
15. Falkenberg.
16. Grottkau, Woitz, Ottmachau.
17. Neiße, Eilau, Bielau.
18. Neustadt, Ober-Glogau, Hinterdorf, Weingasse, Zülz.
19. Leobschütz, Bauerwitz, Katscher, Kösling, Langenau, Dirschel, Schönau, Pommerwitz, Sabschütz, Gröbnig, Taumlitz, Mocker, Piltsch.

2. Mittelschlesien.

1. Namslau, Reichthal.
2. Oels, Bernstadt, Fürsten-Ellguth, Strehlitz, Juliusburg.
3. Groß-Wartenberg.
4. Trebnitz, Hochkirch.
5. Wohlau, Dyhernfurth.
6. Steinau a. O., Kammelwitz.
7. Militsch-Trachenberg, Trachenberg, Wirschkowitz.
8. Guhrau, Seitsch, Herrnstadt.
9. Brieg, Riebnig.
10. Ohlau, Thomaskirch.
11. Breslau, G.-Nädlitz, Schwoitsch, Margareth, Woischwitz, Oltaschin, Kattern, Herrnprotsch, Sillmenau.
12. Neumarkt.
13. Münsterberg.
14. Strehlen, Türpitz.
15. Nimptsch, Klein-Kniegnitz.

16. Frankenstein, Schönwalde, Peterwitz, Paulwitz.
17. Reichenbach, Girlachsdorf, Langseifersdorf, Schlaupitz.
18. Schweidnitz, Zobten, Rogau, Leutmannsdorf, Bögendorf, Floriansdorf, Kaltenbrunn.
19. Striegau, Damsdorf.
20. Habelschwerdt, Seitendorf, Landeck.
21. Glatz, Königshain, Reinerz.
22. Neurode.
23. Waldenburg, Reimswaldau, Wüstegiersdorf, Wüstewaltersdorf.

8. Niederschlesien.

1. Bolkenhain, Langhelwigsdorf.
2. Landeshut, Liebau, Lindenau, Schwarzwaldau, Eventhal-Moritzfelde, Leutmannsdorf, Weißbach, Pfaffendorf, Albendorf.
3. Hirschberg, Herischdorf, Warmbrunn, Schmiedeberg, Schreiberhau.
4. Schönau, (Ober- und Nieder-) Berbisdorf, Kauffung.
5. Löwenberg, Nieder-Langenau, Kunzendorf, Kesselsdorf, Liebenthal, Lähn, Ullersdorf, Greiffenberg.
6. Lauban, Seidenberg, Marklissa, Ober-Wiesa.
7. Jauer, Herzogswaldau, St. Georgenberg, Kolbnitz, Ratschütz.
8. Liegnitz, Parchwitz, Oyas, Ausche.
9. Goldberg-Haynau, Pilgramsdorf.
10. Bunzlau, Rückenwaldau, Waldau.
11. Görlitz, Ludwigsdorf, Rothwasser, Tächritz.
12. Lüben, Schwarzau.
13. Sprottau, Waltersdorf, Neuthau, Kortnitz, Langheinersdorf, Mallmitz.
14. Sagan, Naumburg.
15. Rothenburg, Niesky, Schleife, Reichwalde, Radisch.
16. Hoyerswerda, Wittichenau.
17. Glogau, Gramschütz, Polkwitz.
18. Freystadt, Niebusch, Schlawa.
19. Grünberg.

Die häufiger zitierten literarischen Quellen.

Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich S. Krauß. Hamburg 1890 ff.

Andree, Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig 1896.

Bunzlauer Monatsschrift. Bunzlau 1791 und 1792.

Engelien, A. und W. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Sagen, Märchen, Spiele, Sprichwörter und Gebräuche, gesammelt und herausgegeben. 1. Teil. Berlin 1868.

Fischer, H. Ludewig, Das Buch vom Aberglauben. Neue, verbesserte Auflage. Leipzig 1791.

Glatzer Vierteljahrsschrift. Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz. Redigiert von Volkmer und Hohaus. 1881 ff.

Grabinski, Ludwig, Die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. Schweidnitz o. J.

Grimm, Jak., Deutsche Mythologie. Vierte Ausgabe besorgt von Elard Hugo Meyer. 3 Bde. Berlin 1875—78. Der III. Band enthält u. a. den Aberglauben.

Grimm, Jakob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch (DWb). Leipzig 1854 ff.

Grohmann, Dr. Josef Virgil, Aberglauben und Gebräuche in Böhmen und Mähren. Prag 1864.

Grundriß der germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Paul. III. Bd. XI. Abschnitt: E. Mogk, Mythologie.

Jahn, Ulrich, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. Breslau 1884.

Liebrecht, Felix, Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia. Hannover 1856.

—, Zur Volkskunde. Heilbronn 1879.

Männling, Johann Christoph, Denkwürdige Curiositäten. Frankfurt und Leipzig 1713.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Fr. Vogt. Breslau 1894 ff.

Peter, Anton, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien. 2. Band: Sagen und Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. Troppau 1867.

Philo vom Walde (Reinelt). Schlesien in Sage und Brauch. Mit einem Vorworte von Weinhold. Berlin 1884.

Provinzialblätter, Schlesische. Neue Folge. Glogau 1862 ff.

Scherffer, Wencel, und die Sprache der Schlesier. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache von Paul Drechsler. Breslau 1895.

Schroller, Franz, Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes. III. Bd. Glogau.

Vogt, Friedrich, Die Schlesischen Weihnachtspiele. Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Bd. I. Leipzig 1901.

Weinhold, Karl, Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch. Wien 1855.

— Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Gräz 1853.

— Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1891 ff.

Wirtschaftsbuch, Schlesisches. Breslau und Liegnitz 1712.

Wolf, J. W., Beiträge zur deutschen Mythologie. 2 Bde. Göttingen 1852 und 1857.

Wuttke, Adolf, Der deutsche Aberglaube der Gegenwart. Dritte Bearbeitung von E. H. Meyer. Berlin 1900.

Zimmermann, Fr. Albr., Beyträge zur Beschreibung von Schlesien. 1—13. Brieg 1783—1796.

Inhalt.



I. Der Kreislauf des Jahres und die Festzeiten.

Unser Kirchenjahr eröffnet die Adventzeit, die Einleitung zum Weihnachtsfest. Diese Wochen waren schon unsern heidnischen Vorfahren eine hochheilige Zeit; in ihr hielten die Götter ihren Umzug über die Erde, und wo sie wandelten, keimte im Schoße der Natur neues Leben dem kommenden Lenze entgegen. Im Dorfe ist es gar still nach Beendigung der Feldarbeit, und nur in Hof und Scheuer ertönt der Dreischlag der Drescher. Während draußen die kalten Winterstürme durch die kahlen Wälder und Felder jagen und mit ihnen die Geister, die Seelen der Abgeschiedenen, einherziehen, drängt sich drinnen der Mensch enger an den wärmenden Ofen und an das entgegenschlagende Herz des Mitmenschen. In dieser Schicksalzeit, in der besonders die Zeit der zwölf Nächte eine Fülle göttlichen Waltens und hochbedeutsamer Einwirkungen auf die Geschicke der Menschen in sich faßt, treibt der alte Volksglauben üppige Ranken und überwuchert die Blüten christlicher Frömmigkeit in lebendiger Frische bis zur Gegenwart. In dieser Zeit

stellt der Mensch in unerschöpflich neuer Form und Fassung manche Frage an das Schicksal: es ist die Hauptzeit des Geisterwirkens, der Weissagung, des Zaubers. Und mitten hinein in das Dämmerlicht, das Gemüt und Geist umschattet, erstrahlt der Lichterbaum, die siegreich erstehende Sonne des Christenglaubens, und um ihn scharen sich vermummte heidnische und christliche Gestalten zur seligen Beglückung des Kinderherzens und aller derer, die sich der Kindheit frommen Sinn bewahrt haben. Vgl. Weinhold, Weihnachtsspiele 11 ff.



Andreasabend, Andreastag.

1. In die Zeit des ersten Advents fällt der Andreastag (30. November). Der ihm vorhergehende Abend, der Andreasabend, ist eine für Liebeszauber und Erforschung des künftigen Ehegatten hochbedeutsame und gesegnete Zeit. Dieser Abend gehört vor allem dem Leben in Haus und Ehe, und alles, was in der Andreaswahrsagung vorkommt, Zaun, Hund, Bettstelle, Fruchtbäume u. a. m., bezieht sich auf das häusliche Leben und seinen Gedankenkreis. Die Fülle des hierher Einschlagenden ist schier unbegrenzt, wie des Menschen Sinnen und Trachten, das geheimnisvolle Dunkel der Zukunft zu lichten, in immer überraschend neuer Form und Gestaltung sich offenbart. Man vgl. folgende Gedichte von Schlesiern:

Wann S. Andreas-Abend kümt, pflegt jeder, der sich wil beweiben,
Auch die, die sich bemannen wil, ein hitziges Gebet zu treiben.

Logau, Druck-Zugabe 205.

Gewiß, ich wundre mich ob den Alfantzereyen,
Die in der Andresnacht so manche Mädgen thun:
Die eine höret man durchs Küchenfenster schreyen,
Die andre gaukelt was mit Messern und mit Schuhn;
Die greifft an einen Ort, ich meyne, nach den Haaren,
Die an der Farbe so, wie ihres Liebsten, seyn;

Die denkt ihr künfftig Glück noch anders zu erfahren
Und gießt geschmoltzen Bley in kaltes Wasser ein;
Die guckt ins Ofenloch, die horchet in die Blase*),
Die legt sich auf den Bauch, wenn sie zu Bette geht,
Die eine setzet sich was anders auf die Nase,
Die hat was in ein Loch, das nicht gebohrt, gedreht,
Die leget Häuffgen Saltz, die kehrt die Winkel reine,
Die trägt, ich weiß nicht wie, ihr Bettstroh in das Haus;
Die setzt den linken Fuß auf umgekehrte Steine,
Die ziehet sich wohl gar in ihrer Andacht aus;
Die läßt sich von der Magd ein Spanisch Creutze küssen,
Die zeichnet auch noch wohl die Böhm'sche Fünfe dran
Und was dergleichen mehr, das sie am besten wissen,
Wie dies und jenes wird nach seiner Art gethan.

Neu-eröffnetes Musen-Cabinet. Leipzig 1702, 1166.

Es werden nur die bedeutungsvollsten Wahrsagungs- und Beschwörungsgebräuche erwähnt.

1) Ledige Personen gehen, wenn die Leute Licht angezündet haben, in die Nachbarschaft zu einem Fenster und fragen leise: Werde ich dieses Jahr heiraten oder nicht? Das erste Ja oder Nein, das in der Stube von jemand gesprochen wird, giebt die zutreffende Antwort.

2) Latschenwerfen, Låtschenschmeißen. Die jungen Mädchen werfen, mit dem Rücken nach der Thür gekehrt, den linken Latschen, Hausschuh ohne Hinterleder, rückwärts über den Kopf; liegt der Latschen mit der Spitze nach der

*) Vgl. Christnachts zwischen XI—XII wachen die ledigen Mädchen. Um zu erfahren, ob sie das nächste Jahr heiraten, ziehen sie sich nackend aus, stecken den Kopf in die Ofenblase und beobachten das zischende Wasser (Aberglaube im Saalfeldischen, Grimm. Myth. III, 451); vgl. 1, 16.

Stubenthür zu, so verlassen sie noch im folgenden Jahre als Braut das Haus; zeigt aber die Ferse auf die Thür hin, so müssen sie noch ledig bleiben.

Vgl.

'ſ Lotschen-Schmeißen.

„— ehb a (Rupper's Hans) mich ôch zum Weibe nimmt,
Do drüber blieb ich im Zweifel", erzählt das Mädchen.

Und wie der Andreas-Obend kam,
Do wullt' se's partu halt wissen;
DesthＯlbig hat se sich über a Kupp
A ègnen Lotschen geschmissen.

Der Fuhß und der wies zur Thüre naus,
Do wußt' se's gleich, de klêne;
Und's Frühjohr kam, se wurde 's Weib
Vom Hanse und suste kêne. —

Rößler in Przbl. 1862, 244.



3) Sie schreiben die 24 Buchstaben des Alphabets mit (geweihter) Kreide an die Thür und greifen mit verbundenen Augen darnach; der getroffene Buchstabe ist der Anfangsbuchstabe des künftigen Geliebten.

4) Scheitlaroffa. Sie raffen Holzscheitel, werfen sie rückwärts über sich und zählen dann; ist ihre Zahl eine grade, so heiratet das Mädchen im folgenden Jahre; sind die beiden letzten Scheite ohne Äste, so ist es ein Junggeselle, haben sie recht starke Knorren, so ists ein Witwer; ist die Zahl der erfaßten Scheitchen ungrade, so muß sie noch warten. Man verwendet in der Rockenstube auch Holzschleißen.

5) Man stellt vier Teller auf den Tisch und legt unter sie der Reihe nach Erde oder Asche, ein grünes Blatt, ein Geldstück und eine Kohle. Dann greift das Mädchen mit verbundenen Augen nach einem Teller. Was darunter liegt, bedeutet in jener Reihenfolge: Grab, Brautkranz, Reichtum und Krankheit oder anderes schweres Unglück. Oder man legt Sand, Salz und Grünes unter, wovon Salz Reichtum anzeigt. Die Zahl der Teller schwankt zwischen drei und sieben.

6) Man wirft schmal geschälte, zusammenhangende Äpfelschalen mit der rechten Hand über den Kopf und die linke Schulter und ersieht dann aus der Figur, die auf dem Boden sich bildet, den Anfangsbuchstaben des künftigen Geliebten. Auch wirft man oft die Schalen einfach von oben herab auf die Erde. Doch oft ist es im Volksglauben die seltsame Stellung oder die Gebärde oder Bewegung der Hände, die das Geschäft erschwert und den Erfolg nicht ganz vom Willen des Handelnden abhängig macht.

7) Man beschreibt drei Äpfel mit Namen und legt sie am Andreasabend unters Kopfkissen (oft dafür drei Zettel). Erwacht das Mädchen in der Nacht, so greift sie nach einem

Apfel und ißt ihn. Derjenige, dessen Namen auf dem verzehrten Apfel stand, heiratet das Mädchen (Liebau). Der Apfel dient vielen Völkern als Wahrsagungszeichen in Beziehung auf die Liebe. — In Trebnitz nehmen die Mädchen drei Stäbchen mit ins Bett, ein dickes, ein beschabtes, ein dünnes. Ergreift ihre Hand beim Erwachen das dicke, so ist der Zukünftige reich, beim mittleren hat er zur Genüge, beim dünnen ist er bettelarm.

8) Die Mädchen nehmen einen Jungfernapfel mit ins Bett, den sie unter dem Arme drücken, damit ihnen im Traume der Zukünftige erscheine. — In Dyhernfurt, Kr. Wohlau, legen sie einen angebissenen Apfel unter das Kopfkissen mit den Worten: Lieber Apfel, ich beiß' dich an; komm her, mein Schatz, beiß auch einmal. — Dann erscheint der Zukünftige im Traume.

9) Sie machen Kugeln aus weichem Brot oder Lehm, stecken in jede einen mit dem Namen eines jungen Mannes beschriebenen Zettel und werfen die Kugeln in eine Schüssel mit Wasser. Der zuerst oben auftauchende Zettel giebt den Namen des Bräutigams an (Brieg). Um Glogau werfen die Mädchen beschriebene Zettel in einen Topf und quirlen sie gehörig durcheinander. Wessen Name zuerst herausfliegt, den wird das Mädchen heiraten.

10) Man schmilzt Blei, Zinn oder Wachs in einem Löffel und gießt es in eine Schüssel mit kaltem Wasser; die entstehenden Figuren werden dann auf den Geliebten und die Vereinigung mit ihm gedeutet. So bedeutet ein Kranz Verheiratung in Jahresfrist, ein Sarg Tod. Statt Blei dient auch Eiweiß der Wahrsagung (Freystadt). In Klein-Ellguth spricht man beim Bleigießen:

Ach, Andreas, heiliger Schutzpatron,
Sende mir doch einen Mann!

Krieg ich einen oder keinen?
Einen. — Das ist lobenswert.
Wird er auch beständig sein?
Wird er auch zu andern gehn,
Oder liebt er mich allein?

11) In Landeshut legen die Mädchen die ausgezogenen Lätze oder Mieder in eine Mulde. Nun muß die Jüngste unter ihnen mit verbundenen Augen die Lätze mit der Hand drehen und hin- und herfegen. Dabei spricht sie: Latz, fege dich; Feinsliebchen, bewege dich! — Welches Mädchens Latz aus der Mulde herausfällt, das wird binnen Jahr und Tag heiraten. — In Österr.-Schles. werfen die Mägde ihre Schürzen in eine Futterschwinge oder in ein Sieb und schütteln sie durcheinander. Die Magd, deren Schürze zu oberst liegt, heiratet zuerst. Ein ähnliches Liebesorakel ist in Braunschweig (Waggum) das Schürzensieben; Andree 215.

12) Rain- oder Grenzzaunschütteln. In der zwölften Stunde der Andreasnacht geht die unverheiratete Person an einen Zaun hinter dem Dorfe, der die Grenze, den Rain, die Feldmark eines Bauern bildet, in dessen Familie sich ein erwachsener Sohn und eine ledige Tochter befindet, und schüttelt den Zaun, indem sie spricht: Rainzaum, ich schüttle dich, und mein Liebchen melde sich! — Von wo sie nun Hundegebell vernimmt, von dort kommt binnen einem Jahre die Braut oder der Bräutigam. (Wohl überall in Oberschlesien mit vielen Varianten.) Um Reichenbach und Hirschberg heißt diese Befragung Raindelhorchen. Hier müssen die schicksalbefragenden Mädchen am Grenzrain einen Zaun abschütteln, den ein Vater und ein Sohn mit gleichem Vornamen errichteten. Der Spruch lautet:

Rennzaum, schüttel dich,
Feine Liebe, rippel dich!

Belle, Hundel, belle,
Mags doch sein, wer's welle.

In Katscher:

Rânzaum, schëttel dich,
Feines Liebla, rëppel dich,
Wenn=de willst mei Liebla sein,
Komm=mr hint zu Ågeschein.

In Warmbrunn muß der Zaun (oder dafür auch ein Baum) da stehen, wo drei Raine zusammenstoßen. Es heißt dann: Rênbêml, ich schittl dich; mein feinst Liebster, wittre dich! — Aus der Gegend, wo irgend ein Laut zu vernehmen ist, Hundegebell oder Turmuhrschlag, kommt der Ersehnte. — Um Schweidnitz sprechen die Mädchen: Grenzzaum, ich schüttel dich, Feines Liebchen, witter dich! Belle, Hundla, belle, Dein Liebeston erschelle. — In Liebau, wo der Zaun wiederum von Vater und Sohn mit gleichem Vornamen gesetzt worden sein muß, spricht man:

Lieber Zaun, ich schüttle dich,
Laß ein Hündlein wittern sich,
Laß ein Hündlein bellen sihr
Heut vor meiner Schwieger Thür.

In der Görlitzer Gegend heißt es: Erbzaun*), schüttel dich, Feinsliebchen wittre dich, wenn sich Feinsliebchen wird melden, wird ein kleines Hündchen bellen. — Auch in der Glogauer Gegend (s. Warmbrunn) schütteln die Mädchen statt des Zaunes einen Baum und sprechen:

Baum, ich rüttel dich, Baum, ich schüttel dich,
Wo mein feines Liechen ist, da meld' es sich.

In manchen Gegenden muß es ein Birnbaum sein, den man schüttelt mit den Worten:

---

*) Vgl. Inhaltsverzeichnis.

Ach herzallerliebster Andreas mein!
Ich bitte dich, Du wollest mir lassen erschein'
Den Herzallerliebsten mein.
Soll ich mit ihm haben Freun,
Laß ihn erscheinen mit Semmel und Wein.
Soll ich mit ihm haben Not,
Laß mir ihn erscheinen mit Wasser und Brot.
Kurz, er sei lahm, krumm oder hab' nur ein Bein;
Nur gieb, daß ich nicht darf leben allein.

Dann erblickt man den vom Schicksal bestimmten Bräutigam. Der Baum, unter den man tritt, kann übrigens ein gutgemachter (d. h. veredelter) oder ein Holzbirnbaum sein: die Besprechung behält ihre Kraft. Przbl. 1861, 192.

Statt des Hundegebells dient in der Grafschaft Glatz, wo man an dem Zaune dreimal rüttelt, das Krähen eines Hahnes als vorbedeutend. — In Seidenberg Kr. Lauban steigt das Mädchen am Andreasabend auf einen hohen Baum, der an einem Fluß oder See liegt. Im Spiegel des Wassers sieht sie den Zukünftigen.

13) Man wirft einen Stock auf einen Baum. So oft er herunterfällt, so viele Jahre dauert es noch bis zur Verheiratung. Für den Stock tritt öfters zu anderer Jahreszeit der mehr poetische Kranz ein.

14) In der Gebirgsgegend wirft man Haferkörner, glatte und mit Häkchen versehene, in eine Schüssel mit Wasser. Jedes Körnchen bedeutet eine Person, die glatten weibliche, die andern männliche. Vereinigt sich beim Herumschwimmen ein glattes mit einem andern Körnchen, so heiraten sich die beiden Personen im folgenden Jahre.

15) Man bricht vor Sonnenaufgang am Andreastage, doch auch am Barbaratage (4. Dezember), Zweige vom Sauerkirschbaum und spricht: Kirsche knacke dich, Feinsliebchen lache

dich; wenn die Kirsche wird knacken, wird mein Feinsliebchen lachen (Lauban, Bunzlau, Görlitz). Dann stellt man die Zweige ins Wasser und schließt zu Weihnachten aus der Zahl und Farbe der hervorbrechenden Blüten, ob für die Ausstattung zu sorgen sei.

16) Die Mädchen gehen in der Andreasmitternacht auf einen Kreuzweg und erfahren dort aus dem Geräusche, das sie hören, welches Handwerk ihr Zukünftiger treibt. Auf dasselbe schließt man auch aus dem Geräusche des kochenden Wassers im Ofentopfe, woran man das Ohr legt.

Zu dem Hunde, dessen Bellen beim Rainzaunschütteln vorbedeutend ist, stellen sich als Orakeltiere Gans, Hahn und Schaf.

17) Die Mädchen stellen einen (weißen) Gänserich mit verbundenen Augen in den Kreis, den sie bilden. Auf die er schreiend zugeht (die er „antadert"), die kommt während des Jahres noch unter die Haube. In der Grafschaft tanzen die Mädchen vorher mit dem „Gänsch", daß er schwindlig wird; auch eine Erschwerung der Schicksalsbefragung.

18) Sie klopfen um Mitternacht an die Hühnersteige oder an den Hühnerstall, oder sie werfen etwas unter die Hühner: Gackert der Hahn, so kriegt sie 'nen Mann; gackert die Henn, so kriegt sie kenn oder: wer weiß, wenn. — In Breslau setzt man sich am Andreasabend um den Tisch; jedes hat ein Häufchen Körner vor sich. Darauf wird ein Hahn auf den Tisch gebracht. Von wessen Körnern er pickt, der hat im folgenden Jahre Glück; natürlich bezieht dies die heiratsfähige Tochter auf ihre Verheiratung.

19) Die Mädchen treten bei Nacht in den Schafstall und fangen im Dunkeln ein Schaf. Ist es ein Widder, so heiratet diejenige, die ihn gefangen hat, noch im selben Jahre.

Die eigentliche Stätte dieses Wahrsagezaubers ist die Schlafkammer des Mädchens. Hier streut sie 20) Hafer

und Leinsamen in alle vier Winkel der Kammer und spricht (Görlitz):

Eas Eeas,
Mein lieber St. Andreas,
Ich sä', ich sä' Haberlein,
Daß mir mein Schatz allerliebst erschein'
In der Wahrheit und in der That,
Was er um und an sich hat.

Dann kommt er in leibhaftiger Gestalt zur Thür herein.

Um Landeshut knieen die jungen Mädchen am Andreasabend vor dem Schlafengehen nackt vor ihr Bett und beten:

Deus meus,
Andreus,
Gieb mir zu erkennen,
Wie ich ihn soll nennen
In der That und in der Wahrh't
(wohl für Wât, Kleidung),
Was er täglich (stündlich) um und an sich hat.

Oder um Lauban und Hirschberg:

Heiliger Andreas, gieb mir zu erkennen,
Nach welchem Namen ich mich werd nennen.
Auch zeige mir, daß es sich lehrt,
Zu welchem Stand und Gewerb er gehört.

Anderwärts drücken sie beim Schlafengehen die Bettbretter und sprechen:

Bettbrett, ich drück' dich,
Heiliger Andreas, ich bitt' dich,
Gieb mir in der Nacht ei(n),
Was mir für ein Mann bescheret sei.

Oder das Mädchen im Hemde stellt einen Fuß auf die vordere Brettwand und spricht:

Bettebrât, ich trât dich,
Heiliger Andreas, ich bât dich,
Schenk-mr a schîn Treimelein,
Welcher dåß wird meiner sein.
(Langenau bei Katscher.) Mitteil. II, 58.

Vgl. Stoppe Parnaß 338:

Jocasta kniet mit gleichem Sinn
Ganz nackend vor ihr Bette hin,
Um Sankt Andreen zu bewegen,
Ihr ihres Bräutigams Gestalt
Durch seine träumende Gewalt
In ihre Phantasie zu legen.

21) Man stellt sich in der Mitternachtsstunde ganz entkleidet mit zwei Kerzen vor den Spiegel und erblickt darin den künftigen Gatten.

22) Man greift nackt in der Geisterstunde rückwärts durch die geöffnete Thür mit der Hand über die linke Schulter hinaus und ergreift das Haar des Geliebten.

23) Man deckt in der Andreasmitternacht um 12 Uhr den Tisch, stellt zwei Kerzen und ein Glas Wasser darauf, legt ein Stück Brot und ein Messer daneben und verbirgt sich dann so, daß man die Stube übersehen kann. Bald darauf erscheint der zukünftige Gatte. Trinkt er von dem Wasser, so ist er arm, trinkt er von dem Weine, so ist er reich; wenn er sich von dem Brote abschneidet, so muß man das Messer ganz tief in der Erde verstecken; denn findet er es nach der Verheiratung, so wird man damit erstochen (Grünberg). Engelien 237.

Bei all diesen Besprechungen und Zauberhandlungen handelt es sich um eine Beschwörung, die für denjenigen, der oder dessen fylgja, Folgerin, d. h. Seele in irgend einer Gestalt erscheinen soll, mit seelischer Pein, mit alpdruckähn-

lichem Schmerze, ja auch Lebensgefahr verknüpft ist, wovon viele Sagen gehen. Vgl. Haupt in Przbl. 1869, 299 und Mogk im Grundriß III, 251.

Der heilige Andreas soll an einem Kreuz mit schräggestellten Balken den Märtyrertod erlitten haben. Dieses „Andreaskreuz" vertritt in einem schlesischen Pfänderspiel den Heiligen. Ein Mann stellt sich auf den Tisch oder zwei Stühle und stellt mit ausgebreiteten Händen und Füßen ein Andreaskreuz dar. Das Mädchen kniet vor ihm nieder und spricht:

Heiliges Kreuz, ich bete dich an,
Du brauchst eine Frau und ich einen Mann.
Bist du so gesinnt wie ich,
So komm herab und küsse mich.

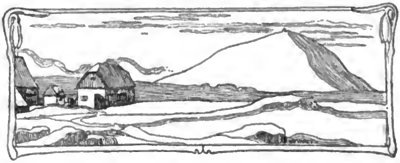
2. Auch haben die Alten am Andreasabende sehen wollen, ob ein nasses oder dürres Jahr folgen werde. Man stellte ein Glas voll Wasser hin und prophezeit am nächsten Morgen, je nachdem das Wasser übergelaufen war oder nicht, ein feuchtes oder trocknes Jahr.

Ein feucht oder dürr Jahr wird so erkannt
Mit einem Glas voll Wasser ohn' allen Tand;
An S. Andreas-Abend dasselbige mach:
Läufts über, so kommt ein feucht Jahr hernach;
So aber darnach folget ein dürr Johr,
So schwimmets ganz und gar oben empor.

Coler Calend.

Andreas-Schnee thut den Früchten weh (Oels).

An einigen Orten umwindet man auch am Andreasabende die Bäume, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern, während man die Feierabendglocke läutet, d. h. nach Sonnenuntergang, mit Strohseilen und befestigt sie mit einem Knoten. Länger als geläutet wird, darf man jedoch dieses Geschäft nicht treiben. Przbl. 1840, 480.



Die zwölf Nächte.

3. Besonders in den Zwölften hat sich in Brauch und Glauben viel altgermanischer Besitz erhalten. Die Tage fallen in den einzelnen Gegenden Deutschlands verschieden. In Schlesien sind es gewöhnlich die zwölf Tage vor Weihnachten; in den polnischen Teilen, der Gebirgsgegend und der Grafschaft, die auch hierin christlichem Einflusse mehr Eingang gewährte, ist es, wie sonst meist in Deutschland, die Zeit von Weihnachten bis Dreikönigstag; im polnischen Oberschlesien rechnet man auch vom Luciatage (13. Dezember) bis Weihnachten. Nach christlicher Umdeutung treiben jetzt, wo früher Wodan und die andern Götter umherzogen, Spuk und böse Mächte ihr Spiel; namentlich in der zweiten Hälfte dieser Tage muß man sich vor ihnen hüten (Guhrau): es erscheinen Irrlichter und Gespenster (Parchwitz), und frei walten die Hexen. Haus, Feld und Garten werden mit Zauberschutz umgeben. Man brennt zwischen Weihnachten und Neujahr die ganze Nacht hindurch Kien, um durch den Rauch die Hexen und bösen Geister von Haus und Hof fernzuhalten (Militsch-Trachenberg). Man fastet am ersten Weihnachtsfest, um vor Hexenschuß sicher zu sein (Gr. Wartenberg). Man schießt in der Weihnachts- und Neujahrsnacht über Feld und Flur, in Strauch und Baum und umwindet die Obstbäume mit Stroh, damit ihnen die Geister nichts anhaben und sie im nächsten Jahre reiche Frucht tragen.

Vgl. Jahn, Opfergebr. 214 f. Fruchtbarkeit der Bäume bringt auch der Sturm in den Zwölften; besonders der „Dreiwochenwind“ vor Weihnachten (Leobschütz, Trebnitz, Schweidnitz), der mit dem wilden Heere in Beziehung steht; denn dann „rammeln“ oder „preschen“ die Bäume und werden viel „schütten“.

Ob die Bäum' in ihrer Art
Sich gerammelt, sich gepaart,
Würden jene Nächte lehren,

singt der Schleizer Czepko (handschriftlich); vgl. Scherffer Spr. 204. Wenn in den zwölf Nächten viel Schnee an den Bäumen hängt, so wird es nächstes Jahr viel Obst geben (Grafsch.). — Überhaupt sind diese Nächte für die Witterung und Beschaffenheit der kommenden zwölf Monate von Vorbedeutung. Die Alten haben vom Christtage (im poln. Oberschl. vom Luciatage) angefangen und vom Sonnenschein der zwölf Tage und von den Winden der zwölf Nächte je zwölf Reime zusammengestellt, deren Inhalt besagt: 1. Tag. Sonnenschein am heiligen Christtage (an Lucia) bedeutet ein fröhliches Jahr; wenn in der Christnacht weht der Wind, so sterben die Fürsten geschwind; — am 2. Tage Sonnenschein: Teuerung; in der Nacht Wind: schlechte Weinernte; — am 3. Tage Sonnenschein: Kirchenstreitigkeiten, in der Nacht Wind: Tod der Könige; — am 4. Tage: Krankheiten der jungen Leute und Hungersnot; — am 5. Tage: Gedeihen aller Frucht und Sterben der Gelehrten; — am 6. Tage: reichliches Obst und ein gesegnetes Jahr; — am 7. Tage: Teuerung und ein mittelmäßig Jahr; — am 8. Tage: viel Fische und Krankheiten sowie Tod; — am 9. Tage: Glück in der Schafzucht und großes Sterben; — am 10. Tage: schwere Gewitter und Sterben unter dem Vieh; — am 11. Tage: viel Nebel und Krankheiten, viel Sterben des

Viehes; — am 12. Tage bedeutet Sonnenschein: Unfrieden, in der Nacht Wind: Krieg. Coler Calend.; Mitteil. IV, 49. Vgl. über die Zwölfnächte noch Weinhold, Weihnachtspiele 11, Mogk im Grundriß III, 260. — Auch die Träume in den zwölf Nächten gehen in den zwölf Monaten des neuen Jahres in Erfüllung (Ratibor, Rybnik).

Man bezeichnet das Haus mit drei Kreuzen im Namen der Dreifaltigkeit, besprengt es mit Weihwasser und durchräuchert alle Räume in Halle und Hof mit Weihrauch (Grafsch.). In der Schweidnitzer Gegend glaubt man im Advent einen katholischen Leichenzug zu erblicken, der stillschweigend vorüberzieht (die im kommenden Jahre Sterbenden?). In dieser Zeit saust auch der Nachtjäger ohne Kopf mit Hundegebell und Jagdgeschrei durch die Lüfte. „Fėdert (alltäglich für: fördert) eich,“ sagt in den Zwölften in Katscher und Leobschütz die Mutter zu den Kindern, die abends etwas „hullen“ (holen) sollen, „fėdert eich, die wilde Jagd ist los!“ — Die Werkeltagsarbeit muß ruhen: wer an diesen Tagen am Spinnrade sitzt, stirbt sicherlich im kommenden Jahre. Man ißt bestimmte Speisen und meidet andere, besonders Erbsen, weil man sonst von Beulen und Schwären befallen wird. Der Traum am ersten Adventssonntage geht in Erfüllung (Beuthen O/S.). In diesen Nächten gehen die Werwölfe um. Man darf in dieser Zeit überhaupt den Wolf nicht mit seinem Namen bezeichnen, sondern muß ihn das Gewürm oder Ungeziefer oder Unflat nennen, damit man nicht mit der Herde von den Wölfen zerrissen werde; Scherffer Spr. 273. — Wenn man in diesen Tagen in ungerader Zahl bei Tische sitzt, muß eines sterben (Militsch-Trachenberg). Zwischen Weihnachten und heil. Dreikönigen soll keine Wäsche aufgehängt werden, sonst stirbt jemand (Breslau). Auch darf man in den Zwölften keine schmutzige Wäsche liegen lassen, sonst wird man krank (Kreuzberg). In

dieser Zeit werden schadenbringende Gegenstände geweiht im Namen des Dreieinigen ohne Amen (Militsch-Trachenberg).

Im Anfange der Adventzeit schneiden Jungfrauen kleine Schnaten (Zweige) von Kirschbäumen ab und setzen sie ins Wasser. Jedes Reis bekommt den Namen eines Heiratskandidaten. Um Weihnachten fangen die Zweige bisweilen an zu blühen. Geschieht dies nicht, so heiratet die Jungfrau auch das nächste Jahr nicht. Blühen die Zweige, so heiratet derjenige das Mädchen, dessen Zweig zuerst blüht (Liebau).

Die heilige Zeit darf man nicht verschlafen. Früher (in Waltersdorf bei Sprottau bis 1860) mußten beim Advent die Bauern vom Wächter gerufen werden, damit sie nicht verschliefen.

S. Nikolaus.

4. In den Beginn der heiligen Festzeit fällt der Nikolaustag (6. Dezember). Schon am Vorabende kommt der heilige Nikolaus, der milde, liebe, willkommene Kinderfreund, in weißem Gewande und verteilt seine Gaben. Jedoch ist der Charakter des Heiligen nur noch selten rein gewahrt (Liebenthal, Kreuzburg). Er verschmilzt zumeist mit jener kinderschreckenden Gestalt, über die sich die Kinder doch so sehr freuen, und die hier und da neben ihm auftritt (Liebenthal), die ihn aber gewöhnlich ganz verdrängt und sich sogar seinen Namen angemaßt hat: der Nickel hier und der St. Ruprecht, Ruprich, Dupprich dort ist dann eine und dieselbe Gestalt. In den meisten Gegenden Schlesiens ist „der Nickel“ eine in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt, mit einem Strohseil umwickelt, einer Pelzmütze auf dem Kopfe, mit Fausthandschuhen, einer Rute und einem großen Sacke, worin Ketten klirren. Er geht von Haus zu Haus, fragt, ob die Kinder folgsam, fleißig und fromm sind, läßt sie niederknieen und beten, beschenkt die artigen mit Äpfeln

und Nüssen, die unfolgsamen schlägt er mit der Rute, stampft mit dem Sacke und droht, sie hineinzustecken. In manchen Orten begleitet den Nickel-Ruprecht das Christkindel, eine milde, reine Engelsgestalt, das den guten Kindern aus seinem weißen Tüchel viele hübsche Sachen schenkt, die ihm die Mutter zuvor zugesteckt hat, und das nächstes Jahr wiederzukommen verspricht. In gebirgsschlesischen und polnischen Gegenden heißt die Gestalt, die vor Weihnachten erscheint, aber meist nur an die Thür klopft oder mit dem Besen daran kratzt und, wenn die Thür geöffnet wird, Nüsse, Äpfel und Pfefferkuchen in die Stube wirft, der alte Joseph, Jusuf. Man vergl. über alle diese Weihnachtsgestalten Friedrich Vogt, Die schlesischen Weihnachtspiele. (S v Ü I) Leipzig, Teubner, 1901.

Nikolaus tritt auch als Schutzpatron des Viehes auf. In der Gegend um Leobschütz machten früher überall dort, wo eine Nikolauskirche oder Nikolauskapelle stand, die Bauern am Tage des Heiligen mit den Pferden um seine Kapelle einen Nikolaus-Ritt, damit er das Vieh vor Unglück und Seuche behüte. Slavischer Gebrauch; vgl. Wolf, Beitr. 116. In Bayern werden am Stephanstag die alten Stephanskapellen von den Bauern der Gegend umritten; diese Stephansritte sollen die Pferde namentlich gegen die Hexen schützen. Z. d. V. f. V. III, 13.

Thomastag.

5. Der schon in das Gebiet der zwölf Nächte fallende Thomastag (21. Dezember), der kürzeste Tag im ganzen Jahre, und der Thomasabend werden von der zukunftsbegierigen und heiratslustigen Jugend ähnlich beachtet wie im ausgedehntesten Maße der Andreasabend (1). Man betet vor dem Schlafengehen:

Lieber Thomas, ich bitt' dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen;

übt das Latschenwerfen (1, 2) und andern Liebeszauber. — Am Thomastage verdingten sich früher Knechte und Mägde. — Wer am Thomastag zuletzt in die Schule kommt, wird als „Thomasesel" gehänselt. — Der fromme Landmann spricht das Thomas-Gebet, worin er um Abwendung von allerlei Gefahren für Menschen und Tiere bittet. Vielerorten bleibt man wach und arbeitet „lange Nacht"; dazu bäckt man Thoms-Striezeln (Grünberg). Engelien 237. Über lange Nacht s. (193). Auch in der Oelser Gegend fand in der auf den Thomastag folgenden Nacht in den Rockenstuben die lange Nacht statt, während der das ländliche Gesinde bis gegen Morgen beisammen blieb und sich belustigte.

Weihnachtsabend, heiliger Abend.

6. Im Mittelpunkte der Weihnachtszeit steht der heilige Abend, Weihnachts- oder Christabend, die Feier der Geburt Christi. Im 4. Jahrhundert wurde der 25. Dezember, ein Tag des licht- und freudlosen Mitwinters, sinnig zur Geburtstagsfeier Christi gewählt. Heil und Licht sind gleichbedeutende Begriffe. Christus ist das Licht, das in die Finsternis hineinleuchtet, sie überwindet und auf die Frühlingszeit, auf die weltbeglückende Zeit der Fülle des Lichtes und Heiles vorbereitet. Das deutsche Gemüt nimmt an dieser Feier den lebhaftesten Anteil, am deutschen Herde sprießen inmitten der Winterstarre die lieblichsten Blüten innigen Gottgedenkens, aber mitten durch die christlichen Vorstellungen schlingen sich in dieser geheimnisvollsten und wunderreichsten Zeit zählebige altheidnische Vorstellungen wie in keiner andern Zeit des Jahres. Ahnungsvolles, wundersames Wirken und Weben

geht durch Natur- und Menschenleben, diese beiden Pole alles Daseins.

7. Die heilige Zeit darf durch nichts Alltägliches entweiht werden. Diese Nacht darf keine Düngergabel im Stalle gerührt werden (Hoyerswerda), sonst kommt Unglück über die Wirtschaft. Am heiligen Abend soll man nichts aus dem Hause verkaufen, sonst verkauft man für das künftige Jahr den Segen; man darf nichts wegbringen, es geht sonst verloren (Militsch-Trachenberg). Alle Unholden werden von Haus und Hof ferngehalten, um die heilige Ruhe nicht zu stören. Die Knechte gehen mit lautem Peitschenknallen im Dorfe umher ('m Krëstkënde ei de Käne [entgegen] knålla, Pommerswitz bei Leobschütz); die Hauswirte treten vor ihr Gehöft und schießen einigemal mit dem Gewehre. Beides giebt eine reichliche Ernte, weil man durch das Knallen und Schießen über die Felder zugleich „die Saaten weckt". Mitteil. II, 55; sie körnern dann gut (Rothwasser, Kr. Görlitz, Bernstadt). Man dreht am Christabend eine Wiete. Dazu kann man jedes beliebige grüne Holz (selbst die leicht zerbrechliche Knackweide) verwenden; sie geht nicht entzwei. Wird diese Wiete um das Viertel gebunden, das im Frühjahr zum Gerstesäen gebraucht wird, so werden die Sperlinge nicht in die Gerste kommen (Herzogswaldau bei Jauer).

8. Wenn man am Vorabende Garn spinnt, daraus am heiligen Abende Zwirn verfertigt und mit diesem Zwirne die Reisekleider näht, so beißt einen auf der Reise kein toller Hund. Um zwölf Uhr setzt man sich unangekleidet an den Spinnrocken und spinnt einen Faden, ohne ihn jedoch zu netzen, einen „rohen“ Faden. Wenn man sich diesen Faden um den Hals knüpft, so bekommt man keine Selbstmordgedanken (Herzogswaldau bei Jauer). Przbl. 1828, 156.



9. Putzt man vor Sonnenaufgang alle Schuhe blank, so vertreibt man die Ratten (Türpitz bei Strehlen). Geht man im Hemde in den Garten und schlägt mit dem Dreschflegel, auf- und niedergehend, den Boden, so weichen alle Maulwürfe, und das Gras gedeiht gut (Reichwalde). Schlägt man mit dem Dreschflegel an die vier Ecken des Hauses und der Scheune, so verjagt man die Mäuse aus dem Gehöft (um Sprottau; Reichwalde).

10. Wenn man die Schuppen des Weihnachtskarpfen im ganzen Hause umherstreut, so bringt dies den Hausbewohnern Glück im neuen Jahre; steckt man sie in das Portemonnaie, dann bekommt man viel Geld (Leobschütz). Man trägt während des Abendläutens drei Arm voll Holzscheitel ins Haus und zählt sie; ist die Zahl übereinstimmend gerade, so hat man im kommenden Jahre Glück.

11. Die geheimnisvolle Kraft, die in der Christnacht waltet, verwandelt in der Mitternachtsstunde alles Wasser in Wein. Wer nachts um zwölf Uhr aus einem Brunnen schöpft, ohne hineinzusehen, schöpft Wein daraus; sieht man hinein, wird man von den Nixen hinabgezogen (Trachenberg).

12. Wie zu allen Schicksalszeiten suchen auch jetzt die Mädchen zu erfahren, ob sie ihr Lebensziel, die Verheiratung, im kommenden Jahre erreichen werden, und was für ein Mann ihnen zugedacht sei. Wenn am Abend das Essen besorgt und alles fertig ist, kehren die Mägde die Küche, aber von der Schwelle aus nach der Mitte des Raumes zu. Dann stellen sie sich auf den Kehrichthaufen in der Mitte, laufen von dort hinaus an den Gartenzaun und rütteln an ihm. Der Bursche des Dorfes, den sie dann am nächsten Morgen zuerst sehen, wird ihr Freier sein (um Beuthen O/S.). Junge Mädchen schütteln stillschweigend das Tischtuch im Freien, auf einem Kreuzwege, aus; aus welcher Gegend dabei das Bellen eines Hundes erschallt, daher kommt der

Zukünftige, oder sie rufen in die Nacht hinaus: aus welcher Richtung das Echo schallt, naht der Bräutigam (Beuthen O/S., Rybnik, Ratibor); s. Andreasabend (1). In der Gegend von Schweidnitz und Glogau findet am heiligen Abend auch das sonst am Andreasabend übliche Gartenzaunschütteln statt (s. 1, 12). Die Mädchen decken nach Mitternacht in aller Stille noch einmal den Tisch (ursprünglich als Opfer für die umherziehende segenspendende Gottheit, für die dann die Engel oder die armen Seelen eintreten (s. 28), und glauben, jener junge Mann, der dann zuerst an den Tisch herantritt, sei der ihnen vom Schicksal bestimmte Bräutigam (Grafsch.). Aus früherer Zeit bezeugt Männling, daß man „in der Christnacht den Tisch deckt, Brot aufträgt, auf jede Ecke einen Teller legt und durch ein sonderlich Gebet den Liebsten invitieret, daß er ein Messer wolle bringen, wie es also in Schlesien einst geschehen“. Er fährt fort: „Noch mehr; auf einem adelichen Schlosse Schlesiens legten drei Hofdamen in der Christnacht drei Teller für diejenigen, die ihre zukünftigen Männer werden sollten. Es erschienen ihnen aber zwei Gespenster in Gestalt zweier Kavaliere und satzten sich zu zweien dieser Damen; die dritte, aus Verdruß, daß sie keinen Galan empfangen, stund auf und trat ins Fenster. Daselbst erblickte sie auf der Gasse einen Sarg und darinnen eine Person liegen, die ihrer Gestalt ganz ähnlichte, worüber sie in ein solch Erschrecken verfiel, daß darauf eine Krankheit und zuletzt der Tod erfolgte. Heißt das nicht: Narrenspiel will Raum haben?“ (echt schlesische Redensart.) Curiositäten 199 f. — Die Mädchen stecken sich ferner am heiligen Abend einen Apfel in die Tasche und tragen ihn bis zum Neujahrsnachmittag mit sich herum, worauf sie ihn abends um sieben Uhr unter der Hausthür verzehren. Der junge Mann, welcher während des Essens zuerst vorübergeht, ist der Zukünftige. — Auch schälen sie einen Apfel oder eine Birne,

so daß die ganze Schale zusammenhängt, und lassen diese senkrecht zu Boden fallen. Der dabei sich bildende Buchstabe wird auf den Anfangsbuchstaben des Familiennamens des zukünftigen Gatten gedeutet. Blüht ein Kirsch- oder Christbeerzweig, den man am Barbaraabend gebrochen und in ein Wasserglas gestellt hat, am heiligen Abende, so bedeutet das für die Tochter des Hauses eine Hochzeit (Leutmannsdorf bei Schweidnitz); s. Andreasabend (1, 15).

Mägde, welche wissen wollen, welches Gewerbe ihr künftiger Ehegenosse treiben werde, schütteln die auf dem Tischtuche befindlichen Überreste der Mahlzeit des Weihnachtsabends am folgenden Morgen unter einen nahe an der Straße befindlichen Fruchtbaum und harren des zuerst Vorübergehenden. Wer nun ihr Warten befriedigt, dessen Gewerbe ist das ihres künftigen Bräutigams. Przbl. 1840, 479. Am Weihnachtsabende giebt das Mädchen dem Hunde ein Stück von ihrem Mohnstriezel und jagt ihn dann auf die Gasse; wohin er läuft, von da kommt der Gatte. Wuttke 348. Die Heiratslustigen horchen am Ofentopf und hören da verschiedene Töne, die den Stand des künftigen Gatten bezeichnen; s. Andreasbend (1, 16). Während die Weihnachtsglocken läuten, schneidet man einen ganz roten Apfel mitten durch und legt die eine Hälfte unter das Kopfkissen; was man dann träumt, wird wahr. Die andere Hälfte ißt man an der Thür; wer zuerst von den Ledigen vorübergeht, ist zum Ehegatten bestimmt. Przbl. 1866, 20. Wenn man am Christabende Nußschalen mit angezündeten Wachslichtern in einer Schüssel mit Wasser schwimmen läßt und in jede den Namen eines aus der Gesellschaft legt, so kann man sehen, welche sich miteinander verheiraten werden. Welche Nußschalen sich miteinander verbinden, die heiraten sich. Bunzl. Mtschr. 1792, 211. Dasselbe weissagt man aus zwei Myrtenblättchen, die man auf dem Wasser schwimmen läßt (Rybnik, Ratibor).

Aber auch in anderer Beziehung ist dieser Brauch schicksalkündend: Wessen Licht zuerst verlischt, der stirbt zuerst.

Wirft man am heiligen Abende die Speisereste, Fischgräten, Nußschalen in den Garten, so wächst daraus das Mutterkraut, Meter genannt (Grafsch.; Beuthen O/S., Kreuzburg).

13. Man erforscht die Zukunft auch auf andern Gebieten. Wenn man in der Weihnacht auf ein Weizenfeld geht, dort mit geweihter Kreide ein Dreieck auf dem Boden abzeichnet und sich dann mit dem Ohr auf die Erde legt und horcht, so vernimmt man zuerst ein Rollen; hernach erzählt eine Stimme alles, was im neuen Jahre vorkommen wird. Die Leute nennen dies das Weizenhören (Grafsch.; Grabinski 51). Man sagt auch, daß derjenige, welcher sich am heiligen Abend mit dem Ohr auf den Erdboden legt, die Bewohner der Unterwelt reden hört. — In der Christnacht mißt man Getreide. Man füllt vier Gefäße, welche die vier Vierteljahre bedeuten, mit Roggen. Nun wird ein Gefäß nach dem andern ausgeschüttet und abermals mit demselben Inhalte gefüllt. Geschieht es nun, daß jetzt ein Gefäß mehr oder weniger als vorher gefüllt ist, so meint man, daß in dem betreffenden Vierteljahre je nach Verhältnis das Getreide billig oder teuer sein werde (Grafsch.). — Man nimmt das Nummerplumpen vor. Man läßt ein Geldstück neunzigmal in eine mit Wasser gefüllte Schüssel fallen, wobei man laut zählt. Auf diejenigen Zahlen (Nummern), bei denen das Geldstück über den Schüsselrand springt, wird in die österreichische Lotterie gesetzt, und man behauptet, daß diese Zahlen unfehlbar Gewinn bringen (Grafsch.). G. V. III, 222; Grabinski 50. — Das Glücksheben. Nach dem Abendessen legt man vier Teller umgekehrt auf den Tisch und unter den ersten ein Geldstück, Glück, unter den zweiten ein Stück Lehm, Krankheit, unter den dritten ein wenig Brot, reich-

liche Nahrung, unter den vierten einen Kamm, Läuse und Not bedeutend. Man läßt jeden, der die Verteilung dieser Dinge nicht gesehen hat, in vier Zwischenräumen je einen Teller heben und glaubt dann zu wissen, wie es ihm in den vier Vierteln des neuen Jahres ergehen werde. Im Gebirge und den benachbarten Gegenden hebt man „a Limpla" (daher Lumpenheben genannt), „a Bissa Brut", „a schin Ringla" und „an ruten Pfennig", diese Dinge sinngemäß deutend.

Am Christ- und Silvesterabend horcht man an einem Zaun oder auf der Grenze dreier Ackerstücke oder auf einem Kreuzwege: Hundegebell bedeutet Feuersnot (464), Windbrausen Krieg, Klopfen Tod (Reichwalde).

Nach der Mahlzeit greift der Hausherr „blind", d. h. ohne hinzusehen, in die Schüssel mit Wälnüssen und giebt jedem Familienmitgliede zunächst vier Stück. Jedes öffnet sie und deutet aus ihrem Inhalt und dessen Beschaffenheit das Glück oder Unglück der einzelnen Vierteljahre; sind gar alle vier Nüsse „taub" oder schlecht, dann fürchtet man den Tod. Dann schneidet jedes einen Apfel, oben bei den Kelchzipfeln beginnend, durch, und wer einen Kern durchgeschnitten hat, kann gewärtigen, daß ihn im kommenden Jahre das Todeslos ereilt.

14. Jedes Mitglied der Familie erhält am heiligen Abend ein Oblat (schlesisch für Oblate f.); der Küster oder Glöckner verkauft sie zu diesem Zwecke in großen Mengen. Jedes bricht nun von dem Oblat des andern ein Stückchen ab und ißt es. Man glaubt, die Betreffenden, die von einem und demselben Oblat gegessen haben, werden im folgenden Jahre voneinander nicht getrennt (Beuthen O/S.).

15. Die jungen Leute legen sich mit dem Rücken auf den Fußboden und werfen einen der Latschen (Niederschuhe ohne Hinterleder) mit dem Fuße in die Höhe. Fällt der Latschen

mit der Spitze gegen die Thür zu, so verläßt man im nächsten Jahre das Haus; fällt er mit der Spitze gegen die Stube zu, so bleibt man. Die Beziehung auf Verheiratung liegt nahe; s. Andreasabend (1, 2).

Kommt der Arzt am heiligen Abende oder Tage ins Haus, so geht er das ganze Jahr darin ein und aus, d. h. die Krankheit nimmt darin kein Ende (Rybnik).

16. In manchen Gegenden läuft man an diesem Abend dreimal um das Haus herum und sucht dann so schnell wie möglich das Zimmer zu erreichen. Bemerkt man beim dritten Kreisen ums Haus auf dem Schornstein einen Sarg, vgl. auf den Firsten den Tod (305), so ist dies ein schlechtes Zeichen für die Hausbewohner. Grabinski 51.

17. Is der Heligobend lichte,
Hon mer goar wull Mundaschein,
Iß au (auch) ei a Scheun'n ganz lichte,
Weil de Arnte schlecht ward sein.

Brendel 28.

Ist aber der heilige Abend „schwarz", so hofft man auf ein gutes Jahr.

18. Bevor die Mutter zu Bette geht, thut sie noch für jedes Familienmitglied in eine Walnußschale Salz. Wessen Salz am nächsten Morgen sich in Wasser aufgelöst hat, der stirbt im künftigen Jahre. Oft setzt man auch bloß ein Häufchen Salz für jeden auf den Tisch. In der Trebnitzer Gegend streut man das Salz auf Zwiebelschalen; vgl. Zwiebelkalender (46). Jahn, Opfergebr. 276. Anm.

Am Christ- (und Silvester-)Abend horchen die Schicksalsbegierigen an einem fremden Fensterladen und denken sich dabei einen Wunsch; hören sie Ja, so geht er in Erfüllung. Auch dieser Brauch greift bedeutsam in das Liebesleben ein; s. Andreasabend (1, 1).

Legt man sich um zwölf Uhr nachts mit einem Ohr auf Johanniskraut, dann wird man eine Stimme vernehmen, die einem sein Schicksal sagt.

19. Auch die künftige Ernte wird im voraus zu erraten gesucht. Man legt ein Ramftl Roggenbrot und ein Ramftl Striezel (Weizengebäck) mit den Schnittflächen aufeinander, dazwischen ein blankes Messer, und bindet alles fest zusammen. Ist am nächsten Morgen die Klinge nach der Brotseite zu angerostet, so gedeiht im kommenden Jahre der Roggen gut; zeigt sich Rost auf der Striezelseite, so gedeiht der Weizen (Riebnig, Kr. Brieg). In mit Erde gefüllte Teller werden verschiedene Getreidearten gesäet: welche am besten „perlt", d. h. die meisten Luftperlen hat, gerät am besten (Liebau, Hoyerswerda). Im Erzgebirge und im Vogtlande übt man diesen Brauch an Silvester, vgl. Jahn, Opfergebr. 275. Die Schüssel, in der die Mohnklöße bereitet worden sind, wäscht man nicht gleich aus; man gießt zuvor Wasser hinein. Wenn viele Körner oben schwimmen, so giebt es eine körnerreiche Ernte (Freystadt, Rothwasser, Kr. Görlitz). Holt man um Mitternacht vom Nachbar, der ein strohgedecktes Gebäude, ein sog. Schaubendach, hat, stillschweigend eine Schaube (Strohbündel) und drischt sie ebenso still aus, so zeigen sich Körner von allerlei Getreidearten. Zählt man die in jeder Sorte für sich allein, so ist man sicher, daß die Ernte in der Art am besten ausfallen wird, welche die größte Anzahl Körner aufweist (am Zobten). Przbl. 1873, 238.

20. Die Böttcher ließen am heiligen Abende kleine Gefäße, unter stiller Wiederholung einiger Worte, von einer Höhe herabrollen, damit sie künftig viele Arbeit, besonders mit großen Gefäßen, haben möchten. Przbl. 1840, 479.

Man wäscht sich an diesem Schicksalsabende Hände und Füße, damit sie im kommenden Jahre nicht aufspringen

(Guhrau; Gramschütz bei Glogau; Waltersdorf bei Sprottau). Man begießt den „Wurm", d. h. trinkt einen Schnaps, dann schadet einem der Ärger das ganze nächste Jahr nicht (poln. Oberschles.; Leobschütz). Der Abend ist auch gut, um Krankheiten in und um Bäume zu binden (662).

21. Durch Schändung des heiligen Tages geht man ein Bündnis mit dem Bösen ein (505) und sichert sich seinen Beistand; man sucht den Heckthaler zu erlangen (394).

Weit verbreitet ist der Glaube, daß derjenige, der am Weihnachtsabende unertappt stiehlt, das ganze Jahr mit gleicher Sicherheit stehlen kann; ebenso glückt einem, der im Karten- oder Würfelspiel glücklich ist, dasselbe auch im folgenden Jahre. Diese Meinung gilt auch vom Karfreitag. Beim Abendessen in der Vigilie vor Weihnachten darf nicht gesprochen werden, damit der Förster niemand aus der Familie beim Holzsammeln abfange und bestrafe (um Oppeln).

22. Die zauberkräftige Zeit machen sich auch die Hexen zu nutze. Zwischen zwölf und ein Uhr treiben sie am Weihnachtsabend ihr Spiel, schleichen sich in die Gehöfte und suchen aus dem Viehstalle irgend eine Kleinigkeit zu entwenden; der Nutzen des Viehes geht dann auf ihr Vieh über. Auch suchen sie der Saat in ihrem Wachstum zu schaden; s. Hexen (623). Damit keine Hexe in den Stall komme, stellt oder legt man Besen vor die Stallthür und streut Salz oder Hirse davor; dann müssen sich die Hexen mit dem Zählen der Körner bis zum Hahnenkrähen versäumen. Man zeichnet mit geweihter Kreide drei Kreuze an die Thüren und umräuchert mit Weihrauch den ganzen Hof. Man schießt in die Obstbäume, damit sie reichlich tragen, und über die Felder, dann weichen die Hexen, und das Getreide körnert gut (Leobschütz, Brieg, Görlitz, Militsch-Trachenberg).

23. In einigen Gegenden, so im deutschen Oberschlesien,

wird der heilige Abend von den Hirten eingeleitet (eingeläutet). Sie nehmen ihren Herden die Schellen ab und ziehen damit durchs Dorf. Manche benutzen daneben alte Trompeten, Kuhhörner oder Hirtenpfeifen und machen einen Höllenlärm. Sie gehen in jeden Bauernhof, erhalten dort Kuchen und Bier von der Bäuerin und beenden dieses laute Treiben erst nach zehn Uhr. Dies soll nach dem Volksglauben an die große Freude erinnern, die nach der Verkündigung der Geburt des Heilands durch die Engel laut wurde; doch bezweckt es wohl ursprünglich Abwehr der bösen Mächte, die in dieser Zeit ihr Wesen treiben (22).

In vielen Städten wird am Christabend von den Kirchtürmen herab nach den vier Himmelsrichtungen je ein Choral geblasen („gespielt").

24. Der heilige Abend naht. Die Hausfrau sieht nach dem Himmel, denn man soll erst nach der Christnacht essen oder wenigstens erst dann, wenn die ersten Sterne am Himmel stehen. Heute wird überall der Tisch gedeckt, was außer an der Kirmes nur noch bei ganz vornehmem Besuche vorkommt. Heute werden auch außer der Lampe wenigstens noch zwei Lichter oder Kerzen angezündet. Das muß der Jüngste im Hause besorgen. Sogleich sehen alle Anwesenden nach dem Schatten an der Wand; ein Schrecken für die ganze Familie wäre es, wenn ein Mitglied seine Gestalt an der Wand ohne Schatten erblickte; es müßte im folgenden Jahre sterben.

War de oa semm Schoarte hinte (heute abend)
Sitt kenn Kôp, ock blus a Leib,
Starbt doas Johr, 's is kene Finte
Un ke lârer Zeitvertreib.

Brendel, Heimatklänge 27.

Man betet, und alle setzen sich, die Mahlzeit zu beginnen. Sobald die Hausfrau heute Platz genommen hat,

darf sie nicht mehr aufstehen, damit ihr im nächsten Jahre nicht die Hühner vom Brüten fortlaufen (Oberschles.) Vgl. ich salber toar nich ufstiehn, weil mir sust im Frühjoahr leicht de Hühnder weg vom Brütte lôsen. Rößler, Wie der Schnoabel gewaxen. 1881, 92.

23. Ganz bestimmte Gerichte werden an diesem Abend genossen; ihre Wahl erfolgt mit Rücksicht auf die geheimnisvolle Kraft, die man ihnen beimißt. Es wird reichlich aufgetragen, denn wer sich heute nicht satt ißt, wird das kommende Jahr recht oft über Hunger klagen, und je größer die Fülle der Gerichte ist, um so größer wird in Zukunft der Wohlstand. „Man genießt Speisen, welche die Fruchtbarkeit versinnbildlichen, indem sie zahllose Eierchen oder Samenkörner und damit die Keime einer unendlichen Fülle tierischen oder pflanzlichen Lebens enthalten". Vogt, Mitteil. II, 56. Deshalb dürfen Fische (Rogenkarpfen, Rogenheringe), Mohn, Hirse und Erbsen nicht fehlen; dazu gehören die mit Ei (Gelbei), dem Sinnbild lebenbildender Naturkraft und Fruchtbarkeit, bestrichenen Christ- oder Gelbbrote (Gâlbrût). Auch die zauberischen Zahlen neun und sieben (559) spielen bei der Anzahl der Gerichte eine bedeutsame Rolle. Man genießt neunerlei Speisen: dabei darf Hirse nicht fehlen. Je mehr Hirsekörner man ißt, um so mehr Goldstückchen nimmt man im künftigen Jahre ein (Grünberg 1895). Aus den sechziger Jahren teilt Engelien mit: In Grünberg besteht das Abendgericht aus Grünkohl und Bratwurst oder folgenden sieben Speisen: Wurst (oder Schweinefleisch) und Sauerkraut, Mohnklöße (blaue Husaren genannt) oder Mohnstriezel, auch „Mohsipen", Karpfen, gebackene Birnen und Pilze (schlesisches Himmelreich, die sonst gewöhnliche Fastenspeise), Brinkelhirse und Semmelmilch (weiße Dragoner). Auch werden Striezeln und „Mohnsanze" zu diesem Feste gebacken. 238. Am heiligen Abend Mohn essen

bringt Glück in den Beutel (Haynau). Am Weihnachtsabend müssen Rogenkarpfen gegessen werden, das bringt Geld. Arme Leute essen wenigstens rogene Heringe (Goldberg). Vgl. Silvesterabend (42) und Fastnacht (62). In Jauer, Sprottau und Umgegend ißt man neunerlei: Wassersuppe, gelbe Suppe, Erbsen oder Hirse, Kraut, Karpfen, gebackene Birnen, Pilze, Butternudeln und Mohnklöße. Vielerorten bestand früher die Mahlzeit aus Rauchfleisch und „Backklislan" mit Pilzen. Eine Schüssel Erbsen durfte nicht fehlen, wovon sich jeder wenigstens einen Löffel voll nahm; dann würde es im neuen Jahre nicht an Geld fehlen (Waltersdorf bei Sprottau, Herzogswaldau bei Jauer). Oder es wurde gelbe Suppe und Schweinebraten aufgetragen. Heutzutage bekommen die Dienstboten dieses Gericht, während der Hausherr mit den Seinen meistens die polnisch zubereitete „Weihnachtskarpe" verspeist. Im Leobschützer Kreise ißt man Fischsuppe (Suppe, worin das „Gebündel" der Fische, namentlich der Rogen, und viel „Wurzelzeug" gekocht ist), Karpe mit polscher Biertunke, gebratenen Fisch mit Wurzeltunke und eine aus Kuchenteig (ohne Rosinen) gebackene „Nitze", Striezel oder Gêlbrot. Die Wurzeltunke wird in großen Mengen zubereitet und noch einige Tage lang aufgewärmt (Katscher). — In der Grafschaft wird zuerst die Christabendsuppe, eine Biersuppe mit recht viel Zucker, Pfefferkuchen, Rosinen und Mandelkernen, vgl. die gelbe Suppe (229), aufgetragen. Trotz des vielen Kuchens, der heute auf den Tisch kommt, darf auf ihm das Brot nicht fehlen, sonst würde es daran das ganze nächste Jahr mangeln. G V VII, 267. Bei den Suppen sei auch an das alte Wort erinnert: Wer viel suppt, lebt lange. — In Österr.-Schles. aß man früher in der Regel nur Pflaumensuppe, Griespappe, Honigbrot und Honigkuchen (Honig: alte Festspeise), wozu schließlich von der Hausmutter in einer Schürze Äpfel

und Nüsse aufgetragen wurden. Peter II, 273. Man muß neunerlei Gerichte essen, darunter Fische, und neunerlei Lieder singen (Wohlau, Dyhernfurth). In den an Polen grenzenden Ortschaften werden, namentlich bei den wohlhabenderen Familien, sieben Gerichte aufgetragen: eine Mohn- oder Hanfsuppe mit gerösteter Semmel, gesottener Karpfen mit brauner polnischer Tunke, gebratener Karpfen oder Hecht mit brauner Butter, Sauerkraut mit Erbsen oder weißen Bohnen gemengt, Hirse oder Reis mit Pflaumen, Mohnklöße aus Semmeln und Kuchen oder Striezel nebst Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen. Przbl. 1865, 134.

26. Die Frau, welcher es beim Fischschlachten gelang, den Fisch und besonders den Schwanz in zwei gleiche Hälften zu spalten, wird noch einmal Jungfrau (Leobschütz). Wer beim Essen im Kopfe des Karpfen den sog. Stein findet, der wird das ganze nächste Jahr vom Glück begünstigt werden. Mit den Schwänzen der gegessenen Fische werden den Kindern die Augen eingerieben, damit diese das ganze Jahr über gesund bleiben. Wer mit Zahnschmerzen geplagt ist, nimmt von dem eben verspeisten Fische den Schwanz und klebt ihn mit Speichel in irgend einen Winkel oder an die Decke der Stube; so lange er dort hängen bleibt, so lange bleiben die Zahnschmerzen fern (Oberschles.). Przbl. 1864, 10.

27. Einer der Christstriezel wird ganz oder zum Teil aufbewahrt und im folgenden Jahre als wunderwirkendes Heilmittel verwendet (Neiße).

Wer am Weihnachtsabend viel Pilze ißt, dem stehen das ganze Jahr die Kleider gut; vgl.

— inse Mutter soate:
War ne vo da Pilza ißt,
Die doch schmecka wie Solloate,
Wie ihr ja schunn olle wißt,

Hot farrs ganze Johr doas Leiden,
Doß ihm kene Kleder stihn,
Migas (mögen es) sein de schinsta seiden;
War de ißt, dam stihn se schin.

Brendel, Heimatklänge 29.

28. Nach der Mahlzeit läßt man den Familientisch die Christnacht hindurch gedeckt, damit die armen Seelen oder die Engel davon essen können (Ratibor, Mocker bei Neustadt, Schweidnitz). In Kreuzburg wird eine Kufe, die sog. Christkindelkufe, mit Bier gefüllt und für das Christkind hingestellt, „es hat", wie man als Grund angiebt, „einen langen Weg gemacht und muß durstig sein;" vgl. 12. Doch findet dies auch am 6. Januar, am Berchtentage, statt und ist ursprünglich eine Gabe für Berchta und erst später auf den heiligen Abend übertragen worden. Vgl. Weinhold, Weihnachtsspiele 25; Jahn, Opfergebr. 285; Vogt, S v Ü I, 110 f. In Österr.-Schles. bleiben die Gaben für die armen Seelen auf dem Tische stehen; denn um Mitternacht sei es ihnen gestattet, davon zu essen. Peter II, 274. Die Meinung, daß das Weihnachtsmahl zugleich als Opfer für die einherziehenden Geister gilt, tritt immer mehr zurück. Nach der Mahlzeit bleibt das Brot und ein Pfennig auf dem Tische liegen, damit man das nächste Jahr nicht an Brot und Geld Mangel habe (Grafsch.; Landeshut, Schweidnitz).

29. An der frohen Zeit und ihrem Überflusse sollen auch sämtliche Haustiere ihren Anteil haben, ein tiefer, gemütvoller Zug, der durch das schlesische Hauswesen geht.*) Die Hausfrau bringt dem Vieh heute das beste Futter, einiges Brot, Pfeffernüsse u. s. w. und verkündet ihm den heiligen Abend (Grafsch.) G B VII, 267. Vgl.: In Norwegen reicht

*) Vgl. Drechsler, Das Verhältnis des Schlesiers zu seinen Haustieren und Bäumen. Progr. Zabrze 1901, S. 13.

man jedem einzelnen Stück Vieh sein Abendfutter mit den Worten: Friß gut, gedeih gut; heute abend ist Weihnachtsabend. Liebrecht 312. Manche meinen auch, daß die Haustiere an diesem Abende von allen Gerichten zu kosten bekommen müssen. Das Vieh bekommt neunerlei Stroh zu fressen, damit es sich stets ruhig verhalte, und von allem Futter, das in der Wirtschaft ist, um zu gedeihen (Sprottau, Hirschberg); es bekommt eine Butterschnitte und wird satt getränkt (Waltersdorf).

Damit das Vieh gut fresse, war es bis vor kurzem üblich, daß der Ochsenknecht von der Hauswirtin ein Stück Weihnachtsbraten bekam, das er in der Krippe bei den Kühen verzehren mußte; dasselbe galt auch für den Pferdeknecht mit den Pferden (Oppeln; Reichthal).

Die Bäuerin läßt das Vieh Salz lecken, bläst ihm ins Nasenloch und schlägt ein Kreuz dabei, was den Viehstand gegen Seuchen schützen und fortan gesund erhalten soll. Auch giebt sie den Kühen, damit sie viel Milch liefern, eine Brotschnitte mit Salz bestreut, einen Nußkern und ein Sträußchen sog. Nutzblümchen (Bocksbart [Grafsch.]). Über die Nuß, das Sinnbild der Fruchtbarkeit, s. Haselnuß (589). In Ohlau erhalten die Kühe Brot mit Salz, Knoblauch und allerlei Gewürze, in Grünberg eine Salzbrotschnitte, in Hirschberg und Sprottau Brot mit Kümmel (gegen Behexung) und Knoblauch, damit sie nicht um zwölf Uhr fürchterlich brüllen, in Reuthau bei Primkenau Talgschnitten, damit sie zunehmen. Gewöhnlich erhalten sie doppelt Futter, damit sie fett werden (Liegnitz, Lauban, Trebnitz), und es wird ihnen der Stall gereinigt (Katscher). Der Hofhund erhält drei Mohnklöße (Trebnitz), damit er stark werde (Liegnitz), meist aber Brot mit Knoblauch: das macht ihn für das nächste Jahr wachsam (Dyhernfurth). Der Hund, der Haushahn und der Gänserich bekommen Knoblauch mit dem Brote,

damit sie tüchtig und furchtlos werden, und auch die Katze wird nicht vergessen: „doas is kloar". Brendel, Heimatklänge 26. In Österr.-Schles. giebt der Landmann den Rindern Äpfel und Honigkuchen und reibt ihnen die Augenlider mit Honig ein, damit sie das ganze Jahr hindurch vor Krankheiten, namentlich vor dem „Hauch", einem besonders gefährlichen Augenübel, bewahrt bleiben. Peter II, 274.

30. Den Hühnern und Tauben streut man am heiligen Abend und auch am Silvesterabend das Futter innerhalb eines Faßreifens, damit sie gedeihen, bei einander bleiben, viel Eier legen und sie nicht verschleppen (Sprottau, Bunzlau, Lauban, Leobschütz).

31. Allgemein ist der Glaube, daß kein Vieh in dieser Nacht sich niederlege, und daß es sich, falls es am Abendmahle nicht seinen Anteil habe, um Mitternacht beschwere. Denn man meint von allen Tieren, ja selbst von den Pflanzen, daß Gottes Gnade an diesem Wunderabend über ihnen walte und ihnen in der Mitternachtsstunde Sprache verleihe, damit sie sich gegenseitig aussprechen können.

's älste (älteste) Stickla (Stück Vieh) ei im Stolle
Freut (fragt) die andarn, wie's a giht;
Un(d) nu nöch der Reihe olle
Gan (geben) Bescheid, wies im se stiht.

Brendel, Heimatklänge 26.

Darum gehen die Mägde in den Kuhstall, die Knechte zu den Pferden und sorgen dafür, daß ihre Tiere besseres und reichliches Futter erhalten und heiligen Abend mitfeiern und um Mitternacht sie und ihre Brotherrschaft nicht bei Gott verklagen (Löwenberg; Langenau bei Katscher). Vor 20 Jahren legten sich im Frankensteinschen die Pferdeknechte in der Weihnachtsnacht auf die Lauer, um die Pferde sprechen und ihr eigenes Urteil zu hören.

Manch fürwitzige Magd sagt: Hinte Ȯbend liä ich mich under de Kreppe, doß ich hîre, ub (ob) ich gutt futtre (Herzogswaldau bei Jauer); aber sie wird es wohl bleiben lassen, denn es ist nicht ratsam, dem Gespräche der Haustiere zu lauschen: der Horcher muß sterben (Katscher, Zabrze, Beuthen O/S., Jauer, Sprottau).

32. Man füttert am heiligen Abende auch die Sperlinge hinter der Scheuer, dann werden sie im Getreide keinen Schaden machen (Herzogswaldau bei Jauer); man erinnert auch das Bienenvolk durch Anklopfen an die Stöcke an den heiligen Abend (Militsch-Trachenberg).

33. An die Fülle des Lebens, die an diesem Abend überall sich regt und waltet, gemahnt auch der alte Glaube, daß „in der Weihnacht ein jung Lamm, etwan in einer Schäferei, es sei auch wo es wolle, geboren werde“. Coler Calend.

Um Mitternacht kräht der Hahn: Christus ist geboren! Der Hund bellt: Wu? wu? wu? Die Ziege meckert: Bet, Bethlehem. Man vgl. Scherffer, Ged. 35: In einer fürnehmen Stadt (?) in Schlesien wirdt in einer Kirchen bey dem Gemälde der Geburt Christi folgende lateinische artige Beyschrift (Epigramma) gelesen:

In Bethles stabulo Gallus trabe stetit in alta
etc.,

welch Ich also reimweise verteutsche:

Der Han in Bethlems Stall 'hoch auf dem Balken wachte,
mit seinen Flügeln schlug und große Freude brachte,
sang: Christus ist geborn, des seyet alle froh.
Der Ochs' erhörte dieß und fragte schleunig: Wo?
Die Zieg' im winkel stand' und mekkernd antwort gabe:
Zu Beth: Beth: Bethlem ist geborn der kleine Knabe.
Der Esel zeugte dieß zur Krippen auch alda
und rief in Teutscher Spraach': Ja, Ja, Ja!

Die Rose von Jericho blüht in der Geburtsnacht Christi. Coler Calend. Heute allgemeiner Glaube.

Auch die Bäume des Gartens werden gegen alles Böse geschützt und zu neuer und erhöhter Fruchtbarkeit angeregt.*) Rufen die Kirchenglocken zur Christnacht (früher um Mitternacht), so geht man in den Obstgarten, schüttelt die Bäume oder schlägt sie mit Stöcken oder Ruten (Liebau, Bunzlau, Rückenwaldau, Schönau, Kauffung), zumal wenn der Christabend nicht windig ist (Reichwaldt). Anderswo widerfährt dies nur noch dem Nußbaum (Oels, Landeshut, Bunzlau, Katscher). Gewöhnlich aber umwickelt man die Bäume mit Strohseilen, in der ausgesprochenen Absicht, daß ihnen die bösen Geister nichts anhaben können und sie reiche Frucht tragen (Oels, Bolkenhain, Parchwitz, Jauer, Leobschütz). Dieses Binden geschieht auch in der Silvesternacht (Namslau, Sagan), oft aber nur gegen Behexung. Zu den Seilen nimmt man Stroh, das unter dem Tische oder auch unter dem Tischtuche, worauf man das Weihnachtsmahl aß, gelegen hat, um dadurch gleichsam die Fülle und Reichhaltigkeit der Mahlzeit auf die Bäume zu übertragen, wie man Krankheiten auf sie überträgt (663 [Oberschles., Görlitz, Sprottau, am Zobten]); man verwendet zum Umwickeln auch das Kuchenstroh, d. h. das Stroh, auf dem die Weihnachtskuchen gelegen haben (Sprottau), um „den Segen des guten Geistes festzubannen". Vgl. Przbl. 1873, 238; Jahn, Opfergebr. 215. Auch werden die Lieblingsbäume mit alten abgelegten Kleidungsstücken behängt. An eine alte Opferfeier erinnert auch der überlieferte Brauch, daß in der Mitternacht Mann und Weib in den Garten gehen und um die Obstbäume tanzen. Przbl. 1828, 156. Man schüttet ferner die Brosamen, Speisereste und Fisch-

*) Vgl. Drechsler, Das Verhältnis des Schlesiers u. s. w. S. 16.

gräten unter die Obstbäume (Leobschütz, Katscher, Sprottau, Ohlau, Freystadt, Militsch-Trachenberg); man vergräbt am Fuße des Stammes Nußschalen (Strehlen); man sammelt am Christabend alle Christasche, hebt sie auf und besprengt vor Sonnenaufgang am Freitage früh die Obstbäume unten um den Stamm. Wirtschb. 589. Man spaltet die Rinde des Baumes und thut ein Geldstück hinein; dadurch wird die Fruchtbarkeit wirksam erhöht (Lauban). Hackt man dagegen am heiligen Abend in einen Baum, so verdorrt er.

35. Auch des Brunnen wird nicht vergessen: man wirft ein Stückchen Honig hinein, um das Wasser vor Fäulnis zu schützen (Österr.-Schles.). Peter II, 274. Auch giebt der Müller dem Wassermann, der sich im Mühlbache aufhält, von den Speisen seines Tisches, damit er ihm im Laufe des Jahres das Wehr nicht durchbreche oder ein anderes Opfer fordere. Davon gehen im Sohrauer, Rybniker und Beuthener Kreise Sagen.

Haus und Hof, Stube und Stall wird mit Weihwasser besprengt, mit Weihrauch durchräuchert, und zu guterletzt schüttet die emsige Hausmutter Öl in das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde, damit es die ganze Nacht hindurch brenne.

36. Den Mittelpunkt der Weihnachtsfreude bildet der lichtumflossene Christbaum und die daran und darunter befindlichen Geschenke. Der Lichterbaum bringt das Bild des grünen deutschen Waldes in die Wohnstube und erinnert an der Vorzeit Glauben, daß ze wihen nacht (an Weihnachten) die Bäume blühen, daß die Rose von Jericho ihren Strahlenkelch öffne und die Apfelbäume Früchte tragen, und überall in Schlesien pflegt man am Barbara- oder Andreastage Zweige von Fruchtbäumen, gewöhnlich von Sauerkirsche, zu brechen und ins Wasser zu setzen, damit sie zu Weihnachten blühen. So wird der alte Glaube Wahrheit: mitten im

Winter lichter Blütenglanz! Selbst das Kleine in der Wiege lächelt dem Lichterbaume zu und will ihn mit den Händchen greifen, und sein freuderhelltes Gesicht gilt als gute Vorbedeutung für das ganze folgende Jahr. Auch hängt man eine ausgeschabte Wasserrübe, die man mit Wasser gefüllt hat, an der Stubendecke auf: sie blüht bis zum Fußboden herab.

Arme Leute, die sich einen Christbaum nicht „putzen" können, schmücken ihren Kindern einen Apfel. Man wählt einen möglichst großen und befestigt in ihm vier Holzstäbe, so daß er auf ihnen erhöht steht. Dann wird er mit Buchsbaum besteckt, an den man kleine Zuckerfahnen und eine Kette von Rosinen hängt; je eine Roggen-, Weizen-, Gersten- und Haferähre und einige Wachslichter vollenden den Schmuck. Bleiben beim Niederbrennen der Lichte die Ähren unversengt, so ist ein gutes neues Jahr zu erwarten; im andern Falle schließt man auf das Gegenteil (Herzogswaldau bei Jauer).

37. Früher (heute nur noch hier und da, in Breslau z. B. in der Mariahilf-Kirche) fand die Christnacht um Mitternacht statt. Man erwartet auch noch in manchen Familien unter Rosenkranzgebet und Absingen volkstümlicher Weihnachtslieder diese Zeit; sie zu verschlafen brächte Unheil das ganze nächste Jahr.

38. Mondschein beim Gange zur Christnacht bringt volle Scheunen (Kunzendorf bei Löwenberg); alte Kalenderregel: Sternenhelle Christnacht bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Wer auf dem Wege zur oder aus der Christnacht hinstürzt, stirbt im kommenden Jahre. — „Christnebel nährt das Vieh"; man legt Viehfutter hinaus und giebt es dann den Tieren zu fressen, so gedeihen sie. Grüne und warme Weihnachten bringen gern schneeweiße Ostern.

In der Christnachtandacht werden von alt und jung die bunten Wachsstöcke angezündet, die das Christkind beschert hat.

39. Als die Christnacht noch um zwölf Uhr gefeiert wurde, war es Brauch, wie aus Sabschütz und Piltsch und andern an der österreichischen Grenze liegenden Ortschaften des Kreises Leobschütz erzählt wird, daß, sobald der Priester am Altare das Gloria anstimmte, sämtliche Knaben auf Quer- und Wasserpfeifen ein Hirtenlied spielten. Hiermit wollte man den Jubel der Hirten auf Bethlehems Fluren versinnbilden, als ihnen von Engeln die „große Freude" verkündet wurde.

Wenn jemand während der Andacht in der Christnacht niest, so bedeutet dies Glück für die Gemeinde im neuen Jahre. Wenn eine Kerze am Altare von selbst verlischt, so stirbt der Prediger unter einem Jahre.

Sovielmal der Hahn unter der Christnacht kräht, so viel Böhmen (das frühere Zwölfpfennigstück) gilt das folgende Jahr das Korn. Bunzl. Mtschr. 1792, 246. Gehen in der Christnacht die Weine in den Fässern über, so bedeutets ein folgend gut Weinjahr. Coler Calend.

In Goldberg wurde früher gegen zwölf Uhr in der Christnacht eine allgemeine Feier veranstaltet zur Erinnerung an die unvergeßliche Christnacht in dem Pestjahre 1553. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens 121 ff.

40. Die Geschenke des heiligen Abends sind lange Zeit vorher der Inhalt der Gespräche und Träume der Kinderschar. Knaben und Mädchen schreiben ihre Wünsche auf Wunschzettel an das Christkindel oder „stellen" in der Stube auf dem Schube oder hinter dem Ofen „auf", d. h. sie stellen Teller oder Schüsselchen oder auch die Schuhe (Wolf, Beitr. 2, 115) hin, damit das Christkindel oder der Nickel seine Gaben hineinlege. Mit welcher Freude werden sie da gefunden! Jedes kommt mit seinem „Christkindel" gelaufen, um es immer und immer wieder zu zeigen, zu betrachten, zu vergleichen. Die Mädchen bekommen Tocken,

d. i. Puppen, die Jungen einen „Poiaz", aber auch viele nützliche Dinge nebst Äpfeln und Nüssen. Als noch gesponnen wurde, befand sich unter den Weihnachtsgeschenken auch für jedes Kind ein goldener Rockenbrief. Doch es wurde auch eine Birkenrute, mit rotem Bande umwunden, miteinbeschert („eingelegt"). Die Kinder mußten die Rute küssen, ihr „a eile gân", d. h. mit der Backe liebkosend an ihr reiben, und sagen:

> Eie, liebe Rutte,
> Wos tuste mir zu gutte?
> Doß-de mir a Örsch kirscht (kehrst)
> Und-de Büst waerscht (die Bosheit wehrst).
> (Herzogswaldau bei Jauer; Oberschles.)

41. Am Stephanstag (26. Dez.) bringen in der Graffsch. die Landleute in kleinen Kästchen verschiedene Sämereien in die Kirche, um sie weihen zu lassen. Dieser Same wird dann der Aussaat beigemengt oder selbständig auf den Acker gestreut. G B III, 248. In Beuthen O/S. ist der Brauch, daß die Kirchenbesucher, besonders die jungen Burschen, sobald sie an diesem Jahre die Kirche verlassen haben, die draußen stehenden Leute, namentlich die Mädchen, mit Hafer bewerfen. Soll dies an das haferfressende Pferd und an Stephanus als den Schutzpatron der Rosse erinnern? Auch ziehen in manchen Gegenden am Stephanstage die Pferdeknechte auf.

Silvester, Neujahrsnacht, auch Neujahrs-Heiligabend.

42. Es lag nahe, den Silvesterabend, der in ein neues Jahr und damit in eine ungewisse Zukunft führt, mit allerlei Vorbedeutungen in Beziehung zu setzen. Das fromme Gemüt wirft alle seine Sorge, alle seine Hoffnungen auf Gott, und man versäumt im Volke nie die Jahresschlußandacht. Andererseits regt sich an diesem Abende noch mächtiger als

sonst der naive Wunsch, den Schleier der Zukunft zu lüften und zu erforschen, was das neue Jahr in seinem Schoße birgt. So ist Silvester die hohe Zeit der Weissagung und Zauberei. Nach der Jahresschlußpredigt wird der Christbaum angezündet; man ißt, trinkt Punsch und bleibt bis zum Anbruch des neuen Jahres wach, um sich Glück zu wünschen. Vielfach wiederholen sich die Bräuche des heiligen Abends. Man genießt Fische, Mohnklöße, Striezel oder Rauchfleisch (Bratwurst) mit Backobst, schlesisches Himmelreich. Man ißt Hirse; soviel Hirsekörner man ißt, soviel Markstücke wird man im kommenden Jahre einnehmen (Nimptsch). Wer an diesem Abend Fische und Hirse ißt, hat das ganze Jahr Geld (Taechritz bei Görlitz); ebenso in Thüringen, im Vogtlande, in Brandenburg. Man muß „Mohnpielen" essen, das quillt ins neue Jahr ein, d. h. man wird reich; auch Grünkohl (Kule, vgl. englisch kale) mit Bratwurst (Grünberg). In der Silvesternacht sprechen die Rinder und Pferde miteinander und weissagen, was im nächsten Jahre auf dem Gehöfte geschehen wird. Das Vieh bekommt wie am heiligen Abend von allen Futterarten (Frankenstein). Man peitscht und bindet die Obstbäume mit Strohseilen und schießt hinein (Kauffung bei Schönau; Schwarzau bei Lüben; Sprottau; Freystadt). Schuppen vom Silvesterkarpfen im Portemonnaie lassen das Geld niemals ausgehen (Leobschütz).

43. Wirft man eine Heringsseele an die Decke, so springt nach hundert Jahren ein goldenes Pferd herunter (Schönau bei Leobschütz), oder es wird nach jener Zeit Silber daraus (Kreuzburg); sonst: so kommt des Menschen Seele in den Himmel; Wuttke 342.

Von den Speisen, die an der Silvestertafel aufgetragen werden, muß man einen Rest bis ins neue Jahr aufbewahren, sonst leidet man Mangel.

44. Will der Pferdeknecht das ganze Jahr hindurch gut genährte Pferde haben, so muß er in der Nacht Grünkohl stehlen und damit die Pferde füttern; er überträgt den Nutzen des Nachbars auf seine Pferde. Am Silvesterabend werden die glückbringenden Hufeisen angenagelt (Löwenberg). Der Hausvater schlägt unter althergebrachten bestimmten Zauberformeln vier Pfähle nach den vier Himmelsrichtungen ums Haus herum in die Erde (vgl. „die goldne Schnur geht um das Haus", in den Sommerliedern), damit es vor Feuer behütet werde (Hirschberg). Man drischt in der Nacht die Gemüsegärten zum Schutz gegen Maulwürfe mit Dreschflegeln (Rudelsdorf); vgl. (9).

45. In der Neujahrsnacht gehen die Schatten derjenigen, die im nächsten Jahre sterben, von zwölf Uhr ab siebenmal um die Kirche (Grafsch.).

Wer in der Silvestermitternacht in die Kirche geht, der sieht darin diejenigen Personen sitzen, welche im neuen Jahre sterben werden (Glogau, Jauer). Bleibt während der Silvesternacht Wäsche auf dem Boden hängen, so stirbt im nächsten Jahre jemand im Hause (Breslau, Liegnitz, Kreuzburg). Man fegt Boden, Zimmer, Stall, überhaupt alles, wo sich Staub ansammelt, sonst würde im ganzen neuen Jahre Unordnung und Unreinlichkeit herrschen; auch soll das Kehren Krankheiten verhindern. Grabinski 53.

Geht man in der Silvesternacht auf eine Wegscheide, so hört man Prophezeiungen. Träume in dieser Nacht gehen in Erfüllung.

Man schneidet die Wünschelrute (589) und verschafft sich den Heckthaler (394).

Am letzten Jahrestage (manchmal schon am heiligen Abend) muß der Mann einen Schnaps trinken, um den „Wurm" (Unglück und Ärger) des letzten Jahres zu ersäufen (Oberschles., s. 20).

46. Man nimmt einen Holzteller, beschreibt ihn mit den Namen der Familienmitglieder und stellt auf jeden Namen einen im Fingerhute geformten Sandhaufen. Wessen Häufel am andern Morgen eingefallen ist, der stirbt in dem Jahre (Grünberg und Oderbruch). Engelien 240 f. Die Leute gehen in der Nacht in den Wald, um zu sehen, ob der Frost und Wind junge oder ältere Zweige gebrochen hat; das prophezeit den Tod vieler jungen oder älteren Leute. Namentlich wird der Zwiebelkalender an diesem Abende befragt. Man schneidet eine Zwiebel in 12 Stücke (= 12 Monate) und bestreut jedes einzelne mit Salz und legt es nach der Reihe der Monate hin. Derjenige Monat, auf dessen Stück das Salz besonders feucht oder gar geschmolzen ist, wird sehr naß sein. Ähnlich stellen die Bulgaren und Huzulen das Regenorakel mit Zwiebeln an; Am Urquell IV, 199. Wer beim Nüsseöffnen zuerst oder dreimal hintereinander eine schwarze trifft, der stirbt gewiß im kommenden Jahre.

Man nimmt das „Lumpschen, Limpseln" vor (13). Vier Tassen werden umgestürzt; sie bedeuten die kommenden vier Vierteljahre. Unter die erste legt man einen Ring, unter die zweite einen Fleck Lumpen, unter die dritte Geld unter die vierte Brot. Beim Aufheben deutet man diese Dinge auf Kindtaufen oder Hochzeit, oder daß es einem „lumpsch" (schlecht) gehen wird, oder auf Geld und Brot in genügender Menge (Breslau). Dieses Wahrsagespiel begegnet überall und in vielen Abänderungen. Im Isergebirge nennt man eine ähnliche Zukunftserforschung „Töppel-Hodern" (Töpschen-Hadern, d. i. Lumpen). Auch schlägt man im Finstern oder morgens beim Erwachen ein Gesangsbuchlied auf und deutet aus dem Inhalt die Beschaffenheit und den Inhalt des künftigen Jahres.

47. Im Reichthal werfen die Mädchen am Silvester-

abend Hafer und Lein vor ihr Bett (1, 20) und sprechen vor dem Schlafengehen: Ich säe Hanf und Lein und wünsche, daß mir der Liebste erschein'. Sieht das Mädchen in der Nacht kein männliches Traumbild, so bleibt sie alte Jungfer. Man wirft Obstschalen (1, 6), rafft „Scheitel" (1, 4), horcht am Hühnerstall (1, 18). Man läßt „Lichtel schwimmen" (12). Am Silvesterabend kauft sich das Mädchen einen roten Apfel, ohne zu handeln, legt ihn abends unter das Kopfkissen, beißt genau um zwölf Uhr hinein und sieht dann den Geliebten im Traume (Sprottau; vgl. 1, 8). Man läßt „Wergpüzen" fliegen, d. h. man macht zwei Häufchen Werg, denkt sich darunter Personen, zündet beide Häufchen gleichzeitig an und schließt aus dem Zusammenfliegen und Verlöschen auf Verheiratung bezw. Tod. Wenn ein junges Mädchen am Silvesterabend das Tischtuch auf einem Kreuzwege ausschüttet, so begegnet sie dem, den sie sich heiratet (Grünberg). Engelien 241; ähnlich in Österr.-Schles. Peter II 271. Es schüttelt den Ast eines Birnbaums und spricht:

Birnbaum, Birnbaum, rüttle dich,
Birnbaum, Birnbaum, schüttle dich!
Woher sich wird mein Lieb einstellen,
Daher laß mir ein Hündlein bellen.

(Grünberg); vgl. Andreasabend (1, 12).

Wenn junge Mädchen am Silvester beim zweiten Läuten andächtig beten, so bekommen sie einen Mann. Grabinski 52. Wenn sie am Silvesterabend um Mitternacht die Stube aus allen vier Ecken nach der Mitte zu auskehren und am Kehrichthaufen den letzten Strich machen, so erscheint der bestimmte Bräutigam (Liebenthal). Auf dem Wege zur Jahresschlußpredigt achtet man auf den Mann, der einem zuerst begegnet; je nachdem er Mütze oder Hut trägt, sorgfältig oder liederlich gekleidet ist, so ist der zukünftige Gatte (Liebenthal).

Neujahr.

48. Am Neujahrstage wünscht man sich gegenseitig „ein gesegnetes neues Jahr" oder „viel Glück zum neuen Jahre".

„Ich wünsch' Euch viel Glück und Segen zum neuen Jahr,
daß Euch der liebe Gott bewahr'
vor großem Kummer und Herzeleid,
wie dieses Jahr, so alle Zeit!"

(Riebnig, Kr. Brieg.)

„Ich wünsche Ihnen ein glückliches neues Jahr, beständige Gesundheit, Friede und Einigkeit und alles Wohlergehen an Leib und Seele!" Die Landleute sprechen: „Ich wünsch' 'a glickseliges freidenreiches neies Johr', Fried und Einigkeit, Gesundheit und Zufriedenheit, ein langes Leben und nach diesem die ewige Seligkeit!" Aus diesen Wünschen hört man heraus, was der Menschheit notthut.

49. Handel und Wandel, Wind und Wetter an diesem Tage sind vorbedeutend für die kommende Zeit: Wie Neujahr so das ganze Jahr. Wenn am Neujahrstage die Sonne scheint, haben wir eine trockene Ernte. Beim Ausgang sucht man zuerst jüngeren Personen zu begegnen; das bringt Glück für das neue Jahr. Tritt an diesem Tage zuerst ein Bettler ins Haus, so wird es den Bewohnern schlecht ergehen; tritt ein junger, unverheirateter Mensch ein, so bringt er Glück. Man sieht es auch nicht gern, wenn am Neujahrstage zuerst der um ein Trinkgeld bittende Totengräber oder Glöckner das Haus betritt; man verschließt ihm sogar die Thür, falls nicht vorher der Nachtwächter oder Schornsteinfeger, die gleichfalls ihren Neujahrsumgang halten, dagewesen ist. Tritt zum Neujahr zuerst eine Mannsperson in eine Bauernwirtschaft, so bekommen im laufenden Jahre die Kühe lauter Ochsenkälber (Waltersdorf).

Am Neujahrsmorgen soll man kein Geld ausgeben, weil man sonst leicht in Geldverlegenheit kommt; trägt man Geld bei sich, hat man das ganze Jahr welches.

Wer Neujahr flickt oder näht, muß dies jeden Sonntag im neuen Jahre thun. Auch an Neujahr schießt man in die Bäume, damit sie reichlich tragen (Freystadt). Man ißt quillende Speisen, z. B. Reis, Pflaumen, Schokolade, Gries, Graupen (Grünberg).

30. Die heiratslustigen Mädchen sehen am Neujahrstage auf Kreuzwegen oder auf den Gängen bei oder in der Kirche den künftigen Gatten (Grünberg). Engelien 241. Wenn ein junges Mädchen sich am Neujahrsmorgen während des Läutens zur Kirche vor die Thür stellt und ein Krüstel Brot ißt, das sie sich von der Silvesterabendmahlzeit aufgehoben hat, so erfährt sie den Beruf ihres künftigen Mannes: von dem Gewerbe, von dem die erste Mannsperson vorbeikommt, heiratet sie einen (Grünberg) a. a. O. Ist die erste Person, die in das Haus kommt, um den Neujahrswunsch vorzubringen, eine männliche, so ist das ein Zeichen, daß das heiratsfähige Mädchen im Hause noch im Laufe des angefangenen Jahres heiraten wird. Grabinski 47.

31. Von Neujahr, gewöhnlich vom Dreikönigstage an, beginnen die Neujahrsumgänge oder Kolenden. Im poln. Oberschlesien (Beuthen) bindet man zehn oder zwölf volle Ähren, die oft schon zur Erntezeit hierfür aufbewahrt werden, mit einem rohgesponnenen Faden. Dieses Büschelchen taucht der Pfarrer in das Weihwasser und besprengt Stube, Haus und Bewohner, auf daß Wohlstand bei ihnen weile. Währenddessen schreibt der Glöckner mit geweihter Kreide an die Stubenthür die Anfangsbuchstaben der Namen der heiligen drei Könige mit dazwischenstehenden Kreuzen und nachfolgender Jahreszahl: C + M + B + 1901. An die übrigen Thüren schreibt diese Buchstaben der Hausvater. Bei dieser Gelegen-

heit beschenkt der geistliche Herr die Kinder mit kleinen religiösen Bildern, die in der Familie als Andenken hochgehalten werden. In manchen Gegenden ist dieser Neujahrsumgang abgelöst, z. B. in Glatz seit 1820. G B III, 244. In Österr.-Schles. pflegten dieses Anschreiben der Buchstaben C + M + B vordem die Schullehrer mit den Chorknaben zu besorgen. Peter II, 276.

Wer sich auf den Platz setzt, worauf beim Neujahrsumgange der Geistliche (der „Herr") gesessen hat, der bleibt das ganze Jahr vor Krankheit bewahrt (Ullersdorf am Queis).

Stürz-, Sterztag.

32. Der 2. Januar ist der Wander- oder Ziehtag des ländlichen Gesindes, das „jetzt mit Sack und Pack vom Hofe stürzen muß". Günther, Ged. 1039. Da wird es auch im einsamsten Dörfchen lebendig, wenn „Wanderschaften", d. h. abziehende Knechte und Mägde mit ihrer Lade oder Truhe auf Schlitten abgeholt und neu aufziehende gebracht werden; dabei wird der „Stürz- oder Sterzbranntwein" getrunken und viel lärmender Unfug getrieben. Den abziehenden Burschen wird von den Mägden schon am Neujahr der „Sterzkucha" überreicht, der abends im Kretscham beim Abschiedstanze verzehrt wird. Die Knechte bezahlen dabei die Getränke. Über „sterzen", abziehen, engl. to start vgl. Scherffer Spr. 252.

Dreikönige.

33. Den Schluß der zwölf Nächte macht der heilige Dreikönigstag (6. Januar) oder das „große Neujahr", selten das „kleine Neujahr" genannt (Liebau). Am Vorabende wird in den katholischen Gegenden Wasser, Salz und Kreide geweiht, alle drei wirksame Schutzmittel gegen Bezauberung. Am Abende des Dreikönigstages wird der Christbaum zum

letztenmal angezündet und dann geplündert, d. h. seiner Zierraten und Süßigkeiten beraubt. Aus seinen schlanken Ästen werden in der Grafsch. Quirle geschnitten. G B VII, 268. Auf das „Krippel" oder die „Geburt" werden dagegen noch die heiligen drei Könige und über den Christstall der Stern gesetzt. Man vgl. die Redensart: stiht a doch dô wie a groß Neujahr (Gomolke), wo die Bezeichnung „Groß Neujahr" auch für die bildliche Darstellung der heiligen drei Könige eintritt.

Früher zogen drei Knaben, deren einer im Gesichte geschwärzt war, in roten Mänteln mit goldenen Papierkronen und goldenem Stern auf einer Stange von Haus zu Haus, sangen das Lied von den heiligen drei Königen und erhielten dafür kleine Gaben. (Näheres bei Vogt, S v Ü 1, 284 ff.)

In der Gegend bei Schlawa sangen sie:

Wir wünschen dem Hause einen reichen Tisch,
Auf jeder Eck' einen Karpfenfisch,
In der Mitte einen Schweinebraten,
So ist dem Hause wohl geraten.

Przbl. 1865, 484.

34. Wenn man am Dreikönigstage drei Schluck geweihtes Wasser trinkt, dann wird man nicht krank (Kreuzburg); drei „Schlünge" geweihtes Wasser schützen vor Halsschmerzen (Waltersdorf bei Sprottau). Am Abende macht man mit geweihter Kreide drei Kreuze über die Stallthür zum Schutze gegen Behexung.

Daß am Abende des Dreikönigstages auch die Berchta umhergeht und man ihr ein Opfer hinstellt, wurde schon erwähnt (28); vgl. Grohmann 44. Gewöhnlich stellt man, wie am heiligen Abend, die Speisen „für die Engel" hin (Oberschlesien).

Mädchen, die erkunden wollen, welcher von ihren Ver-

ehrern sie einst als Gattin heimführen werde, schreiben in der Dreikönigsnacht die Namen ihrer Anbeter je auf einen Zettel und stecken diese unter das Kopfkissen. Der am andern Morgen zuerst ergriffene Zettel verrät den Namen des künftigen Ehegemahls. Will eine Schöne aber bloß wissen, wer von ihren Anbetern sie am herzlichsten liebe, so schreibt sie deren Namen auf einzelne kleine Zettel, umhüllt diese mit Lehm und wirft alle Kügelchen gleichzeitig in ein Wassergefäß. Dort lösen sich die Lehmkügelchen auf, und der zuerst an der Oberfläche des Wassers erscheinende Zettel offenbart den Namen des treuesten Verehrers.

55. „An Fabian und Sebastian (20. Januar) fängt der Baum zu saften an"; von nun an darf man kein Holz mehr fällen. Wettersprüchel für Januar: Wenn der Tag anfängt zu langa (lang werden), da kommt die Kälte geganga.

Pauli Bekehrung.

56. „Auf S. Pauli Bekehrung (25. Januar), des Winters Mitte, pflegt man große Achtung zu haben: ist das Wetter an dem Tage schön, hell und klar, so soll ein gut Jahr zu hoffen sein; so es aber nebligt ist, soll ein Sterben folgen. Regnet es, so solls teuere Zeit bedeuten, und wenns windig ist, soll Krieg und Aufruhr folgen;" Coler Calend.; auch in Reime gebracht (Sprottau, Reichwalde bei Rothenburg); vgl. schon:

Sankt Pauli klar — ein gutes Jahr
Nach großem Wind — kommt Krieg geschwind,
Nach Schnee und Regen — folgt wenig Segen;
Doch so Gott will, — kehrt sich das Spiel.

Männling 207.

Mariae Lichtmeß.

57. An Mariae Lichtmeß oder Mariae Reinigung (2. Februar) wird gewöhnlich das Krippel „eingerissen". Mit seinem Abbau schwindet das letzte Erinnerungszeichen der Weihnachtszeit. An diesem Tage werden Kerzen geweiht.

An Mariae Lichtmeß darf die Sonne nicht scheinen, sonst friert es noch sechs Wochen. Wenn an diesem Tage die Sonne zu Opfer geht, d. h. den ganzen Tag scheint, so baut der Wolf eine Hütte und die Lämmer gehen drauf; daher sieht der Schäfer lieber den Wolf kommen als die Sonne an diesem Tage. — Wenn die Katz' im Februar in der Sonne liegt, muß sie im März wieder hinter den Ofen. — Mit Mariae Lichtmeß geht die Lerche unterm Steine hervor in die Lüfte: de Lärche sizt niemeh underm Stên. Jüttner 2, 58. Es heißt auch: wenn die Sonne diesen Tag scheint, soll der Flachs wohl geraten. — Regnet es oder schneit es, so ist der Frühling nahe, und der Bär reißt die Hütte ein, weil er sich nicht mehr vor dem Winter fürchtet.

Alte Bauernsprüche: Lichtmesse — Schneefresse — halbe Futterung. An Lichtmeß frißt die eintretende Wärme den Schnee; bis dahin darf erst die Hälfte der Winterfutterung verfüttert sein. — Hornig-Micka honn Schni ûfm Ricka. (Hornung für Februar noch lebendig im Liegnitzer Kreise, Ausche bei Gr.-Tinz. Näheres Mitteil. IX Nr. 1. 2.)

Am 5. Februar, dem Tage der heiligen Agatha, wird Brot, Agathabrot, geweiht, das bei der Besprechung des Feuers wirksame Verwendung findet (519).

Valentini.

58. S. Valentinstag (14. Februar) ist für das Vieh ein Unglückstag. Am Tage Valentini setze keine Henne an, denn die Jungen werden entweder blind oder lahm oder

63. In der Fasching muß die Hausfrau viel tanzen und dabei hoch springen, dann gedeiht der Flachs. Gut ist es auch für ihn, wenn an Fastnacht das Wasser vom Dache und im Wagengleise fließt und die Ackerfurchen voll Wasser stehen. Man soll spinnen und neunmal um das Haus laufen, dann wird von Garn Bratwurst werden.

Die Fastnacht fällt schon ein;
so Ihr wohl werdet springen,
so wird der Flachs gelingen
und desto höher sein.

Scherffer, Ged. 530.

In der Fasching dreht man Strohseile, die man später zum Binden der Getreidegarben braucht (vgl. 94).

64. In Taumlitz und Gröbnig bei Leobschütz veranstalten die Mädchen zur letzten Fasching einen Tanzabend auf ihre Kosten und bewirten ihre Tänzer „fürs ganze Jahr"; dies nennen sie „a Mairán-eitrompeln" (vielleicht Maidregen eintrampeln, beim Tanze mit den Füßen stampfen). In Katscher und Langenau heißt dieses Tanzfest „Geldregen" oder „Schnötschker" (die Weber nennt man spöttisch Wâbrschnotschker). Dazu stellt sich ein Brauch in Österr.-Schlesien. In Dobischwald vereinigen sich am Faschingssonntage mehrere Bauernburschen im Wirtshause, um Fastnacht zu halten. Sie trinken auf gemeinschaftliche Rechnung, nehmen die Musik für sich in Anspruch und tanzen fleißig mit den Bauernmädchen. Wenn das einige Stunden gewährt hat, so setzt sich einer als „Furspruch" zum „Rechtstisch", auf dem sich eine Schüssel befindet. Die Musikanten spielen sodann einen „Deutschen". Jeder „Fastnachtsknecht" nimmt eine Bauerstochter zum Tanze. Hat er einigemal mit ihr herumgetanzt, so führt er sie zum Rechtstische. Hier erhält sie zu trinken und löst unter dem Zureden des Fürspruchs, der während

des Tanzes die Kappe ihres Tänzers zu erhaschen verstanden hat, diese wieder aus, indem sie ein Geldstück in die Schüssel legt. Auf diese Weise werden so ziemlich alle anwesenden Tänzerinnen zum Rechtstisch geführt. Zuletzt wird noch an den einzelnen Tischen Geld abgesammelt. Von diesem Gelde werden die Musikanten und der Trunk bezahlt. Peter II, 277. Im böhmischen Riesengebirge zogen zur letzten Fasching verkappte Burschen von Haus zu Haus und forderten Geldgeschenke ein; diese Mummerei nannten sie die Aschenbraut. Das freigebigste Mädchen ward abends zum Tanz abgeholt; Hoser, Riesengeb. 205.

65. Der „Rechtstisch" und „Fürspruch" erinnert auch an die einstmals mit der Frühlingsfestzeit zusammenfallende Gerichtshandlung. Noch mehr thut dies das Hahnenschlagen, das am Faschingsdienstage im deutschen Oberschlesien und in Österr.-Schlesien stattfindet, anderswo, so in Woitz bei Neiße, in Damdorf, Kr. Striegau, Pfaffendorf, Kr. Landeshut, in die Zeit nach der Ernte verlegt ist. Ein stattlicher Hahn wird wie ein schwerer Verbrecher auf einem Leiter- oder Kalkwagen, den acht Pferde, immer eines vor das andere gespannt, langsam einherziehen, in Ketten gebunden durch das Dorf auf den Anger gefahren. Auf jedem Pferde sitzt ein phantastisch aufgeputzter Pújàz (Bajazzo), ein sog. Fleckelpujàz, oder ein altfränkisch gekleideter Reiter mit einem Dreimaster, einem Hute mit dreieckiger Krempe. Oft steht neben dem armen Sünder in ebenfalls phantastischem Aufzuge und mit grimmigem Gesichte der Scharfrichter. Ein Hanswurst springt mit einer Peitsche um den Wagen herum und trifft bald den, bald jenen, daß es nur so knallt! Auf dem Anger vor dem Dorfe, wo für die schaulustige Menge Buden mit Lebensmitteln und Getränken aufgeschlagen sind, macht der Zug Halt. Der Hahn wird entweder mit der Kette belastet auf den Boden gesetzt oder in einen Bunzeltopf oder Milch-

napf, der im Boden ein Loch hat, so hineingesteckt, daß sein Kopf durch die Öffnung hervorsteht. Der Scharfrichter tritt nun als Beauftragter des hochpeinlichen Not- und Halsgerichts auf eine Erhöhung und liest der Versammlung mit lauter Stimme das Todesurteil über den Hahn vor, das mit Beifall angehört wird; vgl. Peter II, 278. Hierauf wird der Hahn mit einem Stocke oder Dreschflegel erschlagen. Der Reihe nach treten die Burschen mit verbundenen Augen heran, wie beim heutigen Topfschlagen. Fehlt einer mit dem Schlage den Hahn, so wird er derb ausgelacht und muß eine Geldstrafe erlegen; wer aber den Topf trifft, wird als Hahnkönig ausgerufen. Er muß die Ehre teuer bezahlen. Der verurteilte Hahn wird nämlich gebraten und bei einem lustigen Gelage im Wirtshause verspeist. Vgl. über diese Belustigung, die an ein altes Opfer erinnert, durch dessen Darbringung man die Wettergottheit zum Besten der Äcker günstig zu stimmen bestrebt war, Jahn, Opfergebr. 108 f.*)

66. Bis vor kurzem wurde in Gröbnig bei Leobschütz und Hinterdorf bei Ober-Glogau am letzten Faschingstage der Erbsenbär herumgeführt. Ein Mann wurde mit Strohseilen umwickelt und zugeputzt, daß er wie ein Bär aussah, und unter Musik und Gesang brummend durch das Dorf geleitet. Oft saß er auch, mit einem großen Erbsengebund umwickelt, auf einem Pferde und hielt seinen Umzug. In ähnlicher Weise wird in Österr.-Schlesien ein „Strohbär" durchs Dorf geführt, im Riesengebirge wiederum ein in Erbsenstroh als Bär verkleideter Mann; Hoser, Riesengeb. 205.

*) Eine humanere Form dieser Volksbelustigung ist es jetzt, daß der Hahn nicht unter den Topf gesetzt sondern nur auf dem Festplatz in einem Käfig ausgestellt wird, während das Topfschlagen vor sich geht. Vogt.

67. Oft begleitet den Erbsenbär der Schimmelreiter (in Ober- und Österr.-Schlesien). Ein junger Bursche wird mit Hilfe eines Gestells oder zweier Siebe, worüber man ein weißes Betttuch breitet, als Schimmel aufgeputzt; oder es treten drei Burschen hintereinander und legen jeder die Arme auf die Schultern des Vordermanns. Der Kopf des Schimmels ist durch eine Erhöhung angedeutet, durch die das weiße Tuch emporgehoben wird. Ein Bursche, drollig gekleidet und ebenfalls meist verhangen, spielt den Reiter; nicht selten hat er einen Kopf auf mit glühenden Kohlen, die aus den Augen und Mundlöchern hervorleuchten; vgl. (350). Der Schimmelreiter springt und dreht sich, macht auch hin und wieder einen Satz in den Troß, der ihn unter Johlen und Singen begleitet. Vorher zieht wohl auch eine Musikbande und spielt. In jeden Bauernhof treten sie ein und sammeln Geld und Eßwaren (Eier, Speck, Wurst, Kuchen). Die Backwaren nimmt oft ein als Frau verkleideter Bursche, „die Grete", die einen großen Korb auf dem Rücken trägt, in Empfang, während eine andere vermummte Gestalt einen langen Spieß auf der Schulter trägt, woran die empfangenen Stücke Rauchfleisch und Speck hängen. Eine dritte Person sammelt in einer Büchse die Geldgeschenke (Woitz bei Neiße). Vgl. über den Schimmelreiter, der in Schlesien auch zur Zeit der Kirmsen und des Advents herumzieht und an den Umzug Wodans erinnert, Weinhold, Weihnachtsspiele 67, S v Ü I, 52 f. 56. 113 f. In Sprottau, Trebnitz und Ohlau ist der Schimmelreiter hinter seinem Gefolge ganz zurückgetreten. Hier veranstalteten früher die Knechte auf den benachbarten Dörfern ein „Rehnen" oder „Reihnen". Sie versammelten sich dazu an einem bestimmten Tage im Kretscham und zogen dann in der Sprottauer Gegend unter Führung eines älteren Mannes, den man den „Gabelträger" nannte, singend von Haus zu Haus. Seinen

Namen hatte der Führer von dem gegen sechs Fuß hohen Stocke, der nach oben in drei, sechs bis acht Zoll hohe Zacken endigte und die „Gabel“ genannt wurde. An diesen Zacken waren rund herum leinene, auch baumwollene oder halbseidene Tücher angebunden, die die jungen Burschen von den Dienstmägden der Bauern geschenkt erhalten hatten (62) und wofür sie dieselben zum Tanze einladen mußten. An dem einen Zacken der Gabel hing auch ein kleiner lederner Geldbeutel, worein der Gabelträger die Geldgeschenke steckte. Andere Zieraten von Flittergold, ausgeschnittenem Goldpapiere und dergleichen mehr hingen ebenfalls an den Gabelzacken. (Dies erinnert an den Maien- oder Sommerbaum, den übrigens hier und da auch ein eigener Mann den Knaben und Mädchen vortrug). Traten die „Reiner“ — so hießen sie — in ein Haus, so fing der Gabelträger den Gesang an, und die jungen Burschen sangen mit. Leider ist nur einer der gewöhnlichsten Gesänge, wie sie ihn den Handwerksmeistern sangen, überliefert. Er lautet:

Den Meister woll'n wir ehren,
Der Meister ist ein braver Mann.
Er wird uns was verehren,
Er mag uns geben, was er kann.
Giebt er uns 'n Groschen,
Wir woll'n ihn wohl vertuschen;
Giebt er uns auch zweie,
Wir sind der'n mehr dabeie;
Giebt er uns auch dreie,
Wir sind der'n mehr dabeie;
Giebt er uns auch viere,
Sie sind uns gut zu Biere.

Dann wurde laut geschrieen:

Drei und vier ist eben viel,
Er mag uns geben, was er will!
Der Meister ist ein braver Mann,
Er mag uns geben, was er kann.

Das gesammelte Geld wurde dann auf Bier verwendet; dazu verzehrten sie die erhaltenen Eßwaren, Wurst und geräuchertes Fleisch. Öfters werden zwei bis drei Tage auf diese Art zugebracht. Mitteil. V, 567.

In der Guhrauer Gegend zogen die Pferde- und Ochsenjungen mit Musik im Dorfe herum, tanzten in den Häusern, wo man es ihnen erlaubte, und erhielten Eßwaren oder bares Geld, was sie sodann gemeinschaftlich im Kretscham verzehrten (Bericht der Landräte vom Jahre 1818).

68. Auch die Innungen feierten diese Tage nach altem Brauch mit Festumzug, Tanz und Gelage. Am Fastnachtsmontage versammeln sich in Trebnitz die Fleischer zu einer gestifteten Messe. Nach ihrer Beendigung gehen sie zu dem Geistlichen, der ihnen das Hochamt gehalten hat, und zu den Stiftsbedienten und lassen sich mit einem Frühstück bewirten. Nachmittags reiten sie nach einer Gans (429) und halten das Hahnenschlagen. Zimmermann, Beitr. 4, 331 (1785). In Ohlau hielt 1818 das Bräuermittel einen Faschingsumzug. Daß mancherlei Mummenschanz statt hatte, beweist die Oelser Kirchenkonstitution von 1660, indem sie bestimmt: Hiernechst wollen wir alle Rockenstuben abgeschafft wissen; imgleichen verbitten wir auch das Klotzschleppen, Beer- und Pferdeumbführen (Schimmelreiter) und ander Fastnachtschwermen.

Aschermittwoch.

69. Die Aschermittwochasche, auf die Roggensaat und Kappes (Kohl)-pflanzen gestreut, ist deren Gedeihen ersprießlich. — Am Aschermittwoch versammeln sich in der Gegend von

Pleß, Gleiwitz und Beuthen O/S. die im Laufe des Jahres Verheirateten im Wirtshause und kaufen sich durch Bewirtung der älteren Dorfbewohner in deren Gemeinschaft ein. Wer nicht erscheint, wird abgeholt und muß, wenn er nicht selbst zugegen sein will, wenigstens einen angemessenen Beitrag zu dem Feste (Comber Ziemer benannt) geben. Oft wurden fremde Reisende angehalten und zum Feste geladen, um einen Beitrag zu erpressen. v. Hochberg, Korrespondenzblatt 1846, 164. In Tost sammeln heute noch an diesem Tage die Frauen Gaben und verschmausen alles zusammen abends im Kretscham.

März.

70. Wer sich am 1. März mit Schnee wäscht, wird weiß. Der März ist überhaupt der „Bleichemonat" (Katscher). — Märzschnee thut der Saat weh. — März trocken, Mai naß, Füllet Scheuer, Keller und Faß. Märzstaub ist dem Golde gleich. Die Märznebel werden hundert Tage später zu Wasser, d. h. zu Regen (Grafsch.). Weht im März der Wind aus Mittag, so folgt ein zeitiges und schönes Frühjahr; kommt er aber aus der entgegengesetzten Richtung, so bringt er noch große Kälte und Schnee.

Gregoritag.

71. Am Gregoritage (12. März), an dem früher die Schule ihr Sommerhalbjahr begann, fanden in Städten und Dörfern jährliche Kinderfeste mit Prozessionen statt. So zogen in Trachenberg, Herrnstadt u. s. w. die Schulmeister mit den Schülern umher. Letztere waren wie zu einer Comoedie aufs schönste geschmückt, indem einer den Bischof Gregorius (VI., der zur Verbesserung der Schulen viel beitrug), die anderen Priester, Handwerker, Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, ferner Adam und Eva und was nur zu erdenken

war, darstellten. Die Kleinsten wurden alle zu Engeln ausgeputzt mit gemalten papiernen Fähnlein. So ziehen sie durch die ganze Stadt, musizieren geistliche Lieder vor den Häusern und erhalten aus jeglichem eine Verehrung. (Aus einer Handschrift des 17. Jahrhunderts von Christian Rechttreu, Przbl. 1862, 364). In Katscher hat sich von dem Gregoriusfeste ein geistliches, freilich entstelltes Lied erhalten, das die Schulknaben auf ihrem Umzuge durch die Stadt bis in die vierziger Jahre gesungen haben:

Am Gregoritage pflegen junge Knaben
sich in die Schule zu begeben,
auf daß sie tüchtig werden,
wohlgelehrt auf Erden
und einst selig werden.
Auch ein junges Bäumelein,
wie es wird gepflanzet sein,
fängt es an zu wachsen:
krumm, grad oder spitzig;
also auch die Jugend;
wie sie wird gehalten sein,
so lebt sie im Alter. —
O Herr Jesu Christe,
Sohn des Allerhöchsten,
gieb Genad den Armen
und allen frommen Christen,
auf daß sie deinen Namen
ewig preisen. Amen.

Von einer solchen Schulfeier sind zwar aus schlesischen Städten Einzelheiten nicht überliefert, wohl aber ist von einem solchen in Bautzen ein ausführliches Programm aus dem Jahre 1691 erhalten, Przbl. 1862, 265, ein Meisterstück allegorischer Darstellung, das uns zeigt, daß bei einem

solchen Gregoriaufzug neben der Befriedigung der Schaulust auch möglichst vieles („was nur zu erdenken"), Geographie, Geschichte und Mythologie durch Anschauung gelehrt und auf das Gemüt der Jugend eingewirkt werden sollte. In Oels wurde eine ähnliche Schulfeier, verbunden mit einer öffentlichen Prüfung, am 16. Oktober, dem Tage des heiligen Gallus, des Gründers des berühmten Klosters St. Gallen, abgehalten, worauf man auch durch die Stadt zog, jedem Patron oder Bürger insonderheit aufwartete und eine Gabe erhielt. Bei diesem Gallusumgange fand ein Hahnenbeißen statt (wohl nur durch den Namen Gallus „Hahn" veranlaßt). Hähne wurden aneinander gelassen, erzählt Sinapius in seiner Beschreibung von Oels (1707), „da denn der Knabe, dessen Han den Sieg erhalten, vor einen König ausgeruffen und mit Gesängen erstlich nach Hause, folgends in der ganzen Stadt herumbgeführt wird". Der Chronist teilt auch eine von ihm selbst verfaßte Gallus-Arie mit; vgl. Przbl. 1866, 35.

Josefstag.

72. Auch der Josefstag (19. März) wird hier und da noch festlich begangen. St. Josef schlägt nach dem Volksmunde den glühenden Pfahl in die Erde, d. h. mit seinem Tage beginnt die wärmere Zeit des neuen Jahtes; vgl. „ma post (paßt, wartet) nu etz schon sent (seit) 'm Josephstoage" — nämlich auf schönes Wetter (Schönig). Noch heute wird in Leobschütz (Langegasse) ein glühender Pfahl in den Fußboden des Kretschams geschlagen, und im Guhrauschen (Seitsch) ziehen Knaben von Haus zu Haus und machen mit alten Blechtöpfen, Stürzen und anderm „Klimperding" einen Heidenlärm, wofür man ihnen milde Gaben reicht; man nennt dieses Umherziehen „Josefklimpern". Schönig, Ged. 15 f. bietet „a Jusefgesängla".



Laetare (Tod-, Totensonntag, Sommersonntag), in Brieg auch „Todaus" genannt.

73. Tritt der Wettstreit zwischen Winter und Sommer in Schlesien mehr zurück als im Westen Deutschlands, so hat sich das Vertreiben des Winters hier wie in ganz Mitteldeutschland und den von da aus besiedelten slavischen Landschaften (Vogt, Z. d. V. f. V. III, 356) als Todaustragen oder Todaustreiben trotz behördlicher Verbote bis heute erhalten. Am 4. Sonntag (in Österr.-Schlesien am 5., am Sonntag Judica), s. (76), in der Mittfaste, am Sonntag Laetare, wird der Tod, d. h. der Tod in der Natur, der Winter, in Gestalt einer Puppe unter Gesängen herumgetragen, zuletzt ausgekleidet und auf die benachbarte Feldmark oder in den nächsten Teich, Sumpf oder Bach geworfen oder verbrannt. Dieser Tag heißt in Schlesien gewöhnlich der Tod- oder Totensonntag oder von dem nach Vernichtung des Todes zurückgebrachten Sommer der Sommersonntag. Es lag nahe, diesen Gebrauch später mit der Bekehrung der Schlesier zum Christentume, der Überwindung des geistigen Todes, und der Zerstörung der heidnischen Götzenbilder in Verbindung zu bringen.

Am Vorabende vor Sonntag Laetare nach Sonnenuntergang oder am Sonntage vor Sonnenaufgang verfertigen

die jungen Leute eine Puppe, die eine Menschengestalt mit ausgebreiteten Armen darstellt, indem sie zwei Stecken zusammenbinden, mit Stroh, Lumpen und Bändern umwickeln und oben darauf eine abgetragene Mütze oder einen alten Hut setzen. Dieser Popanz wird an eine lange Stange befestigt und von dem Stärksten unter jauchzendem Lärm und Gesang der andern die Straße entlang getragen. Der helle Haufe singt:

Nun treiben wir den Tod (Tût) hinaus,
Den alten Weibern in ihr Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mittfasten.

Diesen Wortlaut überliefert der Schlesier Colerus in seinem Calendarium 1592 und ihn übernimmt Balthasar Schnurr in seinem Kunst-, Haus- und Wunder-Buch, zuerst 1615, S. 155. Später tritt in der zweiten und vierten Zeile eine Änderung ein, und die Strophe lautet:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Juden in das Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Morgen wolln wir fasten.

Oder:

Nun treiben wir den Tod aus,
Dem alten Jüden in seinen Bauch,
Dem jungen in den Rücken;
Das ist sein Unglücke.

Schnurr 127.

Daß statt der „Weiber“ und der „Reichen“ der Jude genannt wird, ist wohl auf den Judenhaß jener Zeit zurückzuführen. In dem lateinischen Texte, der uns ebenfalls überliefert ist, lautet die Strophe, mit dem ursprünglichen Wortlaut übereinstimmend:

Ex urbe mortem pellimus,
Verpi fruatur aedibus
Nummosque rodat divitis;
Cras vivimus jejuniis.

Dieser Text ist Eigentum der Vaganten und von ihnen beim Todaustreiben gesungen worden.

Es folgte eine zweite Strophe:

Wir treiben ihn über Berg und tiefe Thal,
Daß er nicht wiederkommen soll;
Wir treiben in über (in) die Heide,
Das thun wir den Schäfern zu Leide.

In manchen Gegenden (Leobschütz, Brieg, Ohlau, Strehlen, Haynau) und im Riesengebirge putzen am Totensonntage die erwachsenen Mädchen mit Hülfe der Jungen eine Strohpuppe (die man in Brieg „Todaus" nennt) mit Frauenkleidern auf und tragen sie der untergehenden Sonne entgegen zum Dorfe hinaus. An der Grenzmark wird sie unter Scherzen und Lachen entkleidet, die Glieder werden in Fetzen zerrissen und aufs Feld geworfen. Das heißt „den Tod (in Gröbnig bei Leobschütz: die Toedin) begraben". Bei dem Auszug singt man:

Was tragen wir, was tragen wir?
A labend'ga Tod begroaba =wer;
Wir begraben ihn unter die Eiche,
Daß er von euch weiche.

Der Wirt, der ist ein braver Mann,
Er läßt den Tod zum Dorf austroan;
Wir begraben ihn unter die Tonne,
Daß scheint die liebe Sonne.

In der Gegend um Gr.=Strehlitz ist unter dem polnischen Volke noch der Brauch, eine Strohpuppe auf ein

Pferd zu setzen und unter Begleitung der Bewohnerschaft an das nächste Gewässer zu führen und sie dort hineinzustürzen. Man nennt diese Strohpuppe Goik und glaubt nach ihrer Vernichtung im kommenden Jahre vor jeder Krankheit geschützt zu sein. Die Bezeichnung Goik, Gaik, Gaicek neben Moik, Maik findet sich auch in andern polnischen Gegenden, z. B. Beuthen O/S., Kreuzburg, Tost, Gleiwitz.

In Glogau sangen die Kinder bis kurz vor 1870 am Vorabende des Sommersonntags:

Der Leiske-Tod
(Leiske: Liska ist, wie Marzana, eine slavische Todesgottheit),
Der frißt mein Brot,
Den Käse läßt er liegen,
Die Butter läßt er fliegen,
Der Leiske-Tod, der Leiske-Tod!

und warfen die Todpuppe in die Oder. In der Wohlauer und Guhrauer Gegend warf man den Tod über die Grenze auf die Feldmark des Nachbardorfes. Weil dessen Bewohner durch die Aufnahme des Popanzes Unglück befürchteten, so paßten sie auf, um das Hinüberwerfen zu verhindern, und es entstanden oft derbe Schlägereien. In Thomaskirch, Kr. Ohlau, starben in einem Jahre, in dem man das Todaustragen unterlassen hatte, sieben Jungfern. Auch in Polkwitz hatte man früher das Todaustragen gefeiert, nachher aber einschlafen lassen. Da ist aber im Sommer Seuche und Sterbe ausgebrochen, und man hat daher wieder angefangen, den Tod auszutreiben. Przbl. 1873, 185. Darnach würde das Todaustreiben als Vorbeugungsmittel gelten, um sich ein glückliches, sterbefreies Jahr zu verschaffen und den Todesdämon, der namentlich

in dem gefürchteten Hochsommer mächtig wird, im voraus „unter die Eiche, unter die Tonne" zu begraben und zu bannen. So will man in Roßberg bei Beuthen O/S. in der Gestalt der menschlichen Strohpuppe die Krankheiten aus dem Dorfe tragen. In Langendorf bei Tost trägt man zwei Popanze, einen mit männlichen, den andern mit weiblichen Kleidungsstücken aufgeputzt, an die Grenze, entkleidet sie und wirft die Figuren auf das Nachbargebiet; dadurch sollen die Krankheiten der männlichen und weiblichen Dorfbewohner ausgetrieben werden.

Im übrigen polnischen Oberschlesien richtet man in einem Hause (in dem zuletzt ein Todesfall vorgekommen war) den Todespopanz als ein altes Weib her, die Todesgöttin Marzana, trägt sie auf einer Stange aus dem Dorfe bis an die Grenze, wo sie ebenfalls in eine Lache geworfen oder verbrannt wird. In Hinterdorf und Weingasse bei Ober-Glogau wirft man die Marzana in die Hotzenplotz und singt beim Auszuge (polnisch):

Beim N. N. am Ende
  weilt Marzana mit Kränzen geschmückt.
Wohin sollen wir sie tragen,
  da wir keinen Weg kennen?
„Tragt mich, liebe Mädchen,
  hin auf jene Hügel;
Dann werft mich ins Wasser,
  in das tiefste Wasser!"

Schnurpfeil, Geschichte der Stadt Ober-Glogau 1860, 97.

Um Ohlau, Glogau hört man auch alberne und unzüchtige Lieder. In den schlesischen Grenzstrichen und in Österr.-Schlesien hat sich das Todaustragen auch noch erhalten. In den Dörfern des Wagstädter Bezirkes tragen

Knaben und Mädchen die mit den schönsten Kleidern geschmückte Strohpuppe an einer Stange bis zur Dorfgrenze, entledigen den Tod des Schmuckes und verbrennen ihn, wobei die Knaben rufen:

Die Mädchen sind in den Ofen gekrochen,
Sie haben den Schmeten (die Sahne) ausgesoffen.

Man vgl. damit den oben mitgeteilten Glogauer Text. Aus den Dörfern der Umgegend kommen die Mägde mit dem Popanz nach Odrau, ziehen dreimal um das Rathaus herum, begeben sich auf die Johannesbrücke, entkleiden dort die Strohpuppe und werfen sie in die Oder. Dabei singen sie:

Als Jesus in den Garten ging,
Und sich sein bittres Leid anfing,
Da trauerte alles, was da was (war),
Alle Kreaturen, das grüne Gras.

Peter II, 281.

Der unbekannte Verfasser einer schlesischen Schrift über den Totensonntag vom Jahre 1765 erzählt: Wenn die Kinder die zerlumpte Götzenlarve mit Verachtung in das Wasser oder in einen Sumpf geworfen und mit Steinen bedeckt hatten, so hielten sie den Rückzug, gleich als ein Wettrennen, im vollen Laufe. Keines sahe sich um, als ob sie aus dem brennenden Sodom eilig gingen. Keines wollte das letzte sein, daß es nicht der Tod einhole. Das zuletzt bleibende Kind war dem hellen Spotte der andern ausgesetzt; sie begleiteten es nach Hause mit unflätigen Schimpfliedern. Dasselbe geschah in Österr.-Schlesien (Dobischwald).

Wie die Kinder sich mit dem Tode gegenseitig schreckten, so trieben sie auch auf dem Umzuge allerlei Unfug und erschreckten die Bewohner. So berichtet Schnurr a. a. O. 127 aus „der Schlesien", daß sie den Tod zu den Fenstern hineingucken lassen, „das ist eine Anzeigung, daß er dies Jahr

über zu ihnen einkehren und etliche herausholen will; da geben ihnen die Leute häufig Geld. Wann Edelleute beisammen sein, so giebt ihnen ein jeder einen Reichsthaler. So läßts keine Wirtin: sie giebt 6, 9 oder 12 Silbergroschen vor ein jeglich Kind, daß es nur dies Jahr nicht sterben soll." Auch der Breslauer Rektor Stief erwähnt im Jahre 1737 den Unfug, daß man den Tod in die Häuser warf, und fügt hinzu, dies habe das Verbot dieses Brauches zur Folge gehabt, weil man noch allgemein glaubte, daß in dem Hause, in welches der Tod geworfen würde, im folgenden Jahre jemand sterben müßte. Schles. Labyrinth 310.

74. Wenn jung und alt den Tod „ausgetrieben" oder „ausgetragen" hatte, so begab man sich in den Wald, hieb ein Tannen-, Kiefer- oder Fichtenstämmchen um, schälte es bis auf die Krone ab, putzte es mit Bildern, die allgemein „Engel" hießen, mit Ketten aus aufgefädelten Strohröhrchen, bunten Fleckchen, Papierschnitzeln und Papierrosen, weshalb der Sonntag Laetare auch der Rosensonntag heißt, mit Kränzen aus Wintergrün, sog. Winterblumen, mit bemalten Eierschalen aus und befestigte oben an der Spitze ein Fähnlein. Ein so geputztes Bäumchen nennt man „Sommer" oder „Maie". Oft bringen sie auch eine andere schön geschmückte Figur zurück, die gleichfalls „Sommer" oder „Mäa" heißt, in den Dörfern um Leobschütz auch „Braut" oder im polnischen Gebiete Dziewanna, die Göttin des Frühlings. Jetzt sangen sie:

Nun haben wir den Winter ausgetrieben
Und bringen einen frischen, freien Sommer wieder 2c.

Coler Calend.

Gewöhnlich singen die „Todausgänger" oder „Sommerbringer" (Grünberg), die heute noch „Sommersingen gehen" und jedes einen eigenen „Sommer", einen geschmückten Tannenwipfel, von Haus zu Haus tragen:

Den Tod hab'n wir hinausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Maien,
Der Blümlein mancherleien.

In Lindenau bei Liebau sang man:

A Tud dan hån=ber ausgetrieba,
Im Dorfe sein=ber liega blieba
Bei a ala Muttern,
Die de halsa buttern,
Bei a ala Weiba,
Die de Kase reiba.

(Vgl. oben Glogauer und österr.=schles. Text.)

Wir hån=a getrieba, wir hån'n gejaot,
Uf Brassel bis ei=de Judenstaodt,
Zu Brassel bis ei de Brünna (Brunnen?).
In Jahre warn mern finda,
Do wern bern wull fuls schinda!

Mitteil. IV, 51.

In Grünberg heißt es:

Tod aus, Tod aus
(Sommer un de Meë,
Bliemel mancherleë)
komm'n se ausgetrieben, getrieben,
'n lieben Sommer breng'se wieder.
Steht Sommer stille;
's ist Gottes Wille,
Daß der Herr und die Frau
's Himmelreich gewinne.

Im polnischen Oberschlesien singen sie:

Den Tod trugen wir aus dem Dorfe,
Den grünen Sommer bringen wir wieder.
Unser Maien ist grün, schön geschmückt.

Auf meinem Maien sind grüne Bänder,
Welche zarte Mädchen darauf gehängt.
Unser Maien ist grün, schön geschmückt.

Auf meinem Maien sind gemalte Eier,
Welche bemalt hat des Kretschmers Tochter.
Unsere Maien ist grün, schön geschmückt.

Auf unserm Maien sind lauter goldne Streifen,
Die wir aufgehängt in diesen teuren Zeiten.

Schnurpfeil, Gesch. der Stadt Ober-Glogau 10.

An diese erzählenden Worte von dem Vertreiben des Winters (Todes) und dem Hereinbringen des Sommers schließen sie schier unendlich viele, je nach Ort und Umständen abgeänderte, oft auch unverständliche Lieder, die freilich meist nichts anderes sind als Bettellieder. Sie werden am Sommersonntag von den Sommerkindern, die mit den „Sommern", den geschmückten Tannenbäumchen, gabenheischend von Haus zu Haus ziehen, mit unermüdlichem Eifer gesungen, auch in solchen Gegenden, wo das Todaustreiben nur noch vom Hörensagen bekannt ist. Auch diesen Sommerliedern, die an anderer Stelle mitgeteilt werden sollen, liegen zumeist lateinische Texte unter, die wohl aus der Zeit der Vaganten stammen.

Ex aedibus venustula (venustulus),
Hic prospicit puellula (puellulus),
In nos favorem conferet
Nobisque munus offeret.

Nos conprecamur intimis
Ex pectorum praecordiis,
Fiant ut aedis hospites,
Tum divites tum coelites.

Henelii Siles. Renovata. Cap. 8, 14.

Dort oben steht ein hohes Haus,
Da sieht 'ne schöne Jungfer (Frau,
Herr) heraus,
Sie (er) wird sich wohl bedenken
Und wird uns etwas schenken.

Habt Dank, habt Dank, ihr Jungfern
(Frauen, Herren) mein,
Das Himmelreich soll euer sein,
Dazu die himmlischen Kronen,
Gott woll' euch wohl belohnen!

Manches scheint auf mythischen Hintergrund zu deuten, z. B.:

Die goldne Schnur geht um das Haus,
Die hübsche Frau Wirtin geht ein und aus,
u. s. w.

75. Die Todpuppe und die Sommern sind zauberkräftig. Wird der Tod an der Grenze zerrissen, so nimmt sich jeder Junge etwas von dem Strohe mit nach Hause und legt es in den Hühnerkorb; dann vertragen die Hühner kein Ei und brüten besser (Leobschütz). Die Sommern und Maien werden über die Stallthüren befestigt oder auf den Düngerhaufen gesteckt, um das Vieh vor Hexen und Unglück zu bewahren. Daher rät ein Sommerlied: Steckt-a Mäa ei-a Mist (Breslau, Parchwitz, Leobschütz, Grafsch.). Man nagelt die Maien auch über die Hühnerställe (Trebnitz). Selbst in Familien, deren Kinder nicht „sommern" gehen, wird zu diesem Zweck ein Sommer bereitet. An Laetare kauft man nicht.

76. Auf den Todsonntag folgt der Sonntag Judica oder schwarze Sonntag; an ihm zogen die Leute um des Todes Jesu willen schwarze Trauerkleider an. Er gilt für einen

Unglückstag. Wer an ihm auf dem Felde arbeitet, bei dem schlägt nächstes Jahr das Gewitter ein (Militsch-Trachenberg). Er heißt auch der lahme oder lose Sonntag, weil sich gewöhnlich etwas Schreckliches an diesem Tage zuträgt. So glaubt man in Österr.-Schlesien (Dobischwald), daß an ihm auf dem ganzen Erdenrund drei neugeborene Kinder ertrinken müssen.



Palmsonntag.

77. Am Palmsonntag werden in den katholischen Kirchen sog. Palmen, d. h. die Weidenkätzchen, die Blüten der Salweide, wohl auch des Haselstrauches, mit andern Kräutern geweiht. Diese Palmen gelten dem Schlesier, auch dem Protestanten, als Schutz gegen Behexung und Gewitter. Man steckt sie hinter die Heiligenbilder, ins Fenster, hinter den Spiegel, in den Stall, hängt sie in den Rauchfang und räuchert mit ihnen und den Kräutern, um das Böse fortzutreiben. Die in Stube und Stall gesteckten Palmen müssen am Aschermittwoch verbrannt werden (Hirschberg. [Die Kirche verbrennt am Aschermittwoch die im Vorjahre am Palmsonntag geweihten Palmen zu Asche, womit sie dann die Gläubigen einäschert.]) Bei herannahendem Gewitter stellt man die Palmen ins Fenster (Kreuzburg) oder verbrennt sie im Ofen (Zobten, Liebenthal, Greifenberg). Man besteckt mit ihnen inmitten dreier Kreuze aus Weide, Birke und Linde (bei Schmiedeberg aus Haselstöcken) allgemein die Ecken der bebauten Felder, während man an die Seiten der Felder nur einzelne Kreuze oder Zweige allein steckt, um die Saaten vor Hagel und Ungewitter (und Mäusen) zu schützen; man steckt sie in die Getreidehaufen gegen Ungeziefer (439). — Im Hirschbergischen (Warmbrunn) wird der Tallsack*) gebacken, d. i. ein in Semmelteig gebackener Mann mit Rosinenaugen. — Tallsack bezeichnet ursprünglich einen tollenden, albernen Kerl und ist heute in Schlesien noch sehr geläufig. Vgl. dazu: er sieht aus wie ein Warmbrunner Tallsack. Przbl. 1865, 359.

Man verschluckt drei solche Palmen gegen das kalte

*) Über das Geschichtliche des Tallsackmarkts am Palmsonntage in Warmbrunn handelt Rentwig im Wanderer im Riesengebirge 1901, S. 17 ff.

Fieber (Frankenstein, Strehlen, Striegau, Trebnitz) und Halsschmerzen (Liebau, Jauer, Leobschütz, Österr.-Schlesien, Kreuzburg), gegen beides (um Sprottau), gegen Ausschlag (Bunzl. Mtschr. 1792, 118); in Tirol gegen Zahnweh oder Halsweh. Vgl. über den Nutzen der Palmen für das Vieh Jahn, Opfergebr. 81.

Karwoche.

78. Die Karwoche, der Erinnerung an das Leiden und Sterben des Heilands geweiht, heißt auch schwarze Woche, Trauer- oder Leidenswoche. In ihr führt jeder Tag einen Beinamen: der blaue Montag (blôê Montig), der gelbe (gâle) Dienstag oder Eierdienstag, die krumme oder sauere Mittwoch, der grüne Donnerstag, Gründonnerstag (Grindonnerschtig), der Karfreitag oder gute, stille Freitag, der stille Sonnabend (Sinnobend).

Bei den Metten, den in der Karwoche von den katholischen Geistlichen nachmittags rezitierten Psalmen der kirchlichen Tagzeiten, werden vor dem Hochaltar auf einem Leuchter pyramidenförmig 13 brennende Kerzen aufgesteckt und von ihnen nach jedem Psalm eine ausgelöscht. Das Auslöschen der letzten durch den Kirchendiener gab in früheren Zeiten das Zeichen, daß die zahlreich versammelten Knaben mit Klappern, Schnarren und eigens dazu hergerichteten Schubkarren einen ohrenzerreißenden Lärm begannen, wodurch das Erdbeben beim Tode Christi veranschaulicht werden sollte. Daher war auch der Ausdruck „Pumpermetten“ unter dem Volke gebräuchlich. In noch früheren Zeiten erschien beim Auslöschen der letzten Kerze der Glöckner als Judas mit einer roten Weste bekleidet und wurde von der Jugend unter großem Lärm aus der Kirche getrieben. G V III, 245. In Wagstadt (Österr.-Schles.) lief ein Knabe in roter Weste eiligst davon, und die versammelten Knaben

verfolgten ihn mit ihren Lärminstrumenten und lautem Geschrei bis vor die Stadt, wo er in dem sog. Rutengange sich gefangen gab und von den Knaben unbarmherzig geschlagen wurde, „weil er den Erlöser verkauft hatte". Peter II 282 f. Dies nannte man das Judasaustreiben. Spuren davon haben sich in der Gr.-Strehlitzer, Trachenberger und Leobschützer Gegend erhalten. Um Trachenberg nennt man diesen Brauch das Sauerbrennen; vgl. die Bezeichnung „sauere" Mittwoch. — Um Gr.-Strehlitz tritt an die Stelle des Judassuchens das Christussuchen, doch gewöhnlich erst am Gründonnerstag abends acht Uhr, mit brennenden Fackeln, Besen, Ruten, Prügeln, Stöcken u. s. w. Die Leute suchen Christum auf Wegen und Feldern. Zuletzt werden Besen und Stöcke u. s. w. verbrannt.

Um Leobschütz laufen an der „krummen Mittwoch" die Jungen bei eintretender Dunkelheit auf den Feldern umher und schwingen dabei alte, in Teer getauchte Besen, die angezündet wie Fackeln brennen, stecken Strohschütten in Brand und treiben oft ihr Spiel so weit, daß irgend ein Strohschober angezündet wird. Man nennt dies „a Judas suchen" oder das „Judassehen". Auch in Köln wurde Judas, ein (oft angekleideter) Strohmann, verbrannt. Wolf, Beitr. I, 74. Christliche Vorstellung und Erinnerung an die ehemalige Osterfeier sind wohl hier zusammengeflossen; vgl. Grimm, Myth. 513 und Nachtrag.

79. Beim weiblichen Geschlecht ist die krumme Mittwoch gefürchtet. Wer an diesem Tage weint, bekommt eine krumme Nase. Vielleicht beschränkt sich auch auf diesen Tag die Volksmeinung: Wenn man jemand in seiner Gegenwart einem dritten gegenüber lobt, so bekommt er eine krumme Nase. Auch werden die alten krummen Weiber gerade gesägt (Leobschütz) oder in die alte Weibermühle geschickt, wo sie umgemahlen wieder jung werden (Kreuzburg).

Gründonnerstag.

80. Die allgemeine Feier des Karfreitags leitet der Gründonnerstag ein. Es ruhen alle Lustbarkeiten; dem kirchlichen Kult ist aller Schmuck genommen. Die Glocken schweigen; sie sind nach Rom geschickt (geflogen) und kehren erst am Vorabende des Ostersonntages zurück, um das Auferstehungsfest einzuläuten.

Die ärmeren Knaben, die „Klapperjungen", ziehen mit Klappern, Schnarren oder „Ratschen" umher, um durch deren Lärm das fehlende Glockengeläute zu ersetzen, und betteln um milde Gaben. Auch suchen die Kinder ihren Sommer vom Sommersonntage noch einmal hervor, gehen zu den wohlhabenderen Besitzern und sprechen singend:

Gelobt sei Jesus Christus zum grinen
Dônerschtije!
Seid gebâta em-a Honigschnite,
a Usterae (Osterei) derzûne,
do seit-r-'ne schîne Muhme;
umma Ziega-ättr (Ziegeneuter),
do seit-r-a güder Vettr (Neurode),

oder sie kommen ohne Sommer und sprechen wohl kurz: Seid gebaten und gebt mer 'wås zum Gründonnerschtig. Sie erhalten Brot, Kuchen, Bêgel (Kringel), Scheiben von Striezeln und Maleier (Môlaeer), Eier, die bemalt oder gewöhnlicher grün gefärbt sind, indem man in das kochende Wasser junge Saat oder Gras thut. Der Totengräber versäumt es auch nicht, „zum Gründonnerstag" zu gehen und ein Almosen einzufordern (Grafsch.). Gefärbte Eier werden auch unter dem zweifelhaften Namen Haseneier im Garten versteckt und von den Kindern gleich nach dem Aufstehen gesucht (Mittel- und Niederschlesien); vgl. Wuttke 82.

81. Am Gründonnerstag sammelt man neunerlei Kräuter, darunter Brennessel, Sanikel und Schafgarbe, und ißt sie in der (grünen) Suppe, dann bleibt man gesund (Katscher, Leobschütz). Auch ißt man Brunnenkresse und Schnittlauch auf Butterbrot. Besonders aber genießt man Honig, weil das Glück bringt und vor Krankheit bewahrt (Leobschütz, Breslau, Zobten, Haynau, Lüben, Nimptsch); es soll auch gegen den Biß des tollen Hundes schützen (Ohlau). Früher aß man in Löwenberg Honig und Hirse, letzteren heute noch in der Gegend von Jauer, weil das Geld einbringen soll. Der Bienenvater nimmt an diesem Tage nach altem Herkommen die Bienenstöcke aus; s. Bienen (447). Honig, zwischen die Finger gethan, bewahrt vor Krätze (um Landeshut). In der Grünberger Gegend ißt man auf dem Lande überall Eierkuchen, das ist gut gegen Mückenstiche; in der von Rothenburg und Landeshut meint man, durch Eieressen sich das Glück zu sichern. — Auch werden ganze Schinken in Brotteig gehüllt und im Backofen gebacken. Nach der Auferstehung (106) wird der Osterschinken zum Abendbrot gegessen (Ratibor, Rybnik).

82. Schon ist das Osterwasser heilkräftig. Wenn man sich am Gründonnerstag vor Sonnenaufgang oder während des Glorialäutens mit Flußwasser wäscht, bleibt man von allem Ausschlag (Liebau) und von Sommersprossen (Lobsprenkeln) bewahrt (Oberschles., Grafsch., Österr.-Schles.). In Grünberg wäscht man sich die Füße, damit sie nicht aufspringen; auch die Kuhschäffer und das Milchgerät. Im poln. Oberschlesien (um Beuthen) ziehen die Leute scharenweise am Donnerstag nach Sonnenuntergang stillschweigend nach Deutsch-Piekar, einem weit und breit berühmten Wallfahrtsorte, um in der Mitternacht am Kalvarienberge Gründonnerstagwasser zu schöpfen und sich damit zu waschen.

83. Der Tag ist gut, um Gerste und Lein zu säen; wer

Eierschalen in den Lein mengt, dem gedeiht der Flachs (Rothenburg). Das am Gründonnerstag Gesäete wächst gut und ist vor dem Brande geschützt. Auch steckt man vor Sonnenaufgang geweihte Palmen auf die Kornfelder, damit kein giftiger Tau auf sie fällt und Hagel die Ernte nicht vernichtet (Liebau).

84. Weil in dieser Schicksalszeit alle Geister auf Erden sind, sind auch alle Schätze in der Erde unbewacht. Besonders, wenn in der Kirche die Passion gelesen wird, die ja auch von der Öffnung der Unterwelt berichtet, oder während des Glorialäutens heben sich die Schätze und „brennen"; s. Karfreitag (92).

85. Der Tag ist kräftig, alle Geister und bösen Mächte zu verscheuchen, im weiteren alle bösen Tiere und jedes Ungeziefer. Um vor dem Bisse gefährlicher Schlangen bewahrt zu bleiben und um sie zu „bannen", spricht man folgendes Gebet:

Ihr Ottern und ihr Schlangen, was ich weiß,
Der heutige Tag Gründonnerstag heißt.
Wenn ihr mich werdet sehn oder riechen,
So werdet ihr euch hundert Klaftern in die Erde
verkriechen.

(Grafsch.; Mallmitz bei Sagan.)

Dem Hausgeflügel wird das Futter innerhalb eines Reifens (30) auf die Erde gestreut; alsdann wird es im laufenden Jahre vor Raubvögeln sicher sein (Glatz).

Der Besitzer von Läusen vertreibt diese Bewohner, wenn er sich während des Gottesdienstes von einer andern Person waschen läßt.

Am Gründonnerstage pflegen diejenigen, die den Maulwurf zu vertreiben wünschen, barfuß in ihren Gärten und Wiesen auf der einen Seite hin- und auf der andern zurück-

zugehen und dabei mit dem Dreschflegel die Erde zu schlagen. Przbl. 1840, 480; Grafsch., Landeshut. Statt des Dreschflegels schlägt man auch, um das Feld gehend, mit einem Stücke Holz auf ein Brett und spricht: Schlüssel, macht euch 'raus, eure Zeit ist aus! Doch findet das „Schliffeldreschen" auch in der Neujahrsnacht statt (Wüstegiersdorf. [9]).

Um Rybnik und Ratibor begiebt sich abends nach acht Uhr die gesamte Familie in den Garten, um, gewöhnlich unter einem Baume, zu beten. Es soll dies eine Erinnerung an den Heiland sein, der am Ölberg Blut geschwitzt hat.

Karfreitag.

86. Der Karfreitag ist als Todestag des Heilands von altersher ein ernster, der stillen Trauer geweihter Tag, im Volksmunde der stille, aber auch der gute Freitag, ein Tag, der zu Heilszwecken wie wenig andere geeignet ist. Man nennt die kirchlichen Zeremonieen des Karfreitags, die heute statt der sonst üblichen Opferfeier der Messe abgehalten werden, die „verkehrte Messe". Aller Schmuck der Kirche ist entfernt, die Altarbilder sind schwarz verhüllt, die Kerzen werden nicht angezündet. In Andacht besuchen die Gläubigen die „heiligen Gräber"; es ist heilbringend, an drei heiligen Stätten zu beten. Auch wachen, z. B. in Katscher, die Gesellen abwechselnd während der Nacht am heiligen Grabe; früher wohl allgemein.*) Bei Striegau und am Zobten verlassen Leute in der Nacht zum Ostersonnabende schweigsam die Dörfer, um auf den benachbarten Feldern und Höhen vor drei Kreuzen ihre Andacht zu verrichten. Schroller 245. In ganz alter Zeit fanden am Karfreitage öffentliche Bußprozessionen statt (Habelschwerdt, Leobschütz u. s. w.). So zogen in Leobschütz

*) Vgl. die gangbare Redensart: er hütet das heilige Grab nicht umsonst, d. h. er hat eigennützige Absichten bei einem Geschäfte.

die sog. Kreuzträger von der Pfarrkirche über den Ring nach der Klosterkirche der Franziskaner, dem heutigen Gymnasium. Es war dies eine Art Passionsspiel. Die männlichen Kreuzträger trugen rauhe Bußkleider, das Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt, auf der Schulter ein schweres Kreuz und schlugen sich mit scharfen Geißeln. Das begleitende Volk sang das Miserere oder andere entsprechende Trauergesänge. Vgl. Ed. Vogt, Aus alten Tagen (1898) 225.

87. In gleich reger Weise äußert sich an diesem Tage der Glaube des Volkes an die geheimen Kräfte der Natur. Ist doch heute Himmel und Erde geöffnet, und wer der „Wort' und Werke" mächtig ist, vermag Zauber zu wirken für sich und die Mitlebenden zu Nutz und Frommen, zu Not und Tod.

Mädchen und Burschen eilen vor Sonnenaufgang lautlos mit Krügen und Kannen an den nahen Bach oder Fluß, um gegen den Strom das heilwirkende Gutfreitagswasser zu schöpfen und sich damit zu waschen, denn es schützt vor Augenentzündungen, vor Sommersprossen, Ausschlag und Flecken, verleiht zarte, feine Haut und schöne Gesichtsfarbe. Wer sich in dem Wunderwasser badet, der bleibt im folgenden Jahre von der Krätze verschont und ist auch sonst an Leib und Seele fröhlich, Bunzl. Mtschr. 1791, 364, und noch heute bringt nach dem in der Gegend von Militsch-Trachenberg herrschenden Glauben das Baden vor Sonnenaufgang an diesem Tage Heilung von Krätze und Ausschlag. In Österr.-Schlesien befreit das Baden im fließenden Karfreitagswasser auch vom Wichtel. In Türpitz bei Strehlen badet man sich schweigend vor Sonnenuntergang (?) in einem nach Osten fließenden Wasser, um von der fallenden Sucht (Epilepsie) geheilt zu werden.

Weil das Wasser nur dann heilende Wirkung hat, wenn es stillschweigend geschöpft und gebraucht wird, so nennt man es auch das „stille" Wasser; hat man sich jedoch

6*

durch irgend etwas verlocken lassen, zu sprechen, zu plappern, zu päpern, so ist es „Plapperwasser" oder „Päperwasser" (Katscher) und ohne alle Heilkraft (Ratibor, Bunzlau). Man bewahrt von dem stillen Wasser zu Heilzwecken auch einen Krug oder eine Flasche voll bis zum nächsten Jahre auf, da es nach der Volksmeinung frisch bleibt und nicht faul wird (Breslau, Glatz, Guhrau, Sprottau, Leobschütz). — Warum nur fließendes, nicht stehendes Wasser geschöpft werden muß, hat seinen Grund. Es geht der Glaube, daß sich in der Mitternachtsstunde, des Todes Jesu wegen, alles fließende, lebendige Wasser in Blut verwandele, und daß auf diese Weise eigentlich das Blut des Heilands die Wunder thue. Przbl. 1864, 5. Nach anderer Auslegung soll es eine Erinnerung an den heiligen, wunderwirkenden Bach Cedron sein (Katscher). Ist kein Fließwasser in Bach oder Fluß in der Nähe, so schöpft man aus Brunnen und Trögen, deren Wasser der Sonne zufließt (Grünberg).

Badet man am Karfreitagsmorgen das Gesicht im Tau der Saat, so schützt man sich dadurch vor Sommersprossen (Breslau, Lauban). Doch kann in letztgenannter Gegend auch eine Mistpfütze die Stelle des Taues mit gleichem Erfolge vertreten. Der Saft einer vor Sonnenaufgang an diesem Tage angeritzten Waldeiche hat nicht minder heilende Kraft (Grünberg). Wer sich am Karfreitag die Füße wäscht bleibt vor Fußkrankheiten bewahrt.

88. Dem Vieh ist das Karfreitagwasser ebenso heilsam wie dem Menschen. Vielerorten reitet man heute wie ehedem die Pferde vor Sonnenaufgang in die Schwemme, aber auch nur in fließendes Wasser; das schützt sie vor gefährlichen Krankheiten (Kr. Breslau, Namslau, Katscher, Beuthen O/S.), vgl. Correspondenzblatt 1820, 46. Nach dem Berichte der Landräte an die Breslauer Regierung im Königl. Staatsarchiv zu Breslau ertrank im Jahre 1818 bei Margareth

unweit Breslau ein braver Knecht beim Schwemmereiten am Karfreitag in der Oder, die Pferde retteten sich mit Mühe. Man wäscht das Vieh vor Sonnenaufgang mit dem geschöpften Wasser (Bolkenhain) und reinigt damit den Stall (um Lauban, Nimptsch), damit es nicht an Dung fehle (Breslau). Ein etwas verwickelteres Verfahren, bei dem sich die geheime Kraft des Festwassers mit der der Festspeise oder dessen, was zu ihrer Herstellung gehört, vereinigt, wird aus Strehlitz bei Oels berichtet. Man holt dort am Karfreitag vor Sonnenaufgang aus drei Brunnen Wasser, taucht in ihre Mischung den Kehrwisch, mit dem man am Ostersonnabend beim Kuchenbacken den Ofen säubert, und streicht mit ihm dreimal kreuzweise über den Rücken der Kühe: sie sind dann vor Krankheit geschützt und geben reichlich Milch.

89. Die Tiere selbst kennen die Kraft des Wassers. Nach altem Glauben badet der Rabe seine Jungen an diesem Morgen mit Flußwasser, damit sie schwarz werden; denn sonst bleiben sie weiß (Kaltenbrunn, Rogau bei Zobten).

90. Sogar die Pflanzen werden mit Karfreitagswasser besprengt: dadurch hält man von ihnen die Raupen fern (Bunzlau, Jauer, Rothenburg). Überhaupt werden an diesem Tage die Hausgeräte damit gewaschen und gescheuert. Heilkräftig gegen jede Krankheit, besonders äußere Schäden, ist die mit Fließwasser ausgewaschene Butter, und „wenn das Butterfaß mit Karfreitagswasser ausgerieben ist, so kann der Milchertrag nicht beredet und verdorben werden" (Leutmannsdorf Kr. Schweidnitz). So ist denn überhaupt der Karfreitagmorgen allgemeine Scheuerzeit, in der vor Sonnenaufgang allerlei häusliche und wirtschaftliche Arbeiten verrichtet werden, damit es in den betreffenden Dingen das ganze Jahr hindurch gut stehe. Vogt, Mitteil. I, 52.

91. Allenthalben sucht man sich zu schützen, denn am

Karfreitag und an Georgi (23. April) haben die Hexen die größte Gewalt (Loslau bei Pleß). Alle Geister versammeln sich in dieser Zeit auf Erden, und es findet ein Hexenumzug statt. Vor Sonnenaufgang muß die Butter fertig sein, weil sie sonst nicht zu stande kommt; s. Hexen (635). In der Gegend von Oels (Strehlitz) werden die Hexen aus Haus, Hof und Stall unter großem Rumor und Gepolter mit alten Besen ausgetrieben. Man nagelt „Sommern" und „Maien" und Kreuzdorn, den man vor Sonnenaufgang stillschweigend geschnitten hat, über die Stallthüre. Der Hausvater macht an alle Thüren mit geweihter Kreide drei Kreuze: das schützt vor Hexen, Alp und bösen Menschen. Przbl. 1828, 156. Ein uraltes Mittel ist es (Mitteil. I, 44), durch Herumziehen einer Furche (vgl. die „goldne Schnur um das Haus" in den Sommerliedern) oder einer andern symbolischen Schutzwehr oder durch feierlichen Umgang sein Grundstück vor bösen Mächten zu sichern. Und so läuft man in der Gegend von Steinau am Karfreitag vor Sonnenaufgang um das Haus herum, um es vor Schaden zu bewahren. Besonders legen an diesem Tage die bösen Geister Stöcke vor die Hausthüren, damit die Bewohner sie anfassen und behext werden. Eine Frau beschuldigte ihren eigenen Mann vor dem Geistlichen, daß er (im Dienste und Auftrage des Bösen) solche Stöcke zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten von bestimmtem Holze breche oder schnitze, vor die Thür lege und sie und ihre Kinder dadurch ins Haus banne (Sprottau).

92. Wie am Karfreitag sich Himmel und Erde öffnet, so öffnen sich, da alle Geister über der Erde anwesend sind, auch die Berge, und wem das Glück wohl will, der findet den Eingang und unermeßliche Schätze. Während in der Kirche die Passion gelesen wird, „brennen" oder „blühen" versunkene Schätze aus der Erde. Wirft der Glückliche, der

dieses sieht, stillschweigend etwas hinein, z. B. einen geweihten Gegenstand oder ein Taschenmesser, so kann er ein Grabscheit holen und den Schatz heben (Katscher). Hieran knüpft sich die oft wiederkehrende Sage von der Mutter, die in den geöffneten Berg eintritt, von dem Golde nimmt und zurückkehrt, dabei aber ihr Kind vergißt, das sie nächste Ostern genau zur selben Zeit gesund wiederfindet (Leobschütz, Zobten, Goldberg). Vgl. Weinhold in Z. d. V. f. V. IV, 454.

93. Von dem einst über ganz Deutschland verbreiteten Brauche, durch Osterfeuer die Geister zu verscheuchen, hat sich in Schlesien das Ausräuchern erhalten. Man legt auf einen Topf voll glühender Kohlen sieben Schichten verschiedenartiger Kräuter und durchräuchert damit die Ställe; diesen Rauch können die Hexen nicht vertragen (Nimptsch). Damit sich die Pferde gut hielten und gut liefen, gingen in Oberschlesien die Knechte auf Kreuzwege, flochten dort (unter bestimmten Zauberformeln?) Peitschen und liefen schnell zurück, ohne auf alle Teufelsgestalten zu achten, die sich ihnen entgegenstellten. Mit einer Pfeife, die man in der Karfreitagsnacht um zwölf Uhr an einem Kreuzwege aus einem Knochen einer schwarzen Katze gemacht hat, kann man Geister zitieren. Der Karfreitag ist auch zu sonstigem Zauber ein geeigneter Tag.

94. Man bannt alles Ungeziefer durch Fegen. Man soll das ganze Haus auskehren, dabei aber rückwärts gehen und alles auf sich zu bis zur Grenze fegen, dann kommt kein Ungeziefer ins Haus (Warmbrunn). Vor Sonnenaufgang werden in der Trebnitzer und Oelser Gegend Winkel und Ecken in Stuben und Ställen ausgekehrt, und das Kehricht wird auf einen Kreuzweg getragen; dabei macht man der (aufgehenden?) Sonne Verbeugungen und sagt allerlei Sprüche im Namen der Dreieinigkeit her. Das befreit von Ungeziefer und überträgt es auf denjenigen, der

den Kreuzweg zuerst betritt (Oels). Man soll den Schmutz aus dem Hause nach außen kehren und sprechen: Ihr Ratten, schert euch 'raus, eure Zeit ist aus! (Herzogswaldau bei Jauer).

95. Windet man am Karfreitage Strohseile, so bleibt das im Sommer mit ihm gebundene Getreide von Mäusen verschont (Liebau [218]). Schlägt man mit einer Axt an die Bettstelle, so verschwinden die Wanzen (Dyhernfurth). Am Karfreitag muß man nicht mit Licht in den Stall gehen; auch soll man alle Fenster vor Sonnenaufgang waschen dann kommen keine Fliegen in Haus und Stall (Warmbrunn). Neunerlei Zweige von Waldblumen am Karfreitag gebrochen und in Scheuer und Keller gelegt, vertreiben das Ungeziefer (Liebau). Wie am Gründonnerstag, so bewahrt man sich auch durch ein Gebet am Karfreitag vor Schlangenbiß:

Heute ist Karfreitag,
Onsers Herrn Leidtag,
Ihr Ottarn und Schlanga,
Kommt ne geganga.
Ihr sollt mich ne beißa on ne stecha,
Bis Christus der Herr sein Leid werd verrecha.

(Grafsch.)

Man drischt vor Aufgang der Karfreitagsonne stillschweigend Garten und Feld oder murmelt dabei: Ich schlage die Maulwürfe alle tot! so bleibt die Flur von ihnen verschont und trägt viel Frucht. Przbl. 1828, 157. (Goldberg, Hirschberg, Haynau, Glogau, Landeck, Steinau, Schönau). Den besten Erfolg hat diese Handlung, wenn der Dreschende ganz unbekleidet ist (Neumarkt, Waldenburg) oder wenigstens nur das Hemd anhat (Sprottau [9, 44]). Auch in der Grafschaft drischt man vor Sonnenaufgang auf dem Felde und im Hause auf den Dielen; dieses vertreibt Ratten

und Mäuse, jenes Maulwürfe; in Liebau beides. — Mischt man am Karfreitag drei Hände voll Erde aus drei verschiedenen Gräbern unter die Gerstenaussaat, so ist diese vor Sperlingen sicher (Trebnitz). Auch thut man frisches, heuriges Stroh in die Betten; das schützt vor Flöhen und bringt zarte Haut. Man hängt allgemein die Kleider an die Sonne, dann kommen die Motten nicht hinein. Am Karfreitag darf man die jungen Gänse nicht herauslassen, sonst holt sie in nächster Zeit der Aar, der im Sommer Kuckuck, im Winter Stößer ist (Juliusburg).

96. Ferner regt man neues Leben und Gedeihen an. Wer in seine Düngergrube keine Pfütze bekommt, muß am Karfreitag vor Sonnenaufgang mit einem Gefäße aus der Pfütze des Nachbars heimlich schöpfen und in seine eigene Grube gießen, dann wird in einigen Tagen sein Wunsch erfüllt. Wuttke 650. In Cammelwitz bei Steinau umbindet man am Karfreitage die Obstbäume mit Stroh, um sie fruchtbar zu machen; ein Brauch, der uns allgemein in der Weihnachts- oder Silvesternacht entgegentrat.

97. Mit der Geistervertreibung, die am Karfreitag wirksam vorgenommen wird, hängt die Heilung (oder Sicherung) von allerlei Krankheiten zusammen. Darum wendet man an diesem Tage vor Sonnenaufgang außer dem Flußwasser noch andere bestimmte Heilmittel mit Erfolg an. Man wäscht sich aus Flußwasser den Kopf und kämmt sich im Freien unter Gebet die Haare, um Kopfschmerzen los zu werden (Kreuzburg).

Namentlich ist der Karfreitag geeignet, Kranke durch einen gespaltenen Baum zu ziehen und dadurch von allerlei Schäden zu befreien; s. (663). In Kauffung bohrt man am Karfreitag für einen Kranken ein Loch in einen Baum, thut die Krankheit hinein und verschließt es mit einem Pfropfen; verwächst es, so erfolgt Genesung.

98. Auch vieler Wurzeln Heilkraft wird gesteigert, wenn sie am Karfreitag ausgegraben werden; dies gilt von der Wurzel der Päonie (Kauffung). In der Striegauer Gegend schneidet man vor Sonnenaufgang Weidenholz zum Zwecke der Wundenheilung ab. Bohrt man mit dem zugespitzten Holze in die Wunde und vergräbt es alsdann, so sollen alle Wunden bei Menschen und Vieh heilen (Gäbersdorf). Am Karfreitag kann man sich besonders von Zahnschmerzen befreien. Zu diesem Zwecke muß man sich um Mitternacht die Haare kämmen, die dabei ausgefallenen über dem Feuer verbrennen und den dabei aufsteigenden Rauch in den Mund ziehen (Lüben), oder man beißt in einen Holunder oder holt mit dem Munde einen Stein aus einem Bache, wo weder Sonne noch Mond hinscheint (Lauban), oder man schneidet Finger- und Zehennägel ab und vergräbt sie unter einen Berberitzenstrauch (Grünberg, Parchwitz). Man geht auch vor Sonnenaufgang an eine Stelle, wo drei Raine zusammenstoßen und auf allen drei angrenzenden Stücken Getreide gesäet ist. Diese Saat beißt man mit den Zähnen ab (Warmbrunn). Ein gutes Mittel gegen Zahnschmerzen ist es, wenn man sich die Fingernägel schneidet (Breslau).

99. Ißt man am Karfreitag Eier, so wird man gegen Kreuzschmerzen gefeit (Hirschberg); genießt man schweigend ein frischgelegtes Gänseei, so schützt man sich gegen Kolik (Strehlen). — Es gilt für heilsam, wenn man am Karfreitag dem Vieh zur Ader läßt; es wendet Unglück ab, wenn man es mit Asche bestreut (Liegnitz).

Liegt am Karfreitag eine Leiche im Ort (wodurch die allgemeine Festzeit entweiht wird), so giebt es im Laufe des Jahres ein Schadenfeuer, meist durch (den reinigenden) Blitzschlag (Waldau bei Bunzlau).

100. Auf den guten Karfreitag pflegt man die Schafe zu leichten. Großer, Anleitung. — Kinder, erst nach dem

Karfreitag abgesetzt, gedeihen gut. Bei dem Schlesier Veit Sachs (1660) begegnet „ein drey gutter Freytags-sohn". Die eine der beiden auftretenden Frauen rät der andern, ihren Jungen, den sie schon sechs Vierteljahre säugt, abzusetzen. Jene erwidert:

O liebes Kind, ich hett' ihn längst schon abgesetzet,
Wenn nur mein lieber Mann es hette gut geschetzet.
Drey gutte Freytage sog er der Mutter Brust
Und will, daß auch sein Sohn genieße solchen Must (Most)
Drey gutte Freytage. So mags derbei verbleiben,
Und sollt' er drüber mich mit Fleisch und Bein aufreiben,

was die erste als thörichten Katzenglauben bespöttelt.

Am Karfreitag ist gut zu backen (Schönau). Andererseits heißt es: man darf an diesem Tage nichts ausleihen, sonst nimmt der Entleiher für das ganze Jahr das Glück mit (Trebnitz).

Über den unheimlichen Glauben, daß, wer am Karfreitag unertappt stehle, den Diebstahl das ganze Jahr hindurch mit der gleichen Sicherheit betreiben könne (Fürsten-Ellguth), s. Christabend (21).

101. Am Karfreitag ließen in früheren Jahrhunderten die Fürsten zu Liegnitz eine in Gestalt eines guten Dreiers geprägte Münze unter die Armen verteilen. Dieser Almosenpfennig oder das „Almosengröschel" hieß denn auch unter dem gemeinen Volke das „gute Freitagsgröschel". Man findet es in den schlesischen Chroniken oft angeführt. Neues Schles. Allerlei 1785, 189. — Im Karthäuserklosterhofe zu Liegnitz wurde alljährlich am Karfreitag ein Almosen ausgeteilt, woran ein jeder, arm oder reich, teilhaben konnte. Dies bestand in einem Brot, das im Teige zwei Pfund acht Lot, gebacken aber zwei Pfund wiegen mußte und eine Bukenite (vgl. Weinhold, Wbch. 13: Bukneten) genannt

wurde, in einem Hering und einem in der Breslauer Münze dazu besonders neugeprägten Gröschel, dem oben erwähnten guten Freitagsgröschel. Mitten im Hofe war ein hohes Gerüst errichtet, worauf sich die fürstlichen Beamten und die mit der Verteilung beauftragten Personen befanden; auch lag darauf der zu verteilende Vorrat. Zu einem Thore wurden die Empfänger ein- und zum andern ausgelassen. Selbst die fürstlichen und die kaiserlichen Beamten erhielten zu 10 bis 12 Portionen, und sogar der Landeshauptmann nahm davon nach altem Herkommen seinen Teil. Niemand, weder alt noch jung, durfte unbegabt weggehen, denn man hatte einen besonderen Aberglauben, und so wie man sich einbildete, daß die empfangenen neuen Gröschel zu allerhand Zauberwirkungen gut wären, so überredete man sich, daß, wenn nicht ausgeteilt würde, die Stadt ein großes Unglück treffen müsse. Bis zum Jahre 1740 und selbst noch beim Anfang der preußischen Regierung dauerte diese Austeilung fort. Es wurden gewöhnlich 13200 Buckeniten gebacken, wozu 18 bis 19 Tonnen Heringe erforderlich waren. Oft sind an 15000 Personen versammelt gewesen. Zimmermann, Beitr. 8, 136 f.

102. An manchen Orten Oberschlesiens stürzte man früher am Karfreitage eine Katze vom Kirchturm herab; das nannte man das Judasstürzen; vgl. oben das Judassuchen (78 f.); über die Bedeutung s. (106).

Ostersonnabend.

103. Am Ostersonnabend wird bei der kirchlichen Feuerweihe nicht bloß Feuer, sondern auch Brot, Salz, Kreide und Wein, in polnischen Gegenden Eier und Rauchfleisch geweiht. Das zur Feuerweihe gewöhnlich auf dem Kirchhofe zusammengeschichtete Holz, zu dem jeder Besitzer etwas beigesteuert hat, wird allgemein zum „Kreuzelstecken" gebraucht, d. h. zu

den Kreuzchen verarbeitet, die, gewöhnlich am Ostersonntage, an die Stubenwände, über Stall- und Hausthür und an die Ecken sowie längs des Mittelrückens der Saatfelder gesteckt werden, wie es an manchen Orten schon am Palmsonntag geschieht; s. (77). Dadurch glaubt man Blitz und Hagel und den durch Hexen hervorgerufenen Wetterschaden abzuwehren. Dazu verhilft auch das Besprengen mit Weihwasser.

104. Auch an diesem Tage hat das Wasser Heilkraft. In der Grafschaft schöpft man am Ostersonnabend stillschweigend während des Glorialäutens aus „der Dorfbache“ Waschwasser, das sog. Gloriawasser, und glaubt, daß in der Nacht zum Ostersonntag wegen der Auferstehung Christi alles fließende Wasser sich in Wein verwandle, was auch zu den Wundern der Christnacht gezählt wird. Es werden auch an diesem Tage wieder Eier gegessen. Die Eierschalen werden zerstoßen und in die Maulwurfshaufen gestreut, um die Maulwürfe zu vertreiben; auch die Kröten werden dadurch beseitigt (Beuthen O/S.).

105. Am Ostersonnabende (in manchen Gegenden an jedem Sonntage) muß die Sonne etwas scheinen, damit Maria ihren Schleier trocne, ein Zug, der von Holda (Wuttke 27) auf die Mutter Gottes übergegangen ist; auch sardinischer und sizilischer Volksglaube. Liebrecht 341.

106. Jeder fromme Christ besucht die Auferstehungsfeier, die in einigen Gegenden abends, in den meisten am Ostersonntag vor Sonnenaufgang statthat. Der auferstandene Heiland wird in der Monstranz aus dem heiligen Grabe in den Hochaltar zurückgetragen. Auch an diese Feier schloß sich das bereits bei der krummen Mittwoch besprochene „Judassuchen“ oder „Judasbrennen“, eine an die Osterfeuer erinnernde Sitte, wobei das Verbrennen des Judas oder des Ostermannes sich nur noch in verblaßten Andeutungen erhalten

hat; vgl. Vogt, Z. d. V. f. V. III, 355. Wie in Trachenberg, Leobschütz und Ober-Glogau schon am Mittwoch die Knaben den Judas mit brennenden Besen suchten, dann die Besen über einen Haufen warfen und den Judas verbrannten, so geschah dies andernorts mit einer alten Tonne. In abgeschwächter Form wird der Judas auch „beworfen" oder geschlagen. So schleppten die Knaben in Glogau eine Tonne in lärmendem Aufzuge bis zu einer bestimmten Stelle des Kirchhofs und bombardierten sie mit Steinen und alten Töpfen so lange, bis sie endlich in Stücke zerbarst. Ähnliches wie in Wagstadt in Österr.-Schlesien dem Judas am Mittwoch geschieht, widerfährt ihm in Strehlen am Ostersonnabende. Hier spielte den Judas ein älterer vermummter Bursche mit geschwärztem Gesicht, der an den Stufen der Gruft des Augustinerklosters von der lärmenden Knabenschar ergriffen und so lange auf dem Kirchhofe hin- und hergezaust wurde, bis die zuschauenden Patres dem Spiele ein Ende machten. Görlich, Gesch. d. Stadt Strehlen 265. Ein Schritt weiter, und an die Stelle des Judas trat ein Tier, eine Katze, ein Ziegenbock, das von dem Kirchturme herabgestürzt wurde. All diesen Gebräuchen liegt ein altes Frühlingsfest mit seinen Opferhandlungen zu Grunde, wodurch die bösen Mächte abgewehrt und die Hilfe der guten Gottheiten erlangt werden sollte; vgl. Walpurgisabend (122).

Ostern.

107. Der Trauer des Karfreitags folgt die froheste Zeit des ganzen Jahres, das Fest der Auferstehung des Heilands und seines Sieges über Tod und Grab. Wie der Kern des Festes und sein Name, der das Wiedererwachen der Natur im Frühling bedeuten soll, vielleicht nur den Stand der Sonne genau im Osten, so stammen die meisten Ostergebräuche mit ihrer Zauber- und Wahrsagekraft aus alter

Zeit und haben sich unter christlichem Gewande bis heute erhalten. Echt deutsch ist auch die Verbindung des Naturlebens mit der Menschenwelt und dem Heilwerk der Erlösung.

An das Leiden Christi erinnert schon durch ihren Namen die Passionsblume. Mit frommer Regung betrachtet sie das Volk und erzählt, sie blühte unter dem Kreuze, und die Blutstropfen aus den Wunden des Gekreuzigten flossen in ihren Kelch. Zu steter Erinnerung daran trägt dieser „das Leiden Christi", d. h. die Abbilder des Hammers und der Nägel. In Beziehung zur Leidensgeschichte steht auch die Trauerweide. Sie beugt sich zur Erde, weil von ihren biegsamen Zweigen (den Wieten) die Ruten genommen wurden, den Herrn zu geißeln.

Und als beim Tode des Heilands alles zitternd und erschauernd dastand, blieb die Espe stolz und unbeweglich. Darum traf sie der Fluch, daß sie hinfort bei jedem Lüftchen, vor jedem Laut erzittern solle. So ist es bis auf den heutigen Tag, und „zittern wie Espenlaub" ist ein altes Volkswort.

Auch die Namen zweier Vögel sind mit dem Karfreitag in Zusammenhang gebracht. Als Christus am Kreuze hing, bemühte sich der Kreuzschnabel, die Nägel herauszuziehen, die ihm durch Hände und Füße geschlagen waren; dabei verbog er sich den Schnabel und beblutete sich seine (seitdem rote) Brust. Ähnliches gilt von dem sanften Rütkätle, dem Rotkehlchen. Auch dieser beim Volke beliebte Vogel wollte dem Heiland die Dornen aus dem Haupte ziehen und zeigt noch heute das blutige Mal, womit er damals seine Kehle befeuchtete. Mitteil. II 48.

108. Solches erzählt lieber Mund den lauschenden Kindern, bis diese Ermüdung zur Ruhe bringt. Vor dem Einschlafen am Ostersonnabende bitten sie die Eltern, sie am hei-

ligen Ostersonntage ja recht zeitig zu wecken, damit sie auf die nächste Höhe eilen, um das Springen des Osterlämmels, das „Sunnahuppa", zu sehen. Kirchlichem Einfluß entspringt die Meinung: Wer die Faste streng hält, sieht am Ostermorgen das Osterlammla (Katscher). Nach altem Glauben thut an diesem Morgen die Sonne aus Freude über die Auferstehung des Weltheilands drei Sprünge (allgemein) oder tanzt (Schönau), oder wenn die Kinder das eigentümliche Flimmern und Zittern der Sonne wahrnehmen, erklärt die Mutter: Das ist das Osterlämmlein mit seinem Fähnchen (Leobschütz). Viele beobachten das Hüpfen der Sonne im Spiegel des Wassers in einem Gefäße und lesen daraus allerlei Dinge, die im Laufe des Jahres geschehen werden.

109. Im Oppalande (Troppau, Jägerndorf) wachte man früher in lustiger Gesellschaft bei einem Osterfeuer, das auf einer Höhe wie das Feuer beim Johannisfeste entzündet wurde, bis zum Sonnenaufgange. An dem Flackern des Feuers und an etwaigem Geräusche in der Umgebung erkannte man das Herannahen von Hexen. Ens, Oppaland 48. Auch im benachbarten Leobschützer Kreise loderten früher von den Höhen die österlichen Feuer, sind aber heute gänzlich erloschen. Weinhold, Verbreitung und Herkunft der Schlesier 57 führt diese Osterfeuer auf die niederdeutsche Besiedelung der Stadt Leobschütz zurück, für die flämische Einwanderung ziemlich sicher ist. Wie diese Feuer zum Schutze gegen die Hexen entzündet wurden, woran das „Judasbrennen" noch erinnert, so wird während der Dunkelheit in der Osternacht fortwährend geschossen (Liebau), eine Vorwegnahme aller der Schutzmaßregeln, die man ursprünglich bei der Maifeier getroffen hatte und noch trifft; s. Walpurgisabend (122).

110. Am Oster-Heiligentage besucht und grüßt man einander mit dem Gruße: Ich wünsche glückliche und gesunde Feiertage und eine glückselige Auferstehung zum Trost! (Liebau).

Früh, d. h. morgens, werden mit Vorliebe Ostereier gegessen, die hier und da auch bemalt sind; sie sind das Sinnbild der lebenschaffenden Naturkraft und schützen vor Krankheiten. In der Grafschaft und im poln. Oberschlesien (Beuthen) ist es Sitte, die vorher gefärbten und in der Kirche geweihten Eier, die man auch in der Suppe genießt, in zwei Hälften zu schneiden und eine davon mit dem Tischnachbar auszutauschen: Gerät man einmal, z. B. in einem Walde, auf einen Irrweg, so braucht man nur an diejenige Person zu denken, mit der man das Osterei teilte, und man wird dann den richtigen Weg finden. Derselbe Glaube ist in Österr.-Schlesien (Dobischwald, Braunsdorf) lebendig, Peter II, 285, und erinnert auch an das gemeinsame Oblatessen am heiligen Abend (14). Man vgl. dazu Jahn, Opfergebr. 79, wo an ein Eieropfer bei der Aussaat gedacht wird. In Österr.-Schlesien nimmt man Ostereier oder wenigstens Schalen davon und gräbt sie auf der Hutweide ein; so werden die Kühe dort das ganze Jahr gut weiden. Peter II, 251.

In Oberschlesien aßen früher die Landleute am ersten Osterfeiertage Meerrettig löffelweise. Das sollte an das bittere Leiden Christi erinnern. Das Hauptgebäck für den Ostertag sind die Gelbbrote, Gålbrütl, Weizenbrote, auf deren Oberfläche bisweilen Furchen eingekerbt sind, die von der Mitte strahlenförmig nach dem Rande laufen, ein Bild der Ostersonne. Diese Osterbrote, ein altes Opfergebäck, sind mit Safran oder durch reichliches Einschlagen von Eiern in das Weizenmehl gelb gefärbt. Im Hirschbergischen, besonders in Warmbrunn, ist das um Ostern eigentümliche Gebäck der Tallsack. Vgl. Palmsonntag!

111. Auch am heiligen Ostertage sind die Hexen nicht unthätig. Wenn man einen Besen vor die Kirchenthür wirft, so ist keine Hexe im stande, darüber hinwegzugehen. Eine

Hexe kann derjenige erkennen, dem es gelungen ist, am Auferstehungsmorgen durch das Glas der vom Priester in den Hochaltar zurückgetragenen Monstranz hindurchzusehen. Grabinski 38. Um Feld und Saat zu schützen und das Gedeihen der Frucht zu fördern, steckt man in Mittel- und Oberschlesien Kreuzchen aus dem am Ostersonnabend geweihten Holze zu je dreien in die Ecken und in die Mitte der Felder oder Kreuze zusammen mit den geweihten Palmen. Dies geschieht auch bei dem Frühjahrsumgang. Dieser ist an keine bestimmte Zeit gebunden. Er findet an den drei letzten Tagen vor Christi Himmelfahrt (Liebenthal), an Markus, 25. April (Beuthen), am Fronleichnamstage (Leobschütz) und zu Ostern statt. Im Neißischen, wo man jetzt gleichfalls an Fronleichnam diesen Umgang abhält, wurde früher auch „am Ostersonntage von sämtlichen Gemeinden unter Anführung des Scholzen oder eines Gerichtsmannes um die Saate geritten unter Absingung geistlicher Lieder. Wenn dieser Gewohnheit, bemerkt der Berichterstatter Zimmermann (Beitr. 3, 259), nur nicht eine besondere Kraft zugeschrieben würde, so wäre sie so unrecht nicht, sie erhält den Glauben an eine besondere Vorsehung unter den Menschen." Im Kreise Hoyerswerda (Wittichenau) heißt der noch heute mit allem Pomp am ersten Osterfeiertage abgehaltene Flurumritt das Kreuzreiten. In andern Gegenden, im Kreise Ratibor, Rybnik, in Königshain bei Glatz, in Woischwitz, Oltaschin und andern Dörfern bei Breslau, in Schönwalde und Peterwitz bei Frankenstein und in Langseifersdorf bei Reichenbach hat sich das „Soatareita" am Morgen oder Nachmittag des Ostermontags teilweise bis in die jüngste Zeit hin erhalten. In den Kreisen Neiße und Grottkau wurde dieser Brauch „wegen der dabei eingerissen Trunkenheit" durch Verfügung vom 31. August 1786 verboten und später durch Androhung schwerer Strafen

unterdrückt. Schon lange vorher stahlen die Knechte Futter (44), um die Pferde recht mutig zu machen. Am Tage selbst traten sie meist schon angetrunken in die Kirche. Der Umritt um die Felder artete dann in ein tolles Jagen aus, wobei die am Wege liegenden Felder oft arg beschädigt wurden, so daß die ursprüngliche Bedeutung dieser Flurprozessionen gänzlich verkehrt worden war. Przbl. 1787, 57.

In der Neuroder Gegend brennt man am Abende des Ostersonntags womöglich kein Licht, damit der Flachs nicht verderbe.



Ostermontag. Schmackostern.

112. Um diejenigen zu strafen, welche die heilige Zeit verschlafen, und Ostergaben zu sammeln, gehen Knaben am Ostermontage und Mädchen am Osterdienstage schmackostern. Die Schmacköster, Schmigöster (poln. śmigać, śmagać peitschen; vgl. Schmicke, biegsame Gerte, Weinhold, Wbch. 85) ist eine (neunfach) zusammengeflochtene, mit bunten Schleifen oder Seidenpapierstreifen von oben bis unten umwundene Weidenpeitsche, an deren Stelle aber auch eine Gerte aus Süßholz geschwungen wird (Leobschütz). Damit ziehen die Knaben am Ostermontage schon beim Morgengrauen in die einzelnen Häuser, dringen in das Familienzimmer und peitschen unter Sprüchen das Mädchen, das sich blicken läßt, oft recht unsanft. Die Knechte schleichen in die Schlafkammer der Mägde und treiben die Langschläferinnen vom Lager. Selbst Erwachsene machen es sich zum Scherz und gehen zu Verwandten und guten Bekannten morgens die im Hausgewande entgegentretenden weiblichen Bewohner schmackostern.

Zugleich neben dem Schmackostern (wenigstens im Leobschützer Kreise) besteht der Brauch, die Mädchen mit Wasser zu begießen, zu „spritzen", zu „baden". Alles Männliche hat am Ostermontage das Recht, Mädchen und Frauen tüchtig naß zu machen. Man benutzt dazu gewöhnlich eine

kleine Spritze, die allerdings nicht immer mit kölnischem oder wenigstens reinem Wasser, sondern von den ärmeren Kindern auch wohl aus dem Rinnstein gefüllt wird. Der Brauch artet oft in Unfug aus, indem die Knechte die Mägde geradezu an die Plumpe zerren oder sie mit der Feuerspritze von oben bis unten „klatschenaß“ machen. In polnischen Gegenden wo das „Schmackostern“, d. h. das Peitschen, unbekannt ist, heißt das ebenso lebhaft geübte Wassergießen Dyngus. — Doch ist um Beuthen O/S. allgemein Brauch, wenn am Gründonnerstag abend die Mädchen nach dem Wallfahrtsorte Deutsch-Piekar gehen, um in der Mitternachtsstunde am Kalvarienberge Wasser zu schöpfen, daß sie auf dem Rückwege von den Burschen angehalten und tüchtig gepeitscht werden. Das Schmackostern bringt dem Geschlagenen Glück. Wer tüchtig naß wird, den verschonen die Flöhe. — Am Osterdienstag haben die Mädchen das Recht, den Knaben ein gleiches zu thun. Das Herkommen gebietet, daß man für das Schmackostern und Spritzen Geschenke giebt, Maleier, Apfelsinen u. dergl. Die ärmeren Kinder, die den Brauch mehr üben, um ihre Sammelkörbchen zu füllen, bekommen ein Stück Gâlbrot, Kuchen, Pauerbissen, „polnische Klumpen“ und Geld.

113. Zahlreich sind die herkömmlichen Sprüche, die beim Schmackostern, womit man heute kurz auch beides bezeichnet, das Peitschen und Begießen, gesungen werden, um einmal das Eintreten am frühen Morgen zu entschuldigen und dann die Mädchen, die sich eilig verbergen, aus ihrem Versteck hervorzulocken; sie erinnern gar oft an die Sommerlieder. Es seien hier nur einige erwähnt:

Wir komma eure Töchterlen schmackostern,
Em-de lieba Ostern,
Em-a Ä (Ei), em-a zwä (um ihrer zwei),

Em-aStickla Kücha;
Wenn-se ne wern dô sein,
Warn-wr-se schont sücha;
(Doas wird-am Rĕck [Rücken] naus puffa).

Schmackostern em-a Mòlä,
Sonst schlô-ich-dr de Baen azwê;
Denne (dann), denne em-a Gâlbrôt,
Sonste schlô ich dich goar tôt. —

Schmackûster em-a Mòlä;
Hoste zwê
Gemmer äs,
Hoste käs,
Gemmer a Steckla Kucha,
Loß mich erscht ni lange sucha. —

Mâdla, Mâdla, loß dich peitscha,
Dåß dich nê de Flehlan beißa!
Gimmr a Ä,
Oaber (oder) zwê,
Und a Stickla Usterkucha,
Ich war dich hinger draußa sucha. —

(Oberschlesien). Vgl. Peter I, 87.

Junge Mädel, laßt euch peitscha,
Daß euch nicht die Flöhe beißa.
Gebt mir einen Osterkuchen,
Laßt euch nicht im Bette suchen.

Schmeckuster im de Fisse, meine Schmeckuster die schmeckt fisse,
Schmeckuster im de Bêne, bleib's ganze Johr derheme.
Schmeckuster im de Kniee, hots ganze Johr kene Flühe.
Schmeckuster im a Oarsch; wenns wieh thut, do soa's.

Schmeckuster im a Bauch, dås is der ale Brauch.
Schmeckuster im a Rücke, husts ganze Johr viel Glücke.
Schmeckuster im de Årme, dås sich Gott derborme.
Schmeckuster im a Kôp, zerschlåst's ganze Johr ken Tôp.
Schmeckuster über de Noase, do drüber left a Hoase.
Schmeckuster um de Wanga, wir wern a Hoasa fanga.

(Liebau). Mitteil. IV, 52.

114. Während in den deutschen Teilen Oberschlesiens die Knaben den ganzen Ostermontag, obgleich es nur „bis Mittag gilt", mit der Spritze oder Schmackoster umherziehen, spielen die Altersgenossen in den polnisch redenden Gebieten (Kreuzburg, Rosenberg), doch auch im alten Fürstentum Brieg, am Nachmittage auf einem freien Platze das „Eierbergel" oder „Eierkullen", ein Spiel um Maleier, die mehrere zu gleicher Zeit von einer Erhöhung, dem Eierbergel, innerhalb eines länglichen Vierecks die abgeschrägte Längsseite hinab in eine Vertiefung rollen lassen, wobei jeder mit lautester Lebhaftigkeit sein Ei ruft (z. B. „das Gescheckte! das Gescheckte!") und gleichsam anfeuert. Wessen Ei zuerst in der Vertiefung („Tulke, Tilke") anlangt, gewinnt alle andern beteiligten Eier. Bekanntlich wird diese Sitte von den Polen um Krakau und den Wenden um Bautzen noch jetzt geübt. Als eine Belustigung der Zunftgenossen, besonders der Breslauer Tuchmacher, war früher das Eierlesen beliebt. Man vgl. Gomolke, Breslauer Denkwürdigkeiten III, 184. Es war ein Wettspiel zwischen einem Eierleser und einem Läufer.

Eine Jungfer von der Tuchmacherzunft befestigte an einem Kranze ein kleines Kränzel, ein Riechel und eine Zitrone und hängte dies an einer Stange zum Fenster hinaus. Bald stellten sich unter Führung eines Marschalls und in Begleitung von Zeugen der Laufer und der Eierleser, die die Wette gemacht hatten, bei der Kranzjungfer ein. Hier

wurden sie von einigen Trompetern „angeblasen". Die Gesellschaft bildete einen Kreis, und der Laufer, mit entblößtem Degen in der Mitte stehend, suchte den Kranz herunterzuschlagen, der fortwährend herauf- und heruntergezogen wurde. Dann wurden dreißig hartgesottene und gemalte Eier in einem Siebe gebracht, der Marschall maß die Schritte ab, und der Laufer legte in bestimmtem Abstande die Eier auf den Boden. Das Spiel begann. Der Leser mußte jedes Ei einzeln holen und in das Sieb legen, während der Laufer in derselben Zeit einen bestimmten Weg durchlaufen mußte. Der Laufer in der Altstadt nahm seinen Weg zur Elisabethkirche und machte drei Kreuze an die Kirchthür, der Laufer in der Neustadt rannte ebenso zur Magdalenenkirche. Wer zuerst fertig war, gewann den Preis, der häufig mehr als zwanzig Thaler betrug. Das Spiel, das sich in vielen Landen fand, lebt noch, namentlich in der Schweiz. Weinhold, Z. d. V. f. V. III, 17 f.

Eine nur im poln. Oberschlesien übliche Ostersitte ist das Herumgehen armer Knaben „mit dem Hahne". Auf einem kleinen zweirädrigen Wagen liegt eine fast einen Meter große Drehscheibe, in deren Mitte ein Hahn mit glänzendem Gefieder, sobald die Deichsel des Wagens gezogen wird, den Kopf auf- und abbewegt, als wollte er krähen, und an deren Umfange dann ein buntgeputztes Puppenpaar tanzt. Beides soll die Freude über das Erwachen des Menschensohnes kund thun.

April.

115. Der 1. April, an dem Judas Ischariot geboren sein soll, ist ein Unglückstag (556). An ihm darf nach Sonnenuntergang keine Milch aus dem Hause gegeben werden, sonst wird sie behext. Vielleicht der Rest eines alten Frühlingsfestes und seiner Scherze ist das durch ganz Deutschland

übliche „in den April schicken" mit örtlichen Abarten. Auch bei uns hält man den andern gern zum besten und macht ihn zum Aprilnarrn, Aprilochsen, Aprilkalb (Anlehnung an den Mai- oder Pfingstochsen [135]). Das Volk ist in solchem Scherz sehr erfinderisch. Vieles mag ursprünglich am 1. April geübt worden sein, ist allmählich aber auf jede andere Zeit verlegt worden. Der Bauer schickt den Knecht, besonders einen Neuling, zum Nachbar, um den Windsack zu holen. Man händigt ihm einen mit Stroh gefüllten Sack ein, den man gewöhnlich mit Steinen beschwert, damit er recht schwer zu tragen habe und tüchtig ausgelacht werde. Einen andern schickt man zum Kaufmann nach Dukatensamen. Solche, die studieren, d. h. eine höhere Schule besuchen, lassen sich, oft in unbewußter Selbsterkenntnis, für fünf Pfennige „mens" holen! u. s. w. Kinder schicken einander um Stecknadelsamen, um Mückenfett, Krebsblut und andere seltsame Dinge. „Man schickt am 1. April den Ochsen, wohin man will; oft auch am 1. Mai den Ochsen in das Heu. Schickt man ihn nah, ist er gleich wieder da; schickt man ihn weit, so wird er gescheit." In Kreuzburg ruft man dem Gefoppten bei der Rückkehr zu: April, April — a Maiochse! oder (allgemein): Angeführt mit Löschpapier! — Ein Neckspiel mit Einfältigen oder Gutmütigen, die sich anführen (ankriegen) lassen, ist auch das sog. Hiltpritschenfangen. Man stellt sie mitten ins Feld mit einem Sacke (dem Windsacke?), mit dem sie die Hiltpritschen auffangen sollen, die ihnen die andern zutreiben wollen. Da dieser Spaß abends getrieben wird, so entfernen sich diese in der Dunkelheit, und jene bleiben mit dem aufgehaltenen Sacke so lange stehen, bis sie die Fopperei merken (Taumlitz bei Leobschütz, Grafsch.). Vgl. Brendel, Heimatklänge 19 f. Weinhold stellt den entstellten Namen hiltpritschen (in Hessen hilpentritschen) zu Alp, dem elbischen quälenden Nachtgeist, und sieht in dem

Scherz ein uraltes Spiel, bei dem die Elben oder Elbentrötsche gefangen wurden. Verbreitung und Herkunft der Schlesier 86. In denselben Gedankenkreis gehört Heinzels köstliche Erzählung von Schwawappchen, ein dunkler Name für einen geheimnisvollen Vogel, den ein Geprellter erlegen soll.

Georgstag.

St. Georg und St. Marx (Marcus 25. April)
Drohen uns viel Args.

Coler Calend.

116. Am Georgstag (23. April) haben die Hexen die größte Gewalt (Loslau bei Pleß [91]). St. Georg ist als Ritter auch Schutzpatron der Pferde. Georgsbildsäulen treten dem schlesischen Auge vielfach entgegen; sie sind meist aus Holz. Von einem steifen Menschen heißt es: stiht a doch do wie a hilzern(er) Girgel oder Jirge. Breslauer Kinder nennen noch heute den steinernen Neptun auf dem Brunnen des Neumarktes den Gabeljürgen. Weinhold, Wbch. 28. Für die Vieh-, besonders Pferdezucht ist der heilige Georg von großer Bedeutung. Ihm zu Ehren fand früher in dem polnischen Dorfe Ostroppa unweit Gleiwitz bei der kleinen Dorfkirche ein Opfer für die Pferde statt, das ein Augenzeuge also beschreibt: So wie wir uns dem Schauplatz näherten, strömten von allen umliegenden Dorfschaften Bauern zu Pferde herbei, nicht in dem ruhigen Schritt der Andächtigen, sondern wild und lärmend, als eilten sie einer rohen Lustbarkeit zu. Ich erwartete den tapferen Ritter in seinem größten Pomp, aber in diesem Winkel der Armut war sein Postament ein Tisch mit einem weißen Tuch bedeckt, und er selbst stand erbärmlich genug in Holz geschnitzt, etwa eine Elle hoch, zu Pferde sitzend, die Lanze in der Hand und den Lintwurm totstechend, darauf.

Neben ihm standen auf dem Kirchhofe zwei Behältnisse, eines, um Geld, das andere, um Eier zu opfern. Die Opferung währte von früh um vier Uhr bis mittags um elf. Die Bauern kamen in vollem Jagen herangesprengt. Einer nach dem andern steigt ab, nimmt sein Pferd an dem Zügel, kniet vor dem Heiligen nieder und betet. Dann opfert er, je nachdem er vermag, Geld oder Eier, und zwar im Namen des Pferdes, führt es um Kirchhof und Kirche herum, bindet es an und geht in die Kirche, um darin eine Messe und Predigt zu hören. Darauf schwingen sich die Bauern auf die Pferde und preschen im vollen Galopp nach dem Kretscham. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens (1804) 123f.

117. Wenn das Korn am „Jirgetage" schon so hoch ist, daß sich eine Krähe darin verstecken kann, oder: daß man eine Krähe auf hundert Schritt oder über vier Beete nicht mehr sehen kann, so hat man eine gute Ernte zu erwarten. Weizen, den man am Jirgetage mit der Reute im Acker suchen muß, wird der beste werden. In der Woche um den Jirgetag soll man weder Gerste noch Hafer säen; diese Woche heißt in ganz Schlesien und in Österr.-Schlesien Pûz- oder Pûzelwoche. Aus der Gerste, die man in dieser Zeit säet, wird Hederich; auch aus dem Flachse werden nur Puze oder Puzeln (kleine, schlechtgewachsene Geschöpfe); vgl. Hosen- (126), Popel- (128) und Kropfwoche (150).

Die Jahreszeit rückt vor, die Arbeit mehrt sich im Garten und auf dem Felde. Dem Gesinde wird vom Georgstage an das Vesperbrot gegeben, das von den kurzen Nachmittagen des Winters verdrängt war. Daher der Spruch:

Jörgetâg brengt-a Vaschpersâk;
Michel (Michaelis 29. Sept.) traet'n wèder hèm.

Wer vor Georgi einen Frosch im Trocknen sieht, muß

das Jahr so lange weinen, bis er schwimmen kann (Niederschlesien).

118. An Marcus (25. April) findet manchenorts der Flurumgang statt, z. B. in Beuthen O/S., in Waltersdorf bei Sprottau.

Wie lange die Frösche vor dem Jirge- oder St. Marcitage quarren und schweigen (raegern), so lange müssen sie nach diesen Tagen stillschweigen und vor Kälte in der Erde stecken bleiben. — Am Marcustage soll man vor Sonnenaufgang Kürbisse stecken; s. Säen (407).

Gräbt man im April Baldrian und legt man die gedörrten Wurzeln in die Schränke und Kasten, so vertreibt man aus den Kleidern die Motten und Schaben.

Walpurgisabend (30. April).

119. Am Walpurgisabend, Walpertsobend, Wolperömt, sind die Hexen los, und alle Zaubermächte walten frei. Der Hexenglauben nimmt in der Vorstellung des Volkes noch einen breiten Raum ein. Nicht selten sehen die Bewohner an diesem Abend und der darauf folgenden Walpurgisnacht eine Hexe auf einer Heugabel oder auf einem Besenstiele zum Schornstein hinausfahren. Darum schafft man besonders alle Geräte vom Backofen hinweg, sonst reiten die Hexen darauf fort. Sie ziehen mit dem Bösen nach einem Kreuzwege oder einem Galgenberg (der Blocksberg ist nicht volkstümlich), um dort wüste Tänze aufzuführen und kreisrunde Plätze im Schnee oder auf dem Saatfelde einzutanzen (623). Von einem recht liederlich aussehenden Menschen heißt es: A sitt aus, as wenna am Woalpert-Obende meda Hexa uffn Galgaberga getanzt hätte. Vgl. Stoppe, Parnaß 529. Gryphius in der „geliebten Dornrose" sagt: Am Walpurgsobende, wenn de Pülewêsen osfahren. An diesem Abend geht man nicht zu Bett, damit

einem die Hexen nichts anhaben, wenn sie nach der „Hexalost" nach allen Richtungen hin ausziehen, um Schaden zu stiften. Wenn man am Walpurgisabende alle Kleidungsstücke verkehrt anzieht und rücklings bis zu einem Kreuzwege kriecht, so kann man in die Gesellschaft der Hexen kommen. Bunzl. Mtschr. 1792, 245. Doch es ist große Vorsicht nötig, sonst könnte es einem schlecht ergehen; davon erzählt die Sage.

120. Man schützt Dorf, Haus und Hof und seine Bewohner. Zwischen elf und zwölf in der Walpurgisnacht ziehen in der Grünberger Gegend Burschen, mit Ketten klirrend, durch das Dorf (Eisen verscheucht die Hexen) und durch die Gehöfte; sie klopfen an die Thür und tanzen durch den Hof rittlings auf Ofengabeln und Besenstielen, sprechen aber bei alledem kein Wort. Man befestigt kleine Birken, Sommern oder Maien an der Hausthür und ist der Meinung, daß die Hexen zuvor die Blättchen an diesen Bäumchen zählen müssen, ehe sie ins Haus gelangen können. Bei dieser mühsamen Arbeit überrascht sie der Tag (die Sonne), und ihre Macht ist dahin. Auch macht man an jede, auch die kleinste Thür, zur Abwehr drei Kreuze.

Besonders gefährlich sind an diesem Abend die Hexen für den Viehstall und seine Bewohner. Milch und Butter darf nicht verkauft werden, sonst wird das Vieh verhext (Rothenburg). Bevor die Hexen umherschwärmen, d. h. vor Sonnenuntergang, muß alle Stallarbeit beendet und das Vieh gefüttert sein (Niesky, Rothenburg). Man giebt dem Vieh sieben- oder neunerlei Kräuter zu fressen oder mischt einen kleingehackten Hering unter das Futter (Bunzl. Mtschr. 1792, 88); man malt an jede Stallthür drei Kreuze mit geweihter Kreide, befestigt über der Thür drei Hufeisen oder einen recht durchlöcherten Feuerstein oder ein viergabliges Ziegenbockgehörn, oder man nagelt Schleh- und Kreuzdorn kreuzweise über alle Eingänge und lehnt Düngergabeln und

Eggen verkehrt, mit den Spitzen nach außen, an die Thüren. Auch legt man außen vor die Thürschwelle ein Stück frischen, von der Wiese geholten Rasen, den man mit Sumpfdotterblumen bestreut (Grafsch.). Das Zählen der Grashalme und Blumenblättchen hemmt die Hexen (Jauer). Man hängt im Stalle Johanniskraut auf (Wohlau) und steckt Kreuzholz in Garten und Ställe (Militsch-Trachenberg). Man schützt auch die Äcker durch Kreuzholz und Birkenreiser, die man unter Segensprüchen (Gott gebe seinen Segen!) namentlich um die Flachsbeete steckt, und hofft, der Flachs werde die Länge der Birkenreiser erreichen (Neumarkt).

121. Als kräftigstes Abwehrmittel gegen die Hexen und alle gespenstischen Wesen gelten die Walpurgisfeuer, Reste alter Opferfeuer beim Frühlingsfeste, die im Kreise Hoyerswerda und im Isergebirge noch üblich sind. Man entzündet sie mit alten Besenstümpfen, tanzt um die flammende Lohe und schwingt die in die Flamme getauchten Besen ganz wie beim Johannisfeuer. Um Hoyerswerda nennt man diese Feuer das Hexenbrennen, und im Isergebirge heißt es von dem Besenschwingen: man hext und walpt (walpert). Dieses in der ersten Mainacht stattfindende Feuer und Hexenvertreiben wurde später auch auf das Osterfest übertragen; vgl. Jahn, Opfergebr. 132.

122. Dieser Abend, noch mehr der Walpurgistag, ist auch für das Liebesleben bedeutsam. Mancher Knecht holt am Walpurgisabend seiner Geliebten eine Walperbürde, einen Strauß aus Gras und Blumen, aus dem Walde. Darunter befinden sich Maiblumen. Wer sich mit dem Tau von diesen Blumen das Gesicht bestreicht (die Geister sind darüber gehuscht), bewahrt sich eine fleckenreine Haut und gesunde Augen.

Das heiratslustige Mädchen legt etwas Erde auf einen Stein und setzt darein zwei Pflanzen nahe einander. Wachsen

die Pflanzen (in dem Walpurgisboden) zusammen, so bekommt sie den gewünschten Mann. — Am Walpurgisabend werden Kürbiskerne gelegt, sie gedeihen dann gut (Neumarkt). Regnet es in der Walpurgisnacht, so giebt es ein gutes Jahr.

In einzelnen Ortschaften des Kreises Ratibor und Rybnik ist es Sitte, daß am Walpurgisabend (zur Begrüßung des kommenden Wonnemonats) von herumziehenden Musikanten im Gutshofe, Pfarrhause und in den Bauerhöfen Ständchen gebracht werden. Anderorts wird der erste Mai frühmorgens hoch vom Turme „eingeblasen".



Walpurgistag.

123. Der Walpurgistag (1. Mai), auch Philippi und Jacobi, war ein heiliger Tag (Grimm, Myth. 878), mit dem nach Beendigung der Frühjahrsarbeiten der Sommer mit seinen Freuden begann, die Zeit eines Opferfestes und der alten Maiversammlung des Volkes. An die alten Opfer- und Gerichtsplätze fahren heute die Hexen, besonders in der vorangehenden Nacht, und wirken ihren bösen Zauber. Kinder, an diesem Tage geboren, werden blöde und ungeschickt. — Viele Gebräuche, die sich an diesen Tag knüpften, sind unter kirchlichem Einflusse auf das Pfingstfest verlegt worden, und nur hier und da (um Breslau, Trebnitz, Landeshut, Strehlen, Leobschütz, Österr.-Schlesien) hat sich das Einholen und Aufpflanzen der Maibäume am ersten Maientag erhalten. Gewöhnlich geschieht es aber auch da noch an einem der beiden Pfingstfeiertage; ja, die Maienstange heißt oft geradezu Pfingststange. Bauernsöhne und Knechte holen entweder aus dem nächsten „Pusche" lange Kiefer- oder Fichtenstangen oder nehmen von den Erntewagen die „Wiesenbäume", verzieren sie, ähnlich wie den Sommer

oder Maien, mit Bändern, Kränzen, Riecheln, Fähnchen und anderm Putzwerk und setzen diesen Maibaum zumeist den Bauern, die heiratsfähige Töchter haben, beim Morgengrauen vors Haus, um Leobschütz auch auf die Dachfirsten.

Mein treues Wünschen setzt auf Thüre, Thor und Schwelle
Aus Herzens Redlichkeit den grünen Maienbaum.

Günther (1724) 359.

Ein besonders hoher und schön geputzter „Mäa" wird auf den Dorfanger oder vor dem Dorfkretscham aufgepflanzt; darunter pflegte man früher, z. B. in Woischwitz und Oltaschin bei Breslau, zu tanzen; s. Pfingsten (140). Gehässigen alten Jungfern oder einer untreuen „Liebsten" wird wohl auch ein dürrer Ast (vgl. aus einem bekannten Volksliede: Geh du nur immer hin, wo du gewesen hast, und binde deinen Gaul an einen dürren Ast!) mit einem Flederwisch (304) oder ein mit Lumpen behängter Strohmann aufs Dach gesetzt (um Leobschütz). Diese stille Huldigung der Verehrer mußte auf Befehl der Behörde aufhören. „Die Gewohnheit, am 1. Mai vor den Hausthüren junge Bäumchen aufzustellen," sagt v. Hochberg über Oberschlesien, Übersicht Breslau 1846, 163 „ist verschwunden, als die Polizei zur Schonung der Wälder solches untersagte." So wird schon am 19. April 1756 (wiederholt am 6. Juli 1759) verordnet, daß „das Maiensetzen auf Philippi Jacobi, auch an denen Kirchweih- oder Kirmestagen, ingleichen das Aufrichten der graden langen Stangen vor denen Kretschams in den Dörfern, auch das Abschneiden der Wipfel an den Bäumen oder jungen Gehölzen zu denen sog. Sommern der Kinder, wodurch viel tausend Stämme verderben, da die schönsten und geradesten dazu ausgesucht, gänzlich verboten sei." Korn, Sammlung VI (1763) 400.

Auch in stürmischer Kriegszeit wurde diese Sitte nicht vernachlässigt. In Martin Koblitzens Frankensteiner Chronik (Hoffmann, Mtschr. 412) lesen wir: 1627, den 1. May, wurden (zu Frankenstein) von den Soldaten den Offizieren vor ihre Quartiere Mayen gesetzt, waren große, hohe und lange Bäume, die vor den Thüren der Quartiere eingegraben wurden, und die der Rat und das Landvolk mit großer Mühe im Schnee mußten lassen herzuführen. Vor diese erzeigete Ehre spendierten die Officirer (!) den Soldaten etliche Faß Bier, das nenneten sie Mayenbier; das mußte mit gewisser ausgesetzter Artikel Observanz ausgetrunken werden. Welcher nun hierinnen peccirte, der wurde bald nach dem Röhrkasten zugetragen und allda zusamt seinen Kleidern stattlich ausgebadet. — Früher wurden auch in Strehlen von der Garnison dem Magistrate Maienbäume vors Rathaus gesetzt. Görlich: Strehlen 414.

124. In Floriansdorf Kr. Schweidnitz findet das Maisteigen statt, was sonst zu Pfingsten üblich ist. Ein hoher Kletterbaum wird errichtet und mit bunten Tüchern, Bändern u. s. w. behängt. Die Auslagen dafür werden von sechs Burschen gesammelt, die dafür auf einem weißen Teller ein hübsches Maiensträußchen überreichen. Man zieht mit Musik zum Festplatze, flinke Kletterer leeren die Maistange, abends beschließt ein Tanz im Dorfkretscham das Fest.

125. Von den Dachfirsten ist der Maibaum immer tiefer herabgestiegen. In Österr.-Schlesien werden am 1. Mai in einzelnen Bauernhöfen des Jauerniger und Jägerndorfer Bezirkes Maibäumchen an den Kuhstallthüren angebracht. Peter II 286. In der Grafschaft stecken am 1. Mai manche Bauern auf den Düngerhaufen eine grüne Birke, damit dieser „Maibaum" das Vieh vor Schaden behüte. G. B. VIII 178.

126. Am 1. Mai schickt man den Ochsen ins Heu

(Kreuzburg); s. Aprilochse. Der Überlistete wird als „Maiochse" begrüßt.

Die Woche vor Hiob (9. Mai) heißt in Schlesien die sogenannte Hosawuche (Hosenwoche); in ihr säet man keine Gerste, weil sie „gemeiniglich in den Schoßbalgen (Ährenhülsen) wie in Hosen stecken bleibet", was schon der wackere Martinus Grosser, der Nestor der schlesischen Landwirtschaft, für Aberglauben erklärt.

127. Der erste Regen im Mai hat Heilkraft; er befördert das Wachstum der Kinder, besonders den Haarwuchs. „Walpurgisregen Füll und Segen". Überhaupt ist Maitau und Mairegen zu vielem gut. Am ersten Maitage geht die Hausfrau oder Tochter, auch wohl die Kuhmagd, vor Sonnenaufgang stillschweigend auf eine Wiese und streift mit den Händen den Tau von Gräsern und Kräutern ab. Damit werden dann unter einem frommen Spruche die Kühe im Stalle bestrichen. Man hält den Tau für zauberkräftig und glaubt, das Vieh werde dadurch vor Vergiftung, Blähungen („Auflaufen") und andern Krankheiten bewahrt und gebe außerdem recht viel Milch. Auch haben sich früher mit Grinden behaftete Leute nackt im Maientau gewälzt. Coler Calend.

128. Die zweite Woche im Mai heißt die „Pôpelwuch". In ihr soll man keine Kartoffeln setzen, weil sie sonst „pôplich" werden, d. h. Pôpel, tiefe, schwarze Flecken bekommen (Warmbrunn).

Um Philippi Jacobi sind die größten Wetter. — Der Mai ist selten so gut, er setzt dem Zaunpfahl einen Hut, d. h. er bringt noch zuweilen Schnee. — März trocken, Mai naß, füllet Scheuer, Keller und Faß. — Die drei Eisheiligen (die gestrengen Herren Mamertus [11.], Pankratius [12.] und Servatius [13. Mai]) und die böse Sophie (15. Mai) sind wegen des Frostwetters gefürchtet.

Im Mai sammelt man Maiwürmer (Meloë), legt deren zwölf in Honig und bereitet daraus ein Öl, „das ist dem Vieh mächtig gut" (Kortnitz bei Sprottau). Coler Calend. Man sammelt auch frühmorgens im Tau große schwarze Schnecken in ein Glas, streut Salz darauf und hängt das oben verschlossene Glas an die Sonne. Das so erlangte Öl heilt alle Schäden, Wunden und Stiche. Im Mai soll man ferner zwischen zwei Frauentagen (s. Inhaltsverz.) Eichenlaub sammeln, es ist gut für alle Schäden.

129. Am 25. Mai ist Urbanstag. Urban wird der „grobe Heilige" genannt, weil er oft noch ein Unwetter bringt; nachher kommt kein Frost mehr. „Urban ist der Hirsemann"; auch säet man an seinem Tage gern Gerste. „Urban Fettsack" deutet vielleicht darauf hin, daß nunmehr für das Vieh reichlich Futter vorhanden ist.

Himmelfahrtstag.

130. An Christi Himmelfahrt öffnet sich der Himmel und läßt alle Himmels- und Gewittererscheinungen durch. An diesem Tage erwartet man immer ein schweres Gewitter oder wenigstens Regen (Bunzlau, Freystadt, Kreuzburg). Am Himmelfahrtstage muß wenigstens ein Familienmitglied zum Abendmahl gehen, sonst wird das Haus vom Blitz getroffen oder von Feuer heimgesucht (Haynau). An Himmelfahrt darf nicht gesäet und kein Stich genäht werden, sonst schlägt der Blitz ein (Sprottau, Liegnitz, Haynau, Leobschütz); wer Kleider trägt, die am Himmelfahrtstage genäht sind, wird vom Blitz erschlagen (Radisch bei Rothenburg).

Früher wurde beim Gottesdienste die Figur des auferstandenen Heilands durch eine Öffnung im Kirchengewölbe oder im Glockenturme langsam in die Höhe gezogen, bis sie endlich aus den Augen der erstaunt nachschauenden Kinder verschwand. Während sie noch gespannt ihre Blicke nach

oben richteten, da fielen durch die Öffnung allerlei Geschenke, Naschwaren, süße Früchte u. dgl. herab. Dabei gab es wohl mitunter auch ein kleines Handgemenge und Gedränge. Da erfolgte plötzlich ein Wasserguß aus der Höhe — und die Kinder stoben auseinander (Leobschütz und Umgegend; ähnlich Glatz G. V. III, 247).

Ein für diesen Tag gefertigtes Gebäck sind die sog. Himmelfahrtstuten, dünne Pfefferkuchen, die in Form von Papierrollen zusammengelegt sind; sie werden auch am Pfingstfeste, besonders beim Königsschießen, mit Vorliebe verzehrt.

Der Himmelfahrtstag steht als ein heiliger Donnerstag in Beziehung zu Donar. Vielleicht liegt eine Erinnerung an ein altes Opferfest in der Redensart: 's is kê Schweinebroten am Himmelfohrtstage, doß mas richen kann — zu Nörglern gesagt, deren Willen man nicht errät und denen mans darum nicht recht macht; heute auch geläufig, ohne Nennung des Tages (Leobschütz, Kreuzburg).

Pfingsten.

131. Pfingstgruß: Ich wünsche Euch glückliche und gesunde Feiertage und die sieben Gaben des heiligen Geistes (Liebau). Mitteil. IV, 53.

Mai und Pfingsten, das liebliche Fest, fällt in Sitte und Brauch vielfach zusammen. Die Natur entfaltet sich in drängender Fülle zum blütenreichen Sommer und zieht den Menschen mit Allgewalt ins Freie, damit er in gemeinsamem Regen und Bewegen der hohen Zeit sich erfreue. Hinter dieser echt volksmäßigen Naturfreude trat die kirchliche Seite des Pfingstfestes etwas zurück.

132. Ganz besonders ist es Urvätersitte, zu Pfingsten, wie anderwärts am 1. Mai, das Vieh auszutreiben*).

*) Vgl. Drechsler, Schlesische Pfingstgebräuche in Z. d. V. f. V. 1900 S. 245—254.

Wird am ersten Pfingsttage das Vieh im Tau gehütet, giebt es reichlich Milch, heißt es in der Saganer Gegend, wie nach dem Glauben der Viehzucht treibenden Bergbewohner in Steiermark der Pfingsttau das liebe Vieh gegen die Hexen schützt. Z. d. V. f. V. 1895, 407. Daraus entwickelt sich ein wetteiferndes Spiel der Hirten, das dem früher Austreibenden Ehre, dem zuletzt Kommenden Spott einträgt. Am Abende des ersten Pfingsttages gehen die Hütejungen unter lautem Peitschenknall und „Getute" (besonders um Sprottau) im Dorfe herum und zeigen hierdurch an, daß am andern Morgen das Vieh zum erstenmal auf die Hutung getrieben wird. Wer am nächsten Morgen verschläft und als der letzte beim Austrieb erscheint, heißt der Rauchfieß, Raufiest oder Rauchveiz, Rauchfistel, auch Raupfiez, in polnischen Gegenden Rochwist. Er wird nachmittags ganz in Laub gekleidet, mit einer Binsenkrone gekrönt und mit Schellen, Bildern und Bändern behängt, auf einen freien Platz gestellt, wo er Gegenstand des Spottes ist, oder unter Peitschenknall inmitten einer großen Schar Begleiter durchs Dorf geführt, wobei ein Vorläufer mit einem langen Besen von Dornen voraneilt und die Straßenjugend abwehrt. Bei jedem Hause wird Halt gemacht und eine Gabe erbeten (Glogau, Oels). Przbl. 1864, 258. Abends vereinigt ein Tanz die Teilnehmer. Diesen Verlauf, mit örtlichen Abänderungen, Zuthaten oder Weglassungen, nahm früher überall in Schlesien das Rauchfießaustreiben. In neuerer Zeit ist es fast gänzlich verschwunden, lebt aber noch in der Erinnerung der älteren Leute. Auf meine Frage, warum man dieses allgemein beliebte Spiel einschlafen lasse, antwortete mir eine alte Bäuerin in Ellgut bei Kreuzburg: „Das ist jetzt halt nicht mehr! Heute haben wir Stallfutterung, und es wird nur noch selten gehütet, denn wir kriegen ja keine Hütejungen. Statt Hütejunge zu spielen, geht der Junge als Handlanger oder

sonst wohin, hat das „große Leben‘ und bekommt womöglich eine Mark auf den Tag.“ Andere Zeiten, andere Sitten. — In Kortnitz bei Sprottau freute sich eine Frau über die Erwähnung des Festes und wurde lebhaft bei der Erinnerung an den allgemeinen Dorfjubel, der zu Pfingsten laut wurde. Sie hatte bei dem Rauchfießumzuge selbst mitgesungen:

Rauchfieß, Rauchfieß,
Aller Leute Arschwîsch!
Gestern als der Pûsch brannt',
Kam der Rauchfieß angerannt.
Hätt' er nicht so lang geschlafen,
Braucht' er heut' nicht Rauchfieß lâfen.

Den Rauchfieß, den Wintergeist (s. unten 133 a. E.), der im Busch den Winterschlaf hielt, vertrieb die Sommersonne. Wer in der Grafschaft am Pfingstsonntag zuletzt aus den Federn kroch, wurde in der Familie lange Zeit als Pfingstlümmel (im deutschen Oberschlesien Bezeichnung des Rauchfieß) oder Pfingstl (derselbe Name wie in Niederbayern: Panzer, Bayr. Sagen und Bräuche 1, 235 f.) gehänselt. — Wer zu Mittag zuletzt austrieb, hieß in Waltersdorf „Tellerlecker“: Tellerlecker, andrer Leute Arschquecker!

133. Auf der rechten Oderseite hat sich, als der gemeinsame Viehaustrieb schon aufgehört hatte, das Austreiben des Rauchfieß folgendermaßen erhalten: Am Nachmittage des zweiten Pfingstfeiertages wurde ein erwachsener Knabe, der sich freiwillig dazu erboten hatte oder gewählt worden war, als Raupfieß aufgeputzt. Er hat alte Kleider an, in recht bunten, auffälligen Farben, wie ein Pójáz, trägt als Obergewand ein altes, weißes Hemd und auf dem Kopfe einen alten Hut mit recht breiter Krempe. So nimmt er auf dem Vordergestell eines gewöhnlichen Arbeitwagens Platz.

Auf den die Deichsel einschließenden Scheren, die sich hinter der Achse verlängern und durch das Rückscheit verbunden sind, werden, gleich den Vorderrungen, noch zwei starke Stäbe aufrecht befestigt. Dieser Halbwagen wird mit grünen Laubreisern vollständig ausgeschmückt und so weit nach oben ausgeflochten, wie die Stäbe reichen, so daß der Rauchfieß in einem viereckigen Laubraume steht. Hierhin nimmt er sich ein Gefäß voll nicht zu weichen Schlammes mit. An den Wagen spannen sich vier oder sechs Burschen, die „Pferde"; vor ihnen geht ein Pfingstbursche mit langer Peitsche, um durch Knallen und Ausschreien das Nahen des Rauchfieß zu verkünden. Der Zug wird von der Dorfjugend umringt und auf alle Weise geneckt. Wird der Spaß den „Pferden" zu arg, so halten sie und rufen: Rauchfieß, wirf aus!, worauf dieser den Schwarm mit Schlamm bewirft und unflätig schimpft. Häufig hörte man: Alte Hure, mich durstet!

Unterdessen gehen zwei Burschen in Feiertagskleidung, mit schönem blumengeschmückten Hute und feinen Stäbchen, die mit roten Bändern geziert sind, in der Hand, als Rauchfießbitter von Haus zu Haus. Der eine spricht beim Eintritt in die Stube folgende Pfingstbitte*):

Ist der Herr Wirt und die Frau Wirtin zu Hause?
Doch fürchtet nicht, wir kommen zu keinem Schmause.
Wir wollen nur erzählen, nicht schmausen:
Die schwarze Katze will mausen,
Doch nicht die schwarze nur allein,
Die weiße will auch dabei sein. —
Wir waren auch verreist in fremder Welt,

*) Vgl. dazu Schlesische Pfingstbitte von K. Gusinde. Mitteil. V, 59 f., wozu mir ganz Ähnliches in Waltersdorf bei Sprottau erzählt wurde.

Doch da bekamen wir fast gar kein Geld.
Wir sind z. B. gewesen in Sachsen,
Wo die jungen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Da sind sie auch sehr wohlfeil,
Man kriegt ein halb Schock für ein Strohseil.
Wir sind auch gewesen in Ungern,
Da litten wir Durst und mußten hungern.
Wir sahen daselbst auch viele gekappte Lerchen,
Die fanden in die Wirtshäuser besser als in die Kirchen.
Durst und Hunger hat uns gezwungen,
Daß wir sind nach Frankreich gekummen.
In Frankreich sollten sein die Bauern reich,
Doch wir fanden's anders allsogleich:
Der erste mußte sterben,
Der andre mußt' verderben,
Der dritte mußt' entlaufen,
Der vierte mußt' verkaufen,
Der fünfte nahm den Bettelsack
Und schlug den sechsten bis ins Grab.
So sind wir nun arm wieder in Eurer Mitten
Und wollten wir den Herrn und die Frau schön bitten,
Daß sie uns möchten eine Gabe mitteilen,
Damit wir auch können den kranken Rauchfieß heilen.

Sobald der Bittende eine Gabe an Geld in Empfang genommen hat, sagt der andere den Dank dafür:

Habt Dank, habt Dank für Eure Gaben,
Die wir von Euch empfangen haben.
Wenn Ihr werd't kommen auf unser Feld,
So werd't Ihr finden eine Metze Geld.
Werdet Ihr's Euch nicht aufheben,
So dürft Ihr uns keine Schuld geben.

Der Ertrag der Sammlung wird unter die Teilnehmer verteilt. Zum Schluß wird der Rauchfieß wieder aus dem Dorfe hinaus und zu einem nicht zu tiefen Teich gefahren, in den er mit dem Wagen zur allgemeinen Belustigung hineingeworfen wurde. Dieser Brauch dauerte bis gegen 1850. Przbl. 1870, 289 f.; Mitteil. V, 59 f. Vgl. über verwandte Bräuche K. Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, Berlin 1896, S. 20. — E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898, S. 144 f. Der Rauchfieß wird, wie der Tod am Laetaresonntag, ausgetrieben und schließlich vernichtet; es ist ein Wintergeist, der dem vordringenden Sommer endlich weichen muß. „Hätt' er nicht so lange geschlafen" (wie etwa der Bär, s. unten), so brauchte er jetzt nicht mit Spott abzuziehen.

In der Ohlauer Gegend bekleidet man den Rauchfieß mit Erbsenstroh (vgl. Erbsenbär) und steckt ihn in einen großen Spreukorb. An dem Hute trägt er einen Flederwisch, in der Rechten schwingt er einen riesigen grobgeschnitzten Kochlöffel, womit er auf die neckenden Jungen aus einem Eimer Schlamm und nasse Ohrfeigen austeilt.

134. Im 17. Jahrhundert begegnet für den Rauchfieß die schon oben aus der Grafschaft beigebrachte Bezeichnung Pfingstlümmel bei dem Leobschützer Scherffer, der in seinen Gedichten (Brieg 1652) 410 erklärt: Ein Pfingstlümmel ist ein fünfzigfacher Lümmel (mit Bezug auf den groben, unflätigen Vulkan, vielleicht wegen der unflätigen Reden, die der „Lümmel von Pfingsten" ausstößt). Grimm, Myth. 655. Jetzt führt diesen Namen hier und da noch der Festordner beim Umzuge des Rauchfieß und bei der darauf folgenden Tanzmusik. Im polnischen Oberschlesien heißt eine dem Rauchfieß ganz verwandte Gestalt bald Król, König, bald Niedźwież, Bär, was wieder an Erbsenbär erinnert. So mag, wie Weinhold meint, Rauchfieß aus

Rauchfuß entstellt sein und den Bären bezeichnen. Z. d. V. f. V. III 7.

135. Die Bedeutung des Pfingstfestes für die Herden bezeugt auch das vielfach übliche Bekränzen des Viehes oder doch der Kühe und namentlich des Zuchtstiers, des Bremmels, worauf das landläufige Sprichwort hinweist: aufgedonnert, d. h. aufgeputzt, wie ein Pfingstochse. Vielleicht wurde, wie in der Mark, das erste Tier, das auf der Weide anlangte, aufgeputzt. Grimm a. a. O. 656. Heute neckt man den am 1. April bezw. 1. Mai Gefoppten mit der Bezeichnung: a Pfingst-, a Pfingst-, a Maiochse! (Kreuzburg). Doch mag der blumenbekränzte Pfingstochse auch auf ein altes Frühlingsopfer hinweisen.

136. Pfingsten ist das alte Sommerfest, bei Czechen und Slaven letnica genannt, das im Freien inmitten des üppigen Blatt- und Blumenschmuckes der Natur begangen wurde. Reste von einem solchen Brauche haben sich auch bis heute und mit Zustimmung der Kirche erhalten. Zu Pfingsten schmückt man im ganzen weiten Schlesien in den Gotteshäusern die Altäre und Bankenden rechts und links mit jungen Birken, ziert die Wohnhäuser an Thüren und Fenstern mit frischen Stämmchen und Reisern, mit Schilf, Rohr und anderm Grün, besonders mit Kalmus, das auch auf die Stubendielen gestreut wird. Selbst der Müller putzt die Windmühlenflügel mit Birkenreisern, und durch den raucherfüllten Industriebezirk Oberschlesiens saust die elektrische Bahn, mit Grün geschmückt. Auch der Volksglaube knüpft hier an. Ruten aus Pfingstmaien sind in der Kindererziehung besonders wirksam (Rothenburg). Pfingstmaien an den Hausthüren und Kammerfenstern halten das Böse ab und bringen Segen (Goldberg, Sprottau). Dem Absud von Kalmus schreibt man Heilkraft zu und badet darin kranke Kinder (Breslau, Sprottau, Beuthen O/S.). In

Niesky werden in der Pfingstnacht vor den Hausthüren junge grüne Birken aufgestellt.

137. In der Nacht vom Pfingstsonnabend zum Sonntag werden wie am 1. Mai vor den Häusern und auf freien Plätzen mit Bändern, Tüchern und Reisig geschmückte Pfingststangen, Pfingstbäume, Maien, errichtet und bleiben bis nach den Feiertagen stehen, worauf sie in festlichem Aufzuge unter Scherz, Musik und folgendem Tanze wieder herabgelassen werden.

138. Früher flammten am Vorabende des Pfingstfestes von den Hügeln und Bergen, von dem nach Schlesien streichenden Karpathenzuge die Höhenkette und ihr Vorland entlang bis hin zum Riesengebirge, die Pfingstfeuer*) in die Ebene hinab, von denen Berndt, Versuch zu einem schlesischen Idiotikon, Stendal 1787, (S. 96) zuletzt ausführlich berichtet. Am späten Nachmittage des zweiten und dritten Pfingstfeiertags, gewöhnlich kurz bevor die Abendglocke ertönte, entzündeten die Hirten Wacholder- (Jachandel-) und Fichtenäste und dämpften die Flamme, so daß möglichst viel Rauch über die Felder zog, um dadurch die Hexen von Saat und Vieh fernzuhalten. Um die schwelende Glut wogte bald frisches Leben und kecke Lust wie um die Feuerstätte am Johannisabend: man ersann allerlei Scherz- und Gaukelspiel, schwang brennende Besenstumpfe und Feuerbrände, drehte sich im Tanz und sprang in lustigem Schwunge durch die Flamme. Allmählich sind diese Feuer erloschen und in den letzten Jahrzehnten in der Südwestecke Schlesiens, auf dem Hulberge bei Bratsch zwischen

*) Vgl. Wunster, Oberschlesien wie es in der Sagenwelt erscheint. Liegnitz 1825, S. 70 Anm.: Die Johannisfeuer habe ich in Oberschlesien nicht gefunden; dahingegen aber Pfingstfeuer, welche die Hirten in zahlloser Menge auflodern lassen, wenn das Vieh zum erstenmal im Jahre auf die Weide getrieben werden soll.

Leobschütz und Jägerndorf, zum Scherze das eine oder andere Jahr einmal wieder aufgeflackert.

139. Die bisher erwähnten Gebräuche faßten Pfingsten als die Zeit des beginnenden oder zur Blüte drängenden Sommerlebens und bezogen sich auf die damit zusammenhängenden Erscheinungen, den Viehaustrieb und die damit verbundene Vertreibung der letzten Auszügler der Winterherrschaft, auf die in üppiger Lebensfülle prangende Natur und die Abwehr der dem Vieh und der Saat feindlichen Mächte. Auf letzteres scheint auch eine Sitte zu zielen, die wohl nur bei der katholischen Bevölkerung im Zobtener Halte lebt. Dort ist es Brauch, daß am Pfingstheiligentage, sobald die Mittagglocke geläutet wird, die Bauern unter freiem Himmel im Garten und auf der Feldflur ein bestimmtes Pfingstgebet verrichten (Zobten).

140. Den zweiten Pfingstfeiertag füllten früher gemeinsame Volksfeste aus, womit immer ein Wettkampf oder Wettspiel verbunden war. Vgl. Weinhold, Z. d. V. f. V. III, 3 ff. Dies war von jeher ein Teil des Festes, das die Hirten und die Landbauern in Dankbarkeit und Verehrung der segenspendenden Gottheit veranstalteten. Das Ziel war vornehmlich der Maibaum, die Pfingststange, das Kultzeichen der Frühlingsgottheit. Bis in unsere Zeit hinein haben sich diese Wettspiele in Schlesien erhalten.

Wenn in den Dörfern bei Breslau die Pfingstburschen vom Umzuge, der mit der sinnbildlichen Vernichtung des Rauchfieß-Wintergeistes geendet hatte, zurückkehrten, fand das Maiensteigen, das Erklettern des Maibaums, statt. Przbl. 1793, 285. Dasselbe geschah in der Gegend am Zobten, um Schweidnitz, Striegau, Jauer u. s. w. Wem es gelang, die glatte Maistange zu erklimmen und die oben hängenden Ehrenpreise herabzuholen, hieß Pfingstkönig, sein Mädchen aber die Pfingstbraut. Tanz und Gelage im Kretscham, wohin

der König, der den Maibaum trug, und die Festgesellschaft schließlich zogen, beendete das Frühlingsfest. Schroller III 271 f.

141. Lebendiger gestaltete sich das Fest, wenn damit ein Wettrennen zu Pferde nach dem Maibaume und nachher ein Umzug verbunden war. Auch diese Lustbarkeit (wenn auch infolge von Ausschreitungen, die dabei vorkamen, von der Polizei verboten) hat sich bis in die letzte Zeit hinein erhalten, besonders gut in einigen Dörfern des Striegauer Kreises. Schon lange vorher werden die Pferde eingeritten und das Reitzeug geputzt. Am Pfingstdienstag am frühen Morgen, später am Nachmittage, beginnt auf der Dorfaue das Wettrennen der Bauernsöhne und Großknechte nach der mit Blumen, Kranz und Bändern geschmückten Maistange. Der Sieger wird Pfingstkönig; seinen Anordnungen muß sich an diesem Tage jeder fügen. Der schlechteste Reiter, der unter dem Jubel der Anwesenden sich vergebens bemüht hat, den andern beim Wettritt nachzukommen, wird zum Rauchfieß erklärt. Am Pfingstbaume wird der König von den abgestiegenen Reitern auf die Schultern gehoben und klettert schnell an der Stange empor, um sich den Maien und den Kranz herabzuholen. Unterdessen ist der Rauchfieß in den Dorfkretscham geeilt, wo er rasch dreißig Semmeln anbeißt und vier Flaschen, die je ein Quart Kornbranntwein enthalten, antrinkt. Ihm folgt mit Busch („Schmecker") und Kranz an der Spitze der andern der König. Ist der Rauchfieß vor ihrer Ankunft mit dem Anbeißen und Antrinken fertig und begrüßt er ihn mit einer Rede und einem Glase Bier, so muß der König alles bezahlen; im andern Falle liegt dies dem Rauchfieß ob. Nach der Kirchzeit reitet der stattliche Zug durch das Dorf, voran der blumengeschmückte Pfingstkönig mit dem Maien, hinter ihm der Rauchfieß in umgedrehten Kleidern, einem großen Flachsbarte und den Pfingstkranz auf dem Kopf; ihm folgen als

Wächter zwei vermummte Reiter. Vor jedem Gehöfte hält der Zug; die beiden Wächter steigen ab und zerren den Rauchfieß in das Haus und fordern von der Hausfrau einen Beitrag zur Bartseife für den Rauchfieß, weil er gar „zu grande ims Maul aussehe". Dem Herkommen gemäß können sie von eßbaren Dingen alles mitnehmen, was sie unverschlossen in Flur und Küche finden. Endlich bewegt sich der Zug vor das Haus, wo die Geliebte des Königs wohnt. Sie wird als Pfingstkönigin begrüßt und erhält passende Geschenke: ein buntes Band, ein Tuch, eine Schürze. Der König empfängt als Ehrenpreis eine Weste, ein Halstuch u. dgl. und hat das Recht, den Pfingstbaum vor seines Herrn Hof aufzustellen, wo er zum ehrenden Andenken an diesen Tag bis zum folgenden Jahre stehen bleibt. Hierauf begiebt sich der Zug in den Kretscham. König und Königin eröffnen den Tanz, und bald dreht sich alles, nicht zur geringsten Erheiterung der Rauchfieß, lustig „um die Saule". Przbl. 1870, 291. Ähnlich gestaltete sich das Pfingstfest um Glogau, Oels, Militsch, Guhrau, Breslau, Wohlau, Brieg, Ohlau, Neiße, Leobschütz, von der Kirche beider Bekenntnisse meist geschont. Przbl. 1793, 285. Im Kreise Leobschütz (Sabschütz) tritt der Maibaum zuletzt ganz zurück, während der Gedanke an ein Opfer mehr im Vordergrunde steht. Die Bauernsöhne und Dienstknechte kamen am Pfingstmontag in feierlichem Aufzuge mit Musik zum Hochamt, nahmen nahe beim Hauptaltar Platz und veranstalteten zum Offertorium einen Opfergang um den Altar. Dabei hielten die Pferdejungen, wie die Knechte heißen, denen die Pflege der Pferde obliegt, anstatt der brennenden Kerzen ihre mit roten Bändern und Blumen geschmückten Peitschen in Händen. Indem dadurch die Peitsche eine gewisse Weihe erhielt, sollte Gottes Segen auch über die Pferde herabkommen, die der Bauern wertvollster Besitz und der Pferdejungen größter Stolz sind.

Vgl. oben das Pferdeopfer zu Ostroppa (116). Nach dem Gottesdienste begann das Pfingst- oder Königsreiten, wozu jeder Bauer ein junges, mutiges Pferd stellte. Auf einer Höhe versammelten sich die Pferdejungen mit ihren Rossen, und bald begann ein wildes Rennen und Jagen die Höhe herab über eine langgestreckte Wiesenfläche bis zu einem bestimmten Zielpunkte. Mehrmals wiederholte sich dieses Schauspiel. Die Sieger wurden als Pfingstkönige mit Abzeichen geschmückt und unter Jubelgeschrei ins Dorf zurückbegleitet, wo im Kretscham Gelage und Tanz den Tag beschlossen (Vogt, Aus alten Tagen 228 f.).

Im Strehlischen (Strehlen) fand ein Wettrennen zu Fuß oder zu Pferde von den Jungen statt. Zimmermann, Beitr. I 8.

Selbst in Breslau hat sich das Pfingstreiten bis in das achtzehnte Jahrhundert erhalten. Wir erfahren aus Gomolke, Breslauer Merkwürdigkeiten III, 180 f., daß das Rennen in der Nikolaivorstadt statthatte und der erste Sieger einen Ochsen, zweifellos den Pfingstochsen, und der schlechteste Reiter ein Spanferkel erhielt. Schroller III, 267.

Um Neumarkt hatte schon 1818 statt des früheren Pferderennens ein Fußrennen nach der Maistange statt.

142. In mehreren Dörfern des ehemaligen Fürstentums Neiße ist das Königsreiten zum Flurumritt, ähnlich dem österreichischen Saatreiten, geworden: die Bauern reiten unter Absingung frommer Lieder um die Felder und verrichten zuletzt einige Gebete vor einer Kapelle. So verfuhr man bis vor kurzem auch im Kreise Leobschütz in der Gegend nahe der österreichischen Grenze.

Neben den Wettläufen der Männer bei dem Frühlingsfest der Hirten treten Wettspiele des andern Geschlechts mehr unter den Erntefestbelustigungen auf; s. (427).

143. Zu Pfingsten wurden in alter Zeit die Dorf- oder Malgerichte abgehalten. Daran erinnert ein Brauch, bei dem es sich um ein Halsgericht handelt. Oft spielt ein Mensch oder sein Vertreter, eine Puppe, oft ein Tier den armen Sünder. Eine lebensgroße Strohpuppe, mit einem roten Hute (Dreistützer) bekleidet, wird zwischen zwei vermummte bewaffnete Wächter auf einen Wagen gesetzt und unter großem Gefolge zur Richtstätte gefahren; ein Hanswurst versieht den Kutscherdienst. In aller Form wird der Goliath, den man lange gesucht und endlich eingefangen habe, zum Tode verurteilt. Zuletzt wird er auf dem Richtplatze an einen Pfahl gebunden, die Burschen gehen mit verbundenen Augen auf ihn zu und suchen ihn mit einem Spieße zu schlagen oder zu stechen. Wer ihn trifft, wird König; seine Geliebte wird Königin. Dieses „Goliathschlôn oder Goliathstecha" ist in der Striegauer Gegend üblich. Schroller III, 272; vgl. auch Mitteil. VI, 67; Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 352, 365. Andererseits wählt man Hähne, s. Hahnenschlagen (65), das wie das dem Goliathstechen verwandte Puppen- oder Jungfernstechen zu den Erntevergnügungen gehört, in böhmischen Orten einen Frosch und anderes. Vielleicht ist auch das am Jacobitage örtlich vorkommende Bockstürzen keines andern Ursprungs, obgleich es auch dem Todaustreiben oder dem Judasstürzen nicht ganz fern stehen könnte (106).

144. Neben diese Belustigungen der Erwachsenen tritt ein Pfingstbrauch der Kinder. In St. Georgenberg Kr. Jauer wurde in früherer Zeit an Pfingsten um den Pfingsttopf getanzt. Auf dem Dorfanger wurde durch eine an Pfählen befestigte Blumenketten ein Kreis abgegrenzt. In seiner Mitte war auf einem bekränzten Pfahle, der den Pfingst- oder Maibaum vertritt, ein Topf befestigt, mit allerlei Blumen, Pfingströschen und Buchsbaumzweigen völlig bedeckt,

dessen Inneres ein mächtiger Blumenstrauß ausfüllte. Am zweiten Pfingstfeiertage versammelten sich nachmittags sämtliche Kinder von Georgenberg, Kolbnitz und Ratschütz unter Führung der Eltern und Lehrer auf dem Festplatze. Während sich ein Knabe in dem abgegrenzten Raume in die Mitte stellte, bewegten sich die andern Kinder, Knaben und Mädchen, im Kreise um ihn herum und sangen:

Grunes Gras, grunes Gras unter meinen Füßen,
Ich hab' verlorn mein feines Lieb,
Ich hab' mirs suchen müssen
Hier und dort und anderswo unter diesen allen.
Die ich mir jetzt nehmen soll,
Thut mir wohlgefallen.

Darauf ging der in der Mitte stehende Knabe auf ein in der Reihe befindliches Mädchen zu und forderte es zum Tanze auf. Während sie tanzten, sangen die übrigen Kinder:

Es giebt gar schöne Leute hier.
Ei ja freilich, wer ich bin, der bleib' ich;
Ich bleibe, wer ich bin. —
Leb wohl, mein Kind. —

Nun trat ein anderer Knabe in den Kreis, und das Spiel begann von neuem, bis alle Kinder „dran gekommen waren“. Alsdann veranstaltete man ein Topfschlagen, wobei ein Knabe zum Pfingstkönig, ein Mädchen zur Pfingstkönigin ernannt wurde.

145. Reste der alten Pfingstfeier und seiner Wettspiele sind die heute bei Tierschaufesten, Königsschießen und Jahrmärkten errichteten Kletterstangen, das bei festlichen Gelegenheiten geübte Sackhüpfen (Sackhopsen), das Topfschlagen, gewiß auch das beliebte Plumpsackspiel u. a. m.;

vor allem aber das volksbeliebte Schützenfest oder Königsschießen mit seinen Würden und festlichen Veranstaltungen.

In Leobschütz wird zu Pfingsten beim Schießhause, wo zu gleicher Zeit das Königsschießen stattfindet, ein Jahrmarkt abgehalten. Dieser Pfingstmarkt hat den Namen Trusch. Die vielen Pasch- und Zuckerbäckerbuden werden besonders von den Kindern umlagert. In den Przbl. 1870, 294 berichtet Knötel, daß in Glogau ein Kinderfest, das seit 25 Jahren eingegangen, in Beuthen a. O. und anderen Orten aber noch im Gange sei, Trauschke hieß. Am Trauschkemontage (Pfingstmontage) hatten die Töpfer „töpperne" Eulen, Schweine, Kühe, Pferde u. dgl. feil, die sämtlich mit Pfeifen versehen waren. Man gab den Kleinen Geld, sich solche Pfeifen zu kaufen, und diese liefen dann den Tag über pfeifend in der Stadt herum. Über die Bedeutung dieses Festes konnte der Berichterstatter nur erfahren, daß es auf das erste Austreiben des Viehes eine Beziehung hatte. Ich vermute, in Trusch, Trauschke birgt sich ein Spottname für den Rauchfieß, denn Drûsch, Trûschke bedeutet im Wasserpolnischen einen dummen, einfältigen Menschen. — In Strehlen heißt der größte der jährlichen Vieh- und Krammärkte, der bald nach Ostern stattfindet, die Drauschke, ebenso in Grünberg. Breslauer Zeitung vom 27. April 1872. Dazu vgl. man die handschriftliche Ferienordnung des Stadtgerichts zu Breslau aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts: Es werden auch etliche Tage die gebundenen Tage genennet, in welchen kein Eid in ordentlichem Landrecht wird verführet; die erste seind am Sonntage Septuagesimae bis auf den Freitag in der Drauschkenwoche, die andere der Advent mit folgenden Tagen bis auf den Freitag nach der heiligen Drei Könige Tag. Mit der Drauschkenwoche ist also die Osterwoche gemeint. Przbl. 1871, 81.

146. Noch ist zu erwähnen, daß am Abende des zweiten Pfingstfeiertages um Sprottau mit den Peitschen geknallt und mit alten Hirteninstrumenten „getutet" (geblasen) wird, zweifellos zur Abwehr der Hexen.

Der Pfingstregen ist schädlich; er fällt auf feurige Zeugen. Der Dreifaltigkeitsregen (am Sonntage darauf) heilt dagegen den Schaden des Pfingstregens aus. Er wird in Schüsseln aufgefangen und als Weihwasser aufbewahrt (Grafsch.). G. B. III 222.

Fronleichnamstag.

147. Zehn Tage nach Pfingsten fällt in der katholischen Kirche das Fest des Leibes des Herrn. Es werden feierliche Prozessionen veranstaltet zu den nach den vier Himmelsrichtungen erbauten Altären, die besonders mit Birkenreisern geschmückt sind. Diese Birkenreiser werden nach beendigter Feier nach Hause mitgenommen und in den Flachs oder ins Kraut gesteckt als Schutzmittel gegen Erdflöhe und Raupen, oder man räuchert damit die Ställe gegen Hexen oder (Beuthen O/S., Kreuzburg) die Zähne gegen Zahnschmerzen. Die Birkenzweige von der Fronleichnamsprozession werden auch von den protestantischen Franken in die Flachsbeete gesteckt. Wuttke 197.

148. Bei den Prozessionen tragen unbescholtene Mädchen das Bild der Gottesmutter oder eines Heiligen; diese Trägerinnen heißen Bild- oder Kränzeljungfern. Dazu gewählt zu werden gilt für eine große Ehre, davon ausgeschlossen zu sein ist eine Schande. Hieran knüpfen sich viele schöne Legenden; die bekannteste ist die von der armen Jadwiga aus Lubetzko. Sie wurde als Kränzeljungfer verdächtigt und warf, da sie sich vor den losen Reden der andern nicht mehr zu helfen wußte, den Kranz aus ihren Haaren an die Kirchhofsmauer mit den Worten: O du mein

lieber Gott, da magst du Richter sein! — Und sieh! Der Kranz blieb haften und schlug jedes Jahr frisch und voll wieder aus.

Auch an andern Festtagen treten diese Kränzeljungfern (von der Kränzeljungfer bei der Hochzeit zu unterscheiden, s. Hochzeit) auf. Sechs von ihnen tragen in St. Anna bei Rosenberg am Sonntag nach dem Annentage (26. Juli) das Muttergottesbild, ebenso in Neustadt O/S. an Mariae Geburt (8. Sept.). Wenn es mit der Keuschheit der Mädchen nicht ganz seine Richtigkeit hat, so soll das Bild davon eine Anzeige machen; bestehen sie aber das Amt mit Ehren, so ist eine baldige Heirat ihr Lohn. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens 98.

149. Wenn man an Fronleichnam Gurken säet, sind sie in drei Tagen da (Waltersdorf bei Sprottau).

Am letzten Tage in der Fronleichnamsoktave werden in Beuthen O/S. Kränze und Sträuße aus neunerlei Kräutern geweiht und in der Vieh- und Feldwirtschaft zu allerlei Schutz- und Heilzwecken verwendet; auch Reisig gegen Gewitter.

Juni.

150. Im Juni sind mehrere Tage für Wetter und Landwirtschaft bedeutsam. Die Woche vor Erasmus (3. Juni) heißt die Kropfwoche; in ihr dürfen Rüben und Kohlpflanzen nicht gesäet werden, sie werden sonst kropficht, Kröpzeug (Hirschberg). — Wenn kalt und naß der Juni war, verdirbt er fast das ganze Jahr. — Regen an Medardus (8. Juni) acht Wochen dauern muß. Regnet es an Medardi, so regnet es vierzig Tage und verdirbt die Ernte, auch die Kartoffeln. Dasselbe gilt vom Siebenschläfer (27. Juni). An Medardi Gepflanztes hat „kein Gedieg“ (Sprottau). Kraut, das an Medardi gepflanzt

wird, bekommt kleine Köpfe. — Regnets an St. Barnabas, schwimmen die Trauben bis ins Faß. — Für eine Wendung zum Guten gilt Peter und Paul (29. Juni); doch darf es an diesem Tage nicht regnen. An Peter und Paul regnets Mäuse. Peter und „Purzel" bricht dem Korn die Wurzel, d. h. nach ihm beginnt das Korn zu reifen. — Veit (Vit [15. Juni]) bringt die Fliegen mit. Um Viti kommen die Fliegen selb neunen. — Wenn die sauren Kirschen nicht wohl geraten, so gerät der Roggen auch nicht. Wann und wie der Hollunder- oder Fliederstrauch blühet, dann und so blühet auch der Wein. In dieser Zeit soll man die Blüte vom Fliederstrauch einsammeln und Medicamenta draus machen wider das heilige Ding oder St. Antoniusfeuer (675). Coler Calend.



Johannisabend und Johannistag.

151. In den Monat Juni fällt auch die nächste volkstümliche Festzeit im Kreislaufe des Jahres, die Johanniszeit, der Johannisabend (Jehonzigôbend) und der darauf folgende Johannistag (24. Juni), im poln. Oberschlesien Sobotki oder Kupały genannt. In dieser Zeit erreicht die Sonne ihren Höhepunkt, wo sie von neuem sich wendet. Der längste Tag glänzt über der Erde, und an ihm regt sich die reichste Fülle des Lebens. Die Hitze reift das Getreide, des Landmanns Hoffnung und Lohn für saure Arbeit; doch auch Gewitter und Hagel drohen jene Hoffnung mit einem Schlage zu vernichten, und die Glutpfeile der Sonne zielen auf Tier und Menschen. Es ist auch die Zeit der Geister und ihres geheimnisvollen Schaffens. Daher suchen die meisten herkömmlichen Gebräuche diese verderblichen Gewalten abzuwehren und Menschen und Vieh vor Natur- und Geistermacht zu schützen. —

152. Ihr Gassenjungen meiner Liebe,
Auf, spioniert die ganze Stadt!
Wo jemand einen Besen hat,
Den kauft und rennt mit vollem Triebe

Auf den berufnen Stangenberg;
Hier werft das dürre Zeug zusammen.
Dann nehmt ein brennend Wischgen Werg
Und steckt den Quarg in lichte Flammen!

So singt der Hirschberger Prorektor Stoppe (Gedichte 1728, 42), um Johann Neuper zu seinem Namenstage ein „Jehonzigfeierle" anzuzünden. Dazu verwendet man überallher zusammengetragene alte Besen, Reisigbündel, ausgepichte Tonnen und alte Wagenschmierbotten. Vom südöstlichsten Teile der Sudeten bis zur Lausitz flammt am Johannisabend ein Feuergürtel in die Ebene hinab zum Zeichen, „daß die Berge heute ihren Fackeltanz halten", und aus den Thälern und von den Hügeln blitzt es zum Gruße empor in der Gegend um Leobschütz, Neustadt, Zülz, Oels, an der Weistritz (Schweidnitz) und an der Neiße (Jauer). Wie Riesenglühwürmer leuchten an den Gipfeln der Bäume weithin erglänzend mit Pech gefüllte Kästen (sog. Pechmesten). Przbl. 1864, 416. An dem schwelenden Feuer, dessen Rauch langsam über die Felder zieht (138), entzünden die Burschen die pechgetränkten Besenstumpfe, jagen einander damit in ausgelassener Lust und schwingen sie funkensprühend im Kreise, oder sie tanzen mit den Mädchen um den brennenden Holzstoß. Hin und her huschen die Gestalten, vom Feuerschein wechselnd beleuchtet; dazu ertönen Freudenschüsse und jauchzende Rufe. Feuer und Rauch, Schießen und Schreien vertreibt die Hexen, die heute wieder los sind. Indem man so von Feld und Vieh jeden Schaden abwehrt, öffnet man dem Segen die Thür. Schon die Berührung mit dem Feuer bringt allerlei Nutzen. Ist es dem Verlöschen nahe, so beginnt das Feuerspringen. Je höher ein Bursche über die Feuerstätte hinwegspringt, desto mehr Gesundheit und Glück steht ihm bevor (Ratibor). Wer darin alle

andern übertrifft, ist ein reiner Glücksmensch und als Held des Tages bei den Mädchen des Dorfes sehr beliebt. Es ist auch den Augen heilsam, wenn jemand es am längsten aushält, unverwandten Blickes in das Feuer zu sehen. Auch schläft man an den Winterabenden nicht vorzeitig ein, wenn man in das Johannisfeuer sieht. In Österr.-Schlesien bricht man vor Johannis vom Holunder eine Blütentraube ab, bäckt sie in einem Pfannkuchen und verzehrt beides beim Johannisfeuer; das schützt gegen Zahnweh. Peter II 242.

153. Das Feuer dient ferner der Weissagung. Steigen Rauch und Flammen gerade in die Höhe, so ist eine reiche Obsternte zu erwarten, denn der Rauch verjagt aus den Bäumen alles Böse. Giebt es viel Funken beim Johannisfeuer, steht eine reiche Kornernte bevor (Grafsch.).

Mit den abgebrannten Besenstumpfen springt man in der Schönau-Goldberger Gegend durch die Krautpflanzungen; die abgebrannten Stummeln steckt man selbigen Abend ins Kraut zum Schutz gegen Hexen und Ungeziefer (um den Zobten). Przbl. 1873, 238. Vgl. Jahn, Opfergebr. 38.

Im poln. Oberschlesien tanzten die Hirten nach einer Geige um die Sobotki (Johannisfeuer) und sprangen darüber hinweg, damit das Vieh nicht lahm werde.

Bei der Heimkehr von den Feldern pflegen die Hirten und die Ackerleute möglichst oft und laut mit der Peitsche zu knallen, um die Hexen zu verjagen.

Trotz wiederholter Verbote, z. B. Cirkular von 1759, hat sich das Johannisfeuer mit allen seinen Begleitungen bis heute erhalten, doch lediglich nur als ein Fest der Dorfjugend. In früheren Zeiten nahm aber auch die feine Welt an diesen Freudenfeuern teil. Im Jahre 1578 ließ der Herzog von Liegnitz Johannisabends ein Freudenfeuer auf dem Gröditzberg halten, wie Herr Gotsch (Schafgotsch) auf

dem Kynast, wobei jener selbst mit seinem Hof zugegen war. Schweinichen 2, 347. Vgl. Grimm, Myth. 515.

In der Oelser Gegend wurden auch Johannisstangen errichtet, von deren Spitzen seidene Tücher und bunte Bänder von wetteifernden Kletterern herabgeholt wurden.

134. Am Johannisabend besteht das Abendbrot, namentlich in den Bauerhöfen, aus frischgebackener Semmel mit Milch. Am Johannistage ist es im Riesengebirge, wo man erst an diesem Tage (nach Vertreibung der Hexen am Vorabende) von altersher das Vieh austreibt, ein alter Brauch, sog. Quarg- (Topfen- oder Käse-)Küchel, aus Mehl und Butter, zu backen und einander damit zu beehren. Hofer 205.

Alle Geister regen sich. Sonntagskinder können in der Johannisnacht manches sehen.

135. Um von Stall und Wohnung die Hexen fernzuhalten, werden zur Johanniszeit alle Thüren mit drei Kreuzen bezeichnet, sie und das Innere werden mit allerlei Laub, Reisig und Blumen geschmückt; besonders verwendet man Johanniskraut (Hypericum perforatum) nach dem alten Spruche:

Hartheu (Johanniskraut) und weiße Heid
Thun dem Teufel vieles Leid.

Bunzl. Mtschr. 1781, 6.

In der Johannisnacht steckt man Fliederblüten über die Stallthüren und Besen in den Düngerhaufen (Sprottauer Gegend).

136. Der Abend ist auch für Heilungen günstig. Man windet einen Kranz aus neunerlei Blumen und nimmt dazu einen ungenetzten („rohen") Faden. Diesen Kranz legt man dem skrophulösen Kranken auf den Kopf und zieht den Kranken unter einem umgebogenen Flieder- (Holunder-)baum durch. Bleibt der Kranz auf dem Kopfe, so ist die Krankheit heilbar, fällt er herab, unheilbar (Waltersdorf).

Man befestigt an Haus und Stall Kränze von neunerlei Blumen, Zweige und Laub von Eiche, Birke, Linde und Holunder. Über die Schwelle jedes Viehstalles legt man zwei Besen kreuzweise, Przbl. 1828, 154, oder Birkenreiser (Jauer, Schönau, Sprottau, Hirschberg), Eichenzweige (Löwenberg) oder ein frisch ausgestochenes Rasenstück (Trebnitz). Auch steckt man Ruten von neunerlei Holz an das Haus (Steinau); man macht drei Kreuze über die Thüren (Bunzlau). Von der Saat hält man die Hexen ab und hindert sie, Unkraut zu säen, dadurch daß man mit Sensen (Eisen) um die Saatfelder geht (Pilgramsdorf bei Goldberg). Man geht auf alle in der Nähe des Dorfes befindlichen Kreuzwege und macht dort mit einem Stocke auf der Erde drei Kreuze. Wenn die Hexen in der Johannisnacht um zwölf Uhr dorthin ihren Hexentanz halten gehen, so nehmen sie Schaden (Brieg, Ohlau, Strehlen). Przbl. 1828, 155; man vgl. Liebrecht 319 über ähnlichen norwegischen Glauben.

137. In dieser Nacht werden die Häuser mit Blumen und Reisern geschmückt, die Straßen bekränzt; überall herrscht freudige Thätigkeit. Schon der älteste Lobsinger Schlesiens (Vulturinus) hebt seine Heimat preisend in lateinischen Hexametern hervor (im Jahre 1506): „Am Vorabende des Johannistages drehen sich die weißgewandeten Jungfrauen im Reigentanze und singen fröhliche Lieder. Auf die Wege werden Blumen gestreut, die Schwellen und Pforten der Hausthüren werden mit Reisig und Laub geschmückt. Überall hört man den Ruf: Freut euch unsers Johannes und seines Festes! Bricht der Tag selbst an, füllen sich die Gotteshäuser. Begegnet die Maid dem Geliebten, begrüßt sie ihn errötend und ladet ihn ein ins väterliche Haus. So will es der Brauch an diesem Tage. Vor Sonnenaufgang kehren die Jungfrauen ins laubgeschmückte Heim zurück. Liebeglühend eilt der Liebste herbei, das Haupt mit Laub um-

wunden. Hand in Hand tanzt man singend herum; im lieblichen Wechsel wiederholt die Maid des Liebsten Lied. Ein Kranz lohnt dem besten Sänger."*) Nachweise über die Verbreitung dieses alten Brauches giebt Uhland, Volkslieder, herausg. v. Fischer Bd. 3 (Abhandlung), S. 154 f. So berichtet im Anschluß an Joh. Boëmus Sebastian Frank in seinem Weltbuch über den ostfränkischen Brauch: oftmals im jar zu summers zeit, so die meid (mädchen) am abend in einem ring herumb singen, kummen die gesellen in den ring und singen um ein kranz, gemeinklich von nägelin gemacht, reimweis vor; welcher das beste thut, der hat den kranz.

---

*) V. 88 ff.

Atque diem prodat lux festum crastina divo
Baptistae, veniet mox candida turba choreas
Virgineas ducens et laetas concinet odas,
Sternet humi flores et multo limine fronde
Postesque ornabat. Nostri, gaudete, Joannis
Festa dies, cantabit, adest! Ubi flammeus axem
Extuleris nitidum vasto de gurgite priscus,
Templa frequentabit. Si venerit obvia sponso:
Salve! sponsa suum depromens ore venusta
En, dicat, rediere dies, et sidere fausto
Tempus adesse velit, quo limina nostra frequentes.
Hi mores illis, hace consuetudo diebus.
Hinc fessos iterum currus ubi mergis in undas,
Ante redire parat bene fultum gramine limen
Virgineus coetus: Paphios qui sentit et ignes
Accurrit sponsus, redimitus vertice fronde;
Dantque manus manibus fit et ingens undique circus.
Cantor adest et voce tonat dum masculus alta;
Hae, quod amans cecinit, muliebri voce recantant,
Inque domum gestat sertum, sua praemia, cantor.

Drechsler, Pancratii Vulturini Panegyricus Slesiacus, die älteste Landeskunde Schlesiens. Besprochen und nach dem ersten Druck neu herausgegeben in „Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens". Bd. XXXV. 1901. S. 54 f.

Noch heute werden zu Johanni, vornehmlich in der Leobschützer und Namslauer Gegend, kleine Kränze aus Rosen oder Feld- und Wiesenblumen an eine Schur gereiht und über den Stallthüren oder über dem Eingange des Hofthores unter einem kurzen Gebete oder frommen Spruch zu Schutz und Zier aufgehängt, bisweilen auch von einem Bauernhofthore quer über die Straße zum andern gezogen, besonders am Anfange eines Dorfes oder einer Gasse, damit „kein böser Geist einziehe". (Neben den Gedanken der Abwehr tritt die Erinnerung an den sanften, guten Johannes.) Die mit Rosen behängten Schnüre heißen Rosentöpfe (Rusatöppe). Das erinnert an eine fränkische Sitte, welche ebenfalls bei Frank (Uhland a. a. O.) geschildert wird. In Franken richtete man siebartig durchlöcherte Töpfe her, verklebte die Öffnungen mit Rosenblättern, steckte ein brennendes Licht hinein und hängte diese „Rosentöpfe" am Johannisabend zum Fenster hinaus. Auch in Schlesien hat sich der eigentliche Rosentopf erhalten. In manchen Dörfern der Leobschützer (Langenau), Ohlauer, Breslauer, Trebnitzer Gegend gehen die Mädchen noch „um a Rosatôp". Sie umflechten ein Töpfchen (Tüppel) oder eine Untertasse mit Blumen, besonders Rosen, und gehen, auf dem Kopfe einen Kranz, von Haus zu Haus, überreichen ein Riechel und erbitten dafür Gaben. In Langenau bei Katscher sprechen sie: „Seid asu gutt und gât-wås der Braut!" Bei Ohlau wurde früher ein solcher Rosentopf am Johannistage an einer Stange aufgestellt und dabei getanzt; in Kattern bei Breslau tritt an seine Stelle eine Blumenkrone, um die im Kretscham getanzt wird. Jedem Teilnehmer wird von einem der mit Blumen geschmückten Mädchen gegen ein Trinkgeld ein Riechel verabreicht, um die Kosten des Vergnügens aufzubringen. „Die Jungfrauen gehen um den Rosentop" erwähnt schon der Panegyricus Slesiacus am Rande zu den oben mitgeteilten Versen.

158. Die Werkelarbeit ruht in dieser Festzeit. Man sammelt allerlei, besonders neunerlei, Kräuter und Blätter, die an diesem Tage wunderbare Kräfte haben (Trebnitz, Sprottau), vor allem Bösen schützen und zu sympathetischen Kuren gebraucht werden. Doch muß das Sammeln am Johannisabende nach Mitternacht (Bernstadt) oder am Johannistage bis Mittag geschehen sein, weil in der übrigen Zeit die Hexen über die Kräuter reiten und sie verderben (Löwenberg). Etwas „schmeckt wie neunerlei Kräuter" ist altes Volkswort. Man pflückt zu Thee Nußbaumblätter gegen Gicht (Löwenberg), Flieder- und Lindenblüten, Arnika (Sanikel), Schafgarbe; gräbt Schwarzwurzel, sammelt Kamillen, Tausendguldenkraut, Heil aus dem Grund (gegen Krampf); Eisprich, Gartheil, Salbei, Pfeffer- und Krauseminze; auch Hasel- und Obstbaumzweige werden genommen (Zobten). Przbl. 1873, 238. Kümmel, mittags um zwölf am Johannistage gesammelt, hat ganz besondere heilkräftige Wirkung gegen „Gichter" und Flüsse (am Zobten). Tau von Johannisblumen befreit von Sommersprossen und Ausschlag. Auch giebt man in der Johannisnacht den Kühen neunerlei Kraut und stellt das in der Mittagsstunde gepflückte Johanniskraut in die Winkel der Scheuer als Abwehrmittel gegen Ratten und Mäuse (Wohlau).

159. Wie immer, wenn die Geister ihr Spiel treiben, ist auch zu Johanni viel Zauber zu wirken. Jetzt sind alle Schätze zu heben. In der Johannisnacht kann man Alraunwurzeln zu Glücksmännlein graben (Schles. Labyrinth 156) und Wünschelruten schneiden (589) und sich durch deren Anwendung in den Besitz unermeßlicher Schätze setzen. Wer in der Mitternachtsstunde am Johannistage Farnkrautsamen findet und sich ihn in die Schuhe steckt, kann sich unsichtbar machen (Grafsch.).

160. Am Johannisabende werden die heilbringenden

Gegenstände geweiht im Namen der Dreieinigkeit ohne Amen (Militsch-Trachenberg). Wenn man Kröten am Johannistage vor Sonnenaufgang lebend an einer Düngergabel aufgespießt vertrocknen läßt, so heilt das daraus hergestellte Pulver böse Euter der Kühe, aber auch Geschwüre und Beulen bei Menschen und Vieh (Trebnitz). Säet man am Johannistage neunerlei Kräuter in einen Topf, so hilft die aufgehende Saat gegen das Fieber. Bunzl. Mtschr. 1792, 89.

161. Auch alles fließende Wasser hat an diesem Abende wieder heilbringende Wirkung. Das Volk badete am Johannisabend, berichtet der Chronist Schickfuß, Schlesische Chronik IV cap. 4, „haufenweise wie die Gänse, in der Wunderquelle in Warmbrunn, gänzlicher Meinung und Zuversicht, das warme Bad wäre diesen Tag viel kräftiger als andere Zeit des Jahres und gäbe in einer halben Stunde dem Leibe mehr Kraft als sonsten vier oder fünf Wochen"; vgl. Przbl. 1864, 102. Dasselbe gilt von dem Johannisbrunnen (Johannisbad) und dem Johannisbach im Riesengebirge, wohin am Johannistage viel Leute wallfahrten und dort baden und trinken, in der Meinung, Gesundheit davon zu schöpfen. Schles. Labyrinth 156. Noch heutzutage rüstet man ein Johannisbad, zu dem man Wasser nimmt, worin neunerlei Hölzer oder Kräuter gekocht sind (z. B. in der Sprottauer Gegend).

Gläubiger Christensinn schrieb alles Gelingen der Fürbitte des heiligen Johannes zu, den man in seiner Kapelle unter Darbringung von Opfern (Kerzen) anflehte. Der Heilige steige, so glaubt das Volk, in der nach ihm benannten Nacht hernieder, segne die Blumen, die ihm zu Ehren gepflückt sind, und halte alles Leid und Ungemach von Haus und Hof fern (um Leobschütz). Die Johannesverehrung, die dem Patron Breslaus, der Hauptstadt Schlesiens,

gezollt wird, findet wiederum begeisterten Ausdruck bei Vulturinus; vgl. a. a. O. v. 222, 257.

162. Man erforscht die Zukunft und sichert sich das Glück der Gegenwart. Wenn man am Johannisabend neben einem Baume zwei kleine Gruben macht und am nächsten Morgen rote Ameisen darin findet, so hat man Glück zu erwarten; findet man schwarze, Unglück und Trauer (Trebnitz). Wenn man am Johannisabend soviel Johanniswurzeln oder soviel Wurzeln der fetten Henne, wie Leute im Hause sind, in einen Balken der Stube steckt, so kann man sehen, in welcher Ordnung die Hausgenossen sterben werden. Man giebt jeder Pflanze einen Namen, und wessen Pflanze zuerst verdorrt, der stirbt am ersten (Liegnitz, Bunzlau, Löwenberg, Landeshut, Oppeln). Legt man sich am Johannisabend einen Kranz von neunerlei Blumen unters Kopfkissen, so geht das, wovon man träumt, in Erfüllung (Landeshut). Man muß das Glück, den gewinnbringenden, heilwirkenden Inhalt dieser geheimnisvollen Zeit festhalten: man darf nach Sonnenuntergang nichts vom Hofe weggeben, sonst giebt man das Glück weg. Namentlich wird nach Sonnenuntergang keine Milch verkauft.

163. Auch die Liebessehnsucht stellt ihre alten Fragen. Dies klang schon aus dem Panegyricus hell genug heraus.

Am Johannisabende machen die Mädchen einen Kranz aus sechs Schmielen in bestimmten Verschlingungen und ziehen ihn dann auseinander; es entsteht entweder ein einfacher (Korb) oder ein doppeltverschlungener Kreis; dieses letztere bedeutet Glück. Sie sprechen dabei: Ist die Liebe ganz, so gerät der Kranz; ist die Lieb entzwei, ist ein Korb dabei (Breslau, Leobschütz).

Junge Mädchen werfen einen Kranz, den sie aus neunerlei Blumen gewunden haben, so lange auf einen Baum, bis er an einem Aste hängen bleibt. So vielmal

das Mädchen werfen mußte, soviel Jahre muß sie bis zur Verheiratung warten (Sagan, Sprottau, Liebau). Bunzl. Mtschr. 1792, 279. Das Mädchen spinnt am Johannisabend einen Faden, den sie zum Winden eines Kranzes benutzt. Diesen Kranz wirft sie rückwärts über sich gegen einen Haken in der Wand. Bleibt der Kranz hangen, so wird sie noch im laufenden Jahre Hochzeit haben; sonst muß sie so viele Jahre warten, wie oft er herunterfällt. — Verliebte Mädchen graben ein rundes Stück Rasen aus und legen es in der Mitternacht verkehrt wieder an seine Stelle. Finden sich am andern Morgen Ameisen darauf, so wird es Hochzeit geben (Hirschberg). — Will ein Mädchen wissen, was für ein Kleid ihr Künftiger anhaben wird, so muß sie am Johannisabend ein Stück Rasen ausheben, ihn umdrehen und sehen, was für ein Wurm darunter ist. Die nämliche Farbe, die der Wurm hat, ist die des Kleides ihres künftigen Gatten. Findet sie aber gar keinen Wurm, so wird sie in diesem Jahre noch nicht heiraten. Bunzl. Mtschr. 1792, 119. — In der Grafschaft und um Sprottau windet manches Mädchen einen Kranz aus neunerlei, in Grünberg aus dreierlei Blumen und legt sich ihn unters Kopfkissen. Der Kranz darf aber über keine Thürschwelle gebracht, sondern muß mit einer Schnur durchs Fenster in die Schlafkammer gezogen werden. Von wem das Mädchen dann träumt, den heiratet sie bestimmt. — Die Mädchen reiben in Grünberg am Johannisabend Johanniskraut, dort auch „unser lieben Frau Bettstroh" genannt, und sprechen dabei: Ist die Liebe gut, kommt rotes Blut; ist die Liebe alle, kommt nur Wasser. Engelien 235; vgl. (255). — Das Wasser im Ofentopf wird erhitzt, bis es kocht, worauf die Mädchen eins nach dem andern an dem Ofentopfe horchen, indem sie sprechen:

Heiliger Johannes, sag uns an,
Was ich bekommen werde für einen Mann!

Was ist der Mann? was treibt der Mann?
Das sollst du uns noch sagen,
Ehe es wird tagen.

Vernimmt die Horcherin ein polterndes Geräusch, so ist ihr ein Schmied, Zimmermann oder Tischler bestimmt; glaubt sie aber Hufschlag und Sporengeklirr zu vernehmen, so ist ihr Zukünftiger ein Reiter u. s. w. (Reimswaldau bei Waldenburg); vgl. Andreasabend (1, 16). Auch befragt man Zwiebellauchhalme, die man in gleicher Höhe abgeschnitten und eingepflanzt hat. Der höchste Halm, bei dem man an einen bestimmten Namen denkt, deutet auf den künftigen Bräutigam hin.

Wie am Andreasabend, findet heute hier und da (z. B. um Sprottau) auch das Latschenschmeißen, das Hahnstökern u. a. m. statt. Auch macht man die Probe, ob zwei Liebesleute sich noch heiraten. Man gießt Wasser auf einen Teller und legt zwei Myrtenzweige darauf, so daß sie schwimmen. In der Johannismitternacht sieht man nach. Schwimmen die beiden Zweige zusammen, dann bleiben sich die Liebesleute treu; schwimmen sie auseinander, so werden die beiden kein Paar (um Breslau).

164. Wenn es am Johannistage regnet, so soll es noch vierzig Tage regnen und eine nasse Ernte geben. Dann sollen auch die Haselnüsse und andere Nüsse übel geraten. Denn mitten am Johannistag öffnet sich die Nuß; regnet es dann, so sind alle Nüsse taub (leer). Bunzl. Mtschr. 1792, 211. Regnet es diesen Tag nicht, so giebt es viele Nüsse und viele schwangere Mädchen. Die Johanniszeit wird auch sonst vom Landmann vielfach beachtet.

Am Johannisabend soll man den Knoblauch zusammenbinden, -stricken oder -knüpfen und auf Laurenti (Laurentiustag, 10. August) aus der Erde nehmen, sonst verliert er

sich aus ihr. Coler Calend. Man vgl. dazu Wirtschb. 276: Das Knoblauchgekräuticht wird auf Johannis im alten Mond zusammengeknüpft oder wie in einen Knoten gestrickt, damit er desto mehr in die Häupter und nicht ins Kräutich wachsen kann. — Auch tritt man am Johannisabend die Zwiebeln zusammen oder wälzt sich darauf, damit sie nicht mehr über sich in die Röhren, sondern unter sich in die Köpfe wachsen. — Bei Warmbrunn und Schmiedeberg steckt man Lindenzweige auf die Flachsfelder, damit der Flachs einen guten Bast bekomme. — Am Johannisabend säet man gern Rettigsamen und bei schönem Wetter nach Sonnenuntergang auch noch Leinsamen.



Juli.

165. In den Juli, nach anderer Rechnung auf den 23. Juni, fällt der Anfang der Hundstage. Wenn es am ersten Tage regnet, regnet es vierzehn Tage. Hundstage hell und klar zeigen an ein gutes Jahr. Wenn man vor den Hundstagen Reitzker, Reizken, findet, so gerät der Wein nicht wohl. Wichtig sind die Marientage. Regnet es an Mariae Heimsuchung (2. Juli), so regnet es sechs Wochen. Der Bauer sagt: Wenn und Maria beschlumpert sich's Klädla (auf dem Gange über das Gebirge zu Elisabeth), do kimmt se ei sechs Wucha (Mariae Himmelfahrt, 15. August) mit beschlumpertem Klädla wieder häm. — Weht am Feste der heiligen Magdalena (22. Juli) der Wind, so geht das Weben gut.

166. Um Jacobi (25. Juli) beginnt der erste Schnitt und mit ihm die Ernte; auch reifen um diese Zeit die Jacobusbirnen. Vor Jacobi feierte man bis 1785 das Ziegenbockfest in Cosel und in Goldberg. Über jenes berichten die Merkwürdigkeiten Schlesiens 125 f.:

Allemal den Tag vor Jacobi ward bei den Ältesten der Fleischerzunft ein Ziegenbock auf das herrlichste ausgeputzt, die Hörner wurden vergoldet und das Tier dermaßen mit Bändern behängt, daß man es kaum erkennen konnte. In diesem Staate wurde es durch die Fleischerzunft unter dem Gefolge des größten Teils der Einwohner durch alle Straßen der Stadt bis auf den alten Turm zum Ratiborer Thore geführet und den ganzen Weg über geneckt und zum Meckern gereizet. So wie es auf die Zinne des Turmes gebracht war, wurde es mit sinnreicher Grausamkeit, um seine Angst zu vergrößern, mehrmals zu der Öffnung geführt, aus der es den gefährlichen Sprung machen sollte. — Endlich wurde der Bock heruntergestürzt, brach gemeiniglich nur die Beine, worauf man ihm den Gnaden-

stoß mit einem Messer gab. Dieses Schauspiel sah man 1785 zu Cosel zum letztenmal; es wurde auf Befehl des Ministers von Hoym untersagt und abbestellt. Nachträglich wird erzählt, daß ein Räuberhauptmann mit Namen Koszol, zu deutsch Ziegenbock, der am 24. Juli irgend eines Jahres zum Fenster herabgestürzt worden ist, Veranlassung zu diesem Feste gegeben habe. — In Goldberg wurde der Ziegenbock vom Schmiedeturm herabgestürzt. Przbl. 1866, 555. Auch im schlesischen Grenzdorf Albendorf, Kr. Landeshut, sowie in dem böhmischen Borrowei wurde früher am Jacobifest ein schöner, reichbekränzter Ziegenbock von einem Gerüst in die Tiefe gestürzt. „Jetzt fiel das Volk wie wahnsinnig über den Bock her, riß die bebluteten Kränze von ihm und schlug sich um sein Blut, das für die hinfallende Krankheit als Wundermittel gebraucht wurde.“ Der Bock aber wurde im Kretscham als Festschmaus verzehrt; hierauf war Tanz. Zweifellos liegt auch diesem Brauche ein altes Tieropfer zu Grunde; vgl. Jahn, Opfergebr. 110 f.; 317.

August.

167. Petri Kettenfeier, der 1. August, ist ein Unglückstag. An diesem Tage soll man keinen Baum besteigen, auch kein anderes mit Gefahr verbundenes Unternehmen wagen, da einem leicht ein Unglück zustößt. Doch heißt es auch: Pieter Käte (Kette) wächst de Riewe (Rübe) ei der Furche wie ufm Bäte. Vom Oswaldtage (5. August) sagt der Bauer: Oswald wächst de Riewe bald. Am Tage Portiunkula (2. August) steht der Himmel offen; wer da stirbt, kommt geradeswegs hinein (um Leobschütz).

Das Volk sagt, Laurenti (10. August) sei der erste Herbsttag. Nach diesem Tage wächst das Holz nicht mehr. Am Laurentiustage wird in vielen Häusern kein Feuer angezündet; auch darf sich niemand mit einem brennenden

Lichte dem Hause nahen. Dann bleibt es das ganze Jahr über vor Feuersbrunst bewahrt (Grafsch.). — Regnet es an diesem Tage, so sollen viel Mäuse wachsen, die nicht vertrieben werden können, als bis man am Nicasii Tage hüpfend an die Thüren schreibt: Heute ist Nicasii Tag! Männling 208. Am Laurentiustage darf man nicht Flachs raufen, sonst kommt der Brand hinein; anderseits: wer am Lorenztage Saatweizen auf dem Boden hat, in dessen Weizen kommt kein Brand (Waltersdorf).

168. An Mariae Himmelfahrt (15. August) hat in katholischen Ländern die Kräuterweihe statt. Man sieht die Leute mit Riecheln und „Schmöckern" (Blumensträußen) zur Kirche eilen, damit diese geweiht werden und besondere Kraft und Wirkung erlangen. Vornehmlich die zwischen den zwei Frauentagen, d. h. nach gewöhnlicher Meinung zwischen Mariae Himmelfahrt und Mariae Geburt, 8. September, gesammelten bestimmten Kräuter schützen Haus und Bewohner vor Gewitter und Behexung. Auch erleichtert es das Gebären, wenn schwangere Frauen einen Gürtel anlegen, der aus einer Hirschhaut zwischen zwei Frauentagen geschnitten ist. Coler Calendar. (Der Hirsch tritt anfangs September in die Brunst.) Früher fand auf der Schneekoppe eine Kräuterweihe am 15. August statt, bei der sich die sogenannten Kräutermänner versammelten, Leute, die aus den heilsamen Gebirgskräutern Arzneien machten und weithin verbreiteten.

Rochustag.

169. Von großer Bedeutung für die Viehzucht ist der Tag des heiligen Rochus (16. August). Ihm sind in Schlesien viele Kirchen und Kapellen geweiht. Hier strömen an seinem Tage die Landleute zusammen, um ihm Jungvieh und Geflügel zu opfern, damit er den Viehstand vor Krankheit und Feuersgefahr beschütze. Das Vieh wird, bevor

man es opfert, d. h. in der Vorhalle oder Sakristei anbindet oder in Behältnissen hinstellt, um den Kultort herumgeführt oder herumgetragen (Neiße, Rosenberg, Gr. Döbern, Kr. Oppeln). Es werden auch Fürbitten „für das Gedeihen des Viehes" bestellt.

Am Bartholomaeustag (24. August) setzt das Kraut „Hète" (Häupter) an: Barthelmè schmeßt de Hètlan nè (Ausche bei Gr. Tinz).

September.

170. Wenn es an Ägidi (1. September) regnet, so folgt vier Wochen Regenwetter; regnet es nicht, so ist es vier Wochen schön, aber es tritt Dürre ein. Wie viel Fröste (drei oder vier Wochen) vor Michaelis einfallen, so viele fallen ihrer auch drei oder vier Tage nach Walpurgis ein. Im Herbste, sonderlich im September und Oktober, ist die rechte Balsamzeit. Da soll man im abnehmenden Monde und in den nächsten drei Tagen nach dem Vollmonde, nach Mitternacht oder vor Sonnenaufgang, Wurzeln und Kräuter sammeln, denn dann sind sie am kräftigsten, namentlich Dorant (Linaria arv.). — Mariae Geburt (8. September) ist für die Wintersaat günstig: Maria geborn, Bauer sä' Weiz' und Korn! — An Maria Geburt ziehn de (Water und) Schwolma furt.

Michaelis.

171. Der Michaelistag (29. September) ist in vielen Hinsichten wichtig. Von nun an bekommt das Gesinde kein Vesperbrot mehr; s. Georgitag (272). Die Gesellen beginnen von diesem Tage an bei Licht zu arbeiten. Sie feiern in Katscher bei Gelage und Tanz „Lichtschnur". In Würzburg mußten den Gesellen bei derselben Feier die Meister einen

Braten, den Lichtbraten, geben. Wolf, Beitr. 2, 97. — Am Michaelistage zahlte man früher Zinsen und Abgaben und schloß die gerichtlichen Miets- und Kaufkontrakte.

172. Der Michaelistag ist auch wichtig für Wetteranzeichen. So viel Tage es vor Michaelis reift, so viel Tage reift und ist es auch noch kalt nach S. Jürgentag. Man bricht am Michaelistag Eicheln auf: findet man darin eine Spinne, so folgt ein schlimmes Jahr; findet man Fliegen, so hat man ein mittelmäßiges, und findet man Maden darin, ein gutes Jahr zu erwarten. Ist nichts darin, so folgt großes Sterben. Bunzl. Mtschr. 1791, 73. Auch aus der großen Menge der Eicheln schließt man auf einen zeitlichen Winter vor Weihnachten mit vielem Schnee.

„In der Schlesien hält man viel von Michels Monden; weil der noch neu ist bis zum ersten Viertel, da, sagen sie, sei bei ihnen am besten zu säen." Coler Calend.

Wenn man Weizen um Michaelis im andern Viertel bis zum Vollmond säet, so wird er nicht brandig. Wirtschb. 137. Man spricht dabei nach stillschweigend beendeter Aussaat: Weizen, ich setze dich auf den Band, Gott behüte dich vor Tresp' und Brand; ebenso im Harz. — Doch heißt es auch: Aus dem Korn, das in der Michaeliswoche gesäet ist, wird Trespe.

173. Das sonst am Johannisabende übliche Werfen eines Kranzes von neunerlei Blumen auf einen Baum, wobei die Zahl der erfolglosen Würfe die Zahl der Jahre bis zur Verheiratung angiebt, nehmen die Mädchen um Wohlau am Michaelistage vor.

Wenn man am 1. Oktober auf dem Felde schießt, vertreibt man alles Unwetter (Grafsch.). Mit Simon Jude (28. Oktober) kimmt der Schnie ei de Bude.

Allerheiligen und Allerseelentag.

174. Allerheiligen (1. November), sagen die Bauern, bringt einen gewissen Sommer, weil es um diese Zeit gewöhnlich noch ein paar Tage schön ist. Auch kann man an diesem Tage erfahren, was für ein Winter kommen soll.

Ob der Winter kalt oder warm soll sein,
So geh um aller Heiligen Tag so fein
In das Gehölz zu einer Buchen,
Allda magst du ein solch Zeichen suchen:
Hau ein(en) Span davon, und ist er trucken,
So wird ein warmer Winter her rucken;
Ist aber naß der abgehauene Span,
So kommt ein kalter Winter auf den Plan.

(Alte Bauernregel.)

In alter Zeit gab man an diesem Tage den Hirten und Feldarbeitern den Lohn.

175. An Allerheiligen, dem Vorabende von Allerseelen (2. November), werden abends die Gräber durch Lichter beleuchtet und mit Kränzen geschmückt. Nur an den Gräbern der Selbstmörder, die gewöhnlich hinten an der Kirchhofmauer liegen, darf kein Licht angezündet werden, weil sonst die Kinder wieder Selbstmörder werden (Beuthen O/S.). Am Morgen des Allerseelentages findet auf manchen Kirchhöfen eine Prozession statt, während der die Lichter wiederum brennen. Da flattern die Seelen der Kinder als Vögel um die Totensteine.

176. In der Nacht an Allerseelen soll niemand in die Kirche gehen, weil um Mitternacht die armen Seelen der verstorbenen Gemeindemitglieder sich dort versammeln, einer Messe beiwohnen, die der letztverstorbene Pfarrer liest, und zu Opfer gehen, wobei sie das ihnen in den Sarg mit-

gegebene Geld auflegen; vgl. 322. Jeder Schmuck muß von den Altären und Bildern entfernt sein, sonst würden die Toten alles in kleine Stücke zerreißen. Nach der Messe besuchen sie die Gräber (Beuthen O/S.). Man kann die Seelen um die Mitternachtsstunde singen hören; sehen können sie nur besonders begnadete, fromme Menschen. Grabinski 34. Am Allerseelentage erheben sich um Mitternacht die Toten aus ihren Gräbern und wandeln in wallenden weißen Leichenkleidern auf den Feldern und in der Nähe menschlicher Wohnungen umher. Wer sich um diese Zeit ins Freie wagt, muß sterben (Kosel).



Kirmes, Kirms.

177. De Karms ihs gekumma,
De Arnt' ihs verbei;
Der Poß thutt schun brumma,
De Geige stimmt ei.

Klannetta, Trumpeta —
De Musik ihs ganz*),
De Hörner, de Flöta,
Se spielen zum Tanz.

Der Kratschem thutt pranga.
Mit Flittern und Band,
Mit Kränza behanga
Ihs Saule**) und Wand.

Tschampel, Gedichte (1843) 85.

---

*) Ganz wird vom Volke die Musik (der Volksmund betont Musik) genannt, wenn recht viele Blasinstrumente und besonders recht schmetternde ertönen.

**) Säule, auf der die Decke der Tanzstube ruht und um die herumgetanzt wird. Diese Saule putzen die Dorfschönen zur Kirms besonders heraus.

Die Herbstfestzeit gipfelt in der Kirmes, Kirms, Kerms, Karms, ein Hauptfest im ländlichen Leben, das nach der Beendigung der Feldarbeiten gefeiert wird, eine hohe Zeit großen allgemeinen Volksjubels und rauschender Festesfreuden. Um diese Zeit mit ihren lauten Volksäußerungen in ihren Festkreis hineinzuziehen, hat die Kirche damit vielfach die Erinnerung an die Einweihung des Gotteshauses, die Kirchweihe, verbunden und dadurch das weltliche Gepräge irgendwie in ihrem Sinne zu formen gesucht, ohne daß jedoch der altheidnische Ursprung völlig verwischt werden konnte.

Unsere heutigen Kirmessen, Kirmsen, die „kleine oder Jungkirms“ (an vielen Orten Ablaß genannt), wie die „große oder Altkirms“, die im kirchlichen Sinne eigentliche Kirchweihe, geben jedoch nur ein verblaßtes Bild der früheren Bräuche, die ganz und gar ein großartiges Fest von mindestens acht vollen Tagen darstellten. Scherzhaft heißt es: heute dauert die Kirmes so lange, wie ein Viertel Erbsen vom Dache 'runterkullert, oder: von zwölf bis Mittagläuten! Aber selbst eine bescheidene Kirmes dauert auch jetzt noch drei Tage. Dabei ist die Vereinigung der in verschiedenen Dörfern zerstreuten Sippen eine Hauptsache. Gäste laden, empfangen und mit herzlicher Freigebigkeit bewirten, gehört zum Charakter der Kirmes.

Do giht de ganze Woche,
Ei lauter Saus on Schmaus,
's Gebroote on Gekoche
On's Trenka gor ne aus.

Schönig, Glätz. n. hochd. Ged. 37.

Infolge einer Regierungsverordnung vom 23. September 1819 wurden die Kirmesbelustigungen in Preußisch-

Schlesien auf die Zeit nach Michaelis, von den letzten Oktober- bis zu den letzten Novembertagen, eingeschränkt; daher der Spruch: Michel darf nicht mit kirmissen. In diesem Zeitraume feiert jede Gemeinde ihre Kirmes. Sie begann von jeher mit einem Abende, und zwar mit einem Montagsabende, so noch vor kurzem im Striegauer und Goldberger Kreise. Einige Tage vorher ritt (um Leobschütz) ein bekränzter Reiter, der Kirmsbitter, im Dorfe von Haus zu Haus und forderte auf, daß man die Kirms feiere. Heute wird von der Kanzel herab der Gemeinde vermeldet, daß in acht Tagen das Kirchweihfest stattfindet. Die ersten Vorbereitungen zum Kuchenbacken beginnen sodann Freitag abend. Da wird Mohn gestampft, Quarg gequetscht, Obst geschält, alle Fülle, alles Füllsel für die Kuchen zurechtgemacht, die (früher am Kuchamontig, jetzt) am Sonnabend, oft von mehreren Scheffeln Mehl, in erstaunlicher Menge gebacken werden, damit der Überfluß trotz überreichlicher Spendung an geladene und die auswärts wohnende „Freundschaft" die Festwoche über nicht ausgehe. Denn jeder Hauswirt hält diese Zeit hindurch gleichsam offene Tafel, indem bei Ankunft eines neuen Gastes auch immer aufs neue wieder aufgetragen wird. Przbl. 1867, 455; Zimmermann, Beitr. 6, 321.

Da giebt es Kuchen und (um Löwenberg, Bunzlau, Goldberg, Schönau, Jauer) „Fladen" in Hülle und Fülle, runde und viereckige, von Eiern, Milch, Zucker und Weizenmehl, die, auch mit allerlei gefüllt, auf Blechen und Papier im Backhause (gewöhnlich im Garten hinter den Wohnräumen) oder auf dem Herde in der Stube gebacken werden, Quarg- oder Käsekuchen, Mohn-, Apfel-, Schmotsch- und Pflaumenkuchen, dazu Kraut-, Pfeffer-, Zucker- und, was nimmer fehlen darf, Streuselkuchen, Weizenkuchen, bestreut mit klümpchenartigem Gemisch aus Mehl, Zucker und

Butter.*) „Mährfillsel ooch, dos tor' (darf) ei' da' Därfern im Neiße nich fahlen". Jüttner 1, 6. Aus geringerem (fahlem) Mehle werden die beliebten „Platze" gebacken, gefüllte Kuchen, z. B. Krautplatze, ohne Streusel, zum Verteilen an das „fahrende Volk", denn an diesen Tagen darf kein Bettler ohne Gabe weitergehen. Dazu muß Kuh- und Schweinestall, Enten-, Gänse- und Hühnerstall und auch der Taubenschlag die fettesten Stücke hergeben, und reichlicher Vorrat an Bier und Schnaps, für die Frauen besonders ein süßer, wird angeschafft. So gerüstet, begeht man die festliche Zeit.

178. Am Abend des Kuchenbacktages (vielerorten erst an der Kirmes selbst, nach dem Gottesdienste) ziehen die jungen, ledigen Mannspersonen des Dorfes mit Musik von Hof zu Hof, eröffnen mit Gejauchze (Gejuchse) einen kurzen Tanz in dem Hause jedes Bauern, wobei die Hausfrau zuerst, dann die Töchter, die dienenden Weibspersonen und zuletzt das Kindermädchen an die Reihe kommt, und werden mit Kuchen bewirtet. Ist das Dorf groß, wurde früher dieser Reihentanz den Mittag des folgenden Tages fortgesetzt. Przbl. 1793. Damit ist die eigentliche Kirms eingeleitet. In den Gegenden am Gebirge und im Gebirgsvorlande, doch auch hier und da in der Ebene, ziehen zur selben Zeit die Dienst- und Hütejungen, die „Plotzburscha", unter lautem Peitschenknall durchs Dorf und halten das Kuchenknallen, Kuchaplotza oder Kermsplotza, während z. B. in Bunzel-

*) Vgl. die klassischen Stellen: „Streuselkuchen! — Welches schlesische Gemüt würde nicht aufs innigste ergriffen, denkt es an Streuselkuchen, an dies Wahrzeichen unseres Vaterlandes!" Briefe aus und nach Grafenort von Karl v. Holtei. Altona 1841. S. 144 f. Und ebendort: „Er (der Streuselkuchen) ist die schönste Blume im Kranze eines Kirchenfestes".

witz, Kr. Schweidnitz, arme alte Weiber mit Flachsbrechen umherziehen, die sie mit Heftigkeit auf- und niederklappen (Kuchabrecha).

179. Der Kirmssonntag naht, der Hauptttag des Erntefestes. Im Gottesdienste wird bei der Predigt das Evangelium von Zachäus verlesen. An den Kirchtürmen und an dem Dachfenster des Kretschams flattern die roten Kirmesfahnen. In einigen Dörfern bei Neiße sangen alte Frauen, die um Kuchen bettelten, Zachäuslieder. Vielleicht erinnert an Zachäus auf dem Baume auch ein früherer Brauch bei Trebnitz, wo an der Kirchweih im Buchwalde Kuchen von dem Totengräber von einem Baume unter das Volk geworfen wurden. Zimmermann, Beitr. 4, 331. In Grottkau spricht man, wenn die rote Kirmsfahne ausgesteckt wird: die roten Hosen (des Zachäus?) hängen 'raus.

180. Die Mahlzeit am Kirmestage ist eine sehr reichhaltige, und der Kirmesvater ermuntert recht oft, nur tüchtig zuzulangen. Nur noch an einem Hochzeitstage kommt eine gleich stattliche Reihe von Gerichten auf den Tisch. Vgl. Ens, Oppaland III, 75. In Oberschlesien folgte auf 1. Rindsuppe mit Erbsen, Nudeln oder Reis 2. Rindfleisch mit Krentunke, 3. die zweite Suppe mit Hirse und Kaldaunen (Kuttelflecke), 4. abermals Kutteln, 5. die dritte Suppe mit Heidegraupe und verschiedenem Backobst, 6. Gänsegeschnärre, 7. Rinderbraten, 8. Hirse mit Honig und Pfefferkuchen, 9. Gänsebraten mit Sauerkraut und 10. auf jedem Tische eine Bratwurst von der Länge einer Elle oder, wie man gern sagt, „dreimal um den Leib 'rum". Przbl. 1788, 388. Mit örtlichen Abänderungen oder Zuthaten gilt diese Speisenkarte noch heute. Einen ländlichen Kirmesschmaus, wie er früher in der Grafschaft Glatz üblich war, beschreibt bei Schönig in den Glatzischen Gedichten ein sehr verbreitetes Lied 52—55.

181. Keine Kirmes ohne Tanz. Nach der Mahlzeit zieht der Kirmesvater mit seinen Gästen in den Kretscham, wo auf dem Tanzboden das junge Volk sich herumschwenkt, aber auch die Alten, die sonst nicht mehr so recht fortkönnen oder fort wollen — sie bewegen sich heute um die Säule im lustigen „Drehdichrum". Neben den neuesten Tänzen kommen aus Großvaters Zeit die Hühnerscharre, die Annrosel, der Hippelpolka, der Brautreihn u. a. abwechselnd an die Reihe.

Zwei jetzt vollständig außer Gebrauch gekommene Musikinstrumente waren das Cymbal oder Hackebrett, ein Saiteninstrument, das mit zwei Hämmerchen geschlagen (gehackt) wurde, und die Dronte Marie, die nur mit einer starken Saite und einer daran befindlichen luftgefüllten Rindsblase versehen war und beim Anstreichen einen trompetenartigen Ton von sich gab. Vgl. G. B. IV, 36 und Cogho, Trompta Maria in den „Bunten Bildern aus dem Schlesierlande". Breslau 1898, 200 ff.

182. Am Kirmes-Montage findet des Vormittags die Totenfeier, das Kirchenrequiem, mit Opfergang statt.

Der Kirms-Dienstag und die Kirms-Mitwuche bringen besondere Belustigungen. Im Dorfe wird, wie schon die vorhergehenden Tage, der Pasch- oder Würfeltisch, die Paschbude aufgesucht, wo alt und jung, klein und groß um Mahlweisa (auch Mandelkerne und Fuchslummern genannt), kleine, platte Pfefferkuchen, paschen. Auf dem Gemeindeanger lockt fast immer ein Karussell; auch der Zuckerzeugmann, das Zuckerkindl-Weib und der Messerwerfmann und andere „fliegende" Händler haben sich eingefunden.

183. Gegen Abend verkleiden sich die männlichen Personen und halten im Dorfe einen Umzug. Hinter einer Musikbande zieht der „Hanswurscht" auf dem Vorderteil eines

Pfluges oder einer Radwer durchs Dorf und macht seine Grimassen und Späße. Hinter ihm hält der „Moan eim Kurbe" die zudringliche Straßenjugend mit einer langen Stange ab; den Beschluß macht der schon bekannte Erbsenbär, der, wie ein Tanzbär an Nasenring und Kette einhergeführt, sich brummend hin- und herwiegt. Hinter ihm folgen die Platzburschen, mit langen Peitschen unaufhörlich knallend (Rogau am Zobten). In andern Dörfern finden wir mit lustigem Gefolge den Schimmelreiter und Erbsenbär, oder auch bald den einen, bald den andern allein.

Auch das Hahnschlagen, das wir bereits kennen gelernt haben (65), findet sich in dieser Hochzeit aller Volksvergnügungen. In Liebau waren es ehedem die Mädchen, die mit verbundenen Augen auf den Hahn, dessen Füße in den Löchern eines auf einem Pfahle befestigten Brettchens steckten, losgehen, um ihn mit einem Dreschflegel zu erschlagen; sie wurden aber von den Burschen meist irregeführt. Nur die vorher bestimmte Hahnbraut wurde so geleitet, daß sie den Hahn treffen mußte. Mitteil. IV, 53. Die Sitte ist in dieser rohen Form jetzt wohl überall abgeschafft. In Pfaffendorf bei Landeshut wird der Hahn in einem Käfig auf einer Stange aufgestellt, statt seiner aber ein in der Nähe ausgesetzter Topf geschlagen; dem Gewinner fällt der Hahn zu.

In Floriansdorf, Kr. Schweidnitz, veranstaltet man ein Gansreiten.

184. Nach solchen Scherzen zieht man gewöhnlich wieder in den Kretscham, wo oft bis zum frühen Morgen getanzt und gejuxt wird. Hiergegen wenden sich schon frühzeitig Verbote. Schon 1617 bestimmte die Fürstlich Oelsnische Landesordnung: insonderheit sollen auch die Nachttänze in- und außerhalb der Kirmessen gänzlich abgeschafft sein und

keinem Kretschmer dieselben länger, als zwei gewöhnliche Heller-Lichter ausbrennen, zu halten verstattet werden. Da dies der tanzlustigen Jugend nicht genügte, so umging man den Befehl, indem man das auf dem Gerichtstische stehende Kreuzerlicht mit Salz einrieb, so daß es bis zum Morgen brannte; zu leuchten brauchte es ja nicht. —

In Langenau bei Katscher sammeln am dritten Kirmestage zwei Knechte, während der Zahl- oder Geldreigen (Zoal- oder Geldrâin) getanzt wird, von den tanzlustigen Burschen Geldbeiträge, wofür dann die Mädchen mit Getränken bewirtet werden; vgl. (64).

Diese Vergnügungen hielten manchen bis Donnerstag zur Nachkirms fest, an welchem Tage frischer Kuchen gebacken wurde; er ging erst mit den Bettelleuten fort, wie man sagte*), und seufzte dabei noch:

„O mei lieber Kippabär,
Wenn doch immer Kirmes wär'!" —
„Kermes is 's ju halt ne olle Toge."

Schönig 52.

185. Mit der Kirmes ist oft ein nicht minder großes Fest verbunden, das Schweineschlachten, ein rechtes Familienfest, dessen Mitfeier für die Schulkinder auch noch in unsern Tagen als triftiger Grund für eine Schulversäumnis gilt. Es ist der Stolz des Bauern, ein recht großes und fettes Schwein zu schlachten. Vormittags verzehrt man Wurstfüllsel und Wellfleisch nebst Wellsuppe (in Leobschütz Quellfleisch und Quellsuppe), zum Abend gebratene Wurst, Schweine-

*) Von denjenigen Katholiken, die erst zwischen Pfingsten und dem Dreifaltigkeitssonntag ihrer österlichen Beichtpflicht nachkommen, heißt es: sie gehen mit den Pferdedieben.

braten und Sauerkraut. „Obendrauf“ muß die Hausfrau den Gästen mit Kaffee und Kuchen aufwarten, und die Männer bleiben bei einem Glase Bier und einem echten, alten, guten Korn beim „Schafkopf“, Sechsundsechzig und auch schon beim Skat bis tief in die Nacht sitzen. Nahen und fernen Freunden werden auch Würste ins Haus geschickt, wofür die Kinder ein hübsches Trinkgeld heimbringen.



Martini.

186. Die Kirmeszeit ist vorüber und mit ihr die hohe Zeit des Herbstes mit seinen Gaben, die der fleißige Landmann in Scheuer und Keller geborgen hat. Bald wird der Winter nahen. Schon „Simon Jude (28. Oktober) schmeißt Schnee in die Bude", und am 11. November kommt St. Martin auf dem Schimmel geritten, d. h. die Winterszeit mit Frost und Schnee fällt ein. Dann folgt auch bald der Tag „der beschißnen Lise" (Elisabethtag, 19. November), der gewöhnlich schlechtes, schmutziges Wetter bringt.

Mit dem Martinstage schließt der Kreislauf der volkstümlichen Feste des deutschen Volkes. Hierauf bezieht sich der Witterungsvers auf den Katharinentag (25. November):

Kate stell ock's Tanza ein,
Du must im Ståll beim Vieche sein.

Auch in Schlesien bildet der Martinstag den Schluß aller Festtage und wird in herkömmlicher Weise begangen. Bei Erwähnung der Wurststadt Jauer preist Geiers Lied vom Jahre 1506 in hellen Tönen „Sant Merten mit der Gansz": An seinem Tage ertönen fröhliche Gesänge; ihm zu Ehren füllt sich die Küche mit lieblichem Brodem. Dann kreischt am glühenden Spieß der schweinerne Braten, und es reihen sich am Trender die knusprigen Gänse, es dampfen in den glänzenden Schüsseln die fetten Gerichte, und plötzlich fliegt dir die gebratene Gans — ins Maul. Süßen Weines voll sind die Gäste, und fröhlich erklingt das festliche Martinslied. — Von dieser lauten Freude verspürt man heute wenig; keines der anderwärts bekannten Martinslieder hat sich wohl bei uns erhalten; man hört nur noch den alten Spruch:

Auf Martini schlacht man feiste Schwein,
Und wird der Most zu Wein.

(Schon in Colers Calendar. 1591).

Im Breslauischen Erzähler 1801 S. 707 findet sich ein Zechlied am St. Martinstage nach einem alten Volksliede.

187. Die frühere Feier wies auf Wodan, an dessen Stelle St. Märtin geritten kommt, und das große Opferfest des Herbstes, das auch der Kirmes zu Grunde liegt; beides beruht auf derselben Vorstellung, daß die Götter segenspendend und opferfordernd um diese Zeit, in der die Natur abstirbt und doch im stillen neues Leben schafft, das Land durchziehen. Der Martinstag ist immer noch in Ansehen als Termins- und Schmaustag. Mit ihm beginnt noch jetzt häufig ein neues Pachtjahr, und „um Martini" ist eine beliebte Zeitbestimmung. Am Tage des Speckmärten findet bei den wohlhabenderen Bauern das zweite unter den sechs bis sieben Schweineschlachten jeden Winters statt mit all den Schmausereien, die der Panegyriker so anschaulich besingt. Besonders aber gibt die Martinsgans überall in Stadt und Land den Festbraten dieses Tages. „Gäbs denn Märtine ohne Gänsebrätn"? Jüttner 2,38. Munera sancti Martini sunt: anser et amphora vini. Auch dem Lehrer wurde früher die Martinsgans als Geschenk überreicht.

Aus dem Brustbein (dem „Schlitten") der Martinsgans erkennt man die Beschaffenheit des kommenden Winters; er ist kalt oder gelinde, je nachdem es weiß oder mehr rot (blau) ist. Noch mehr achtet man auf den Tag selber: wenn er naß ist, so folgt ein unbeständiger Winter; wenn aber an Martini die Sonne scheint, so ist große Kälte zu erwarten. Vgl. Jahn, Opfergebr. 236.

Das Volk erklärt sich auch die Beziehung des Bischofs von Tours zu der nach ihm benannten Gans. Der heilige Martinus soll sich in einem Gänsestall verborgen haben, als man ihm die Bischofswürde übertragen wollte; er wurde jedoch durch das Gänsegeschnatter verraten und mußte trotz seiner Demut und Bescheidenheit den Bischofsstuhl einnehmen.

188. Auch Kuchen werden an diesem Tage wieder gebacken und verteilt, aber diesmal nicht die platten viereckigen oder kreisrunden Streuselkuchen und Platze, sondern Martinshörner, Märtenhärndel, süße Kuchen in Hufeisenform, wohl ein einstiges Opfergebäck, das vielleicht im Zusammenhange steht mit den glückbringenden Hufeisen, die man in Schlesien überaus häufig in Stadt und Land auf die Thürschwelle genagelt findet, wie auch bei den fränkischen Bewohnern des sächsischen Vogtlandes und auf St. Nikolaus bezogen an schweizerischen, diesem Heiligen geweihten Kirchen. Vgl. zur Litteratur über die Martinshörner Jahn, Opfergebr. 251. In der Grafschaft ziehen die Knechte im Dorfe herum und „platzen" (knallen) mit den Peitschen, bis sie Kuchen bekommen. Glätzisch sagt man: der Märte kimt Kucha knalla.

189. Wie der Martinstag vielfach an die Kirmesfeier erinnert, gleichsam eine große Nachkirmes ist, so begegnen auch ähnliche Martini- und Kirmesgebräuche. Wieder zieht der Schimmelreiter mit großem Gefolge durchs Dorf, wieder läßt der Erbsenbär sein Brummen vernehmen und wird zuletzt ins Wasser geworfen, sofort aber wie ein nasser Pudel herausgezogen.

Dezember.

190. S. Barbara (4. Dezember) kalt mit Schnee, verspricht viel Korn auf jener Höh'.

Unschuldige Kinder.

Am Feste der unschuldigen Kinder (28. Dezember) bleibt alles Vieh im Stalle, und das Fuhrwerk wird eingestellt. Auch wird an diesem Tage nicht viel gearbeitet, sowie kein großes Geschäft angefangen, da dieser Tag für alles ein Unglückstag ist (Grafsch., Oberschles.); ebenso in der Oberpfalz, Wuttke 558.

Rockengänge und Lichtenabende.

191. Eine früher sehr beliebte und in ausgedehntem Maße geübte Sitte, durch deren Aufhebung man die Sittlichkeit zu fördern vermeinte, sicherlich aber ein gut Teil alles Volkstümlichen vernichtete, waren die Rockengänge und Lichtenabende, die gemeinsamen Besuche der Rockenstuben und der dort im Winter verbrachten Spinnabende. Als junger Student habe ich in der Spinnstube, wo die Spindel lustig schnurrte, manches Lied vernommen, über manche Schnoke und manches „Verzählsel" gelacht und habe von dort manch' echtschlesisches Wort heimgetragen.

Wenn mer nu beinander soaße
Un de Rädlan drehta flink,
Merr doas Singa ne vergoassa,
Un derzahlt word do ne wing!
Jedes mußte an' Geschichte,
Ei der Reihe rim, derzähln.
Dar de soaß bem Schlessalichte,
Thoat de aschte siech derwähln.

Brendel 16.

Heute ist es anders! Es gilt, was im Winter 1897 am Spinnabende in Herzogswaldau bei Jauer der Schimmelreiter vortrug:

Ich komme, um zu sehen,
Ob die Spinnstuben noch bestehen;
Doch nirgend find' ich davon eine Spur.
Die kennt man vom Erzählen nur
Aus dem Munde von alten Leuten,
Gleich einem Märchen aus alten Zeiten.
Wie ist's auf dem Dorf in jetzigen Tagen
Doch anders geworden — das muß ich sagen.

Wer denkt noch ans Spinnen und Fadendrehn!
Gar mancher hat kaum ein Spinnrad gesehen.

Mitteil. IV, 1157.

Wie im Märchen von Dornröschen sitzt höchstens in einem abgelegenen kleinen Stübchen noch eine alte Frau und spinnt, und die jungen Schönen zeigen wenig Lust und Geschick, dieses „Radeln" zu erlernen! Und doch gehörte vor nicht zu langer Zeit das Spinnrad ebenso zum Brautkram einer jungen Bauersfrau wie heute das Klavier zur Ausstattung einer Stadtdame. In Herzogswaldau ließen die Spenzer und Leibchen den Jungfern, die beim Spinnrad saßen, gar gut, aber ihre Lippen und Finger netzten nicht den Faden, obwohl das Rädchen nach dem Tritt ihres Fußes sich drehte, und als ich der Schmuckſten eine fragte, warum sie nicht spinne, bekam ich aus heiterem Munde die Antwort: „Ich konn gôr nie!" — Als man das Garn, das zur „Hausleimt" gebraucht wurde, noch selbst spann, blühten die Rockenabende, und man ging von Michaelis bis Ostern jeden Abend (außer Freitag: am Freitag Gesponnenes hält nicht, und Sonnabend (554)) zum Rocken, zum Lichten oder spilla, d. h. die Spille, die Spindel drehen. — Heute bedeutet der Ausdruck „zum Lichten oder spillen gehen" ganz allgemein: (nach dem Abendessen) auf Besuch gehen. — Gewöhnlich gab irgend ein Rockstubenvater oder eine Rockstubenmutter ein geräumiges Zimmer dazu her. Hier versammelten sich die „Frövelker" oder Weibsbilder mit ihren Spinnrädern, und bald gesellten sich zu ihnen die „Monnsvelker", „Monsmer" oder „Moasmenn" (Grafsch. und rechte Oderseite). „Wir kommen zusehen, ob man keine Schêbenschüttler braucht", entschuldigen sie sich beim Eintritt und säubern lustig die weiblichen Schürzen von den Schäben, Schèben, den Abfällen des Flachses. Während sie dann Schleißen spalten, Kienspäne, die über dem „Ofenstein", dem

steinernen Rande des Ofens angebracht werden und als „Leuchtsel“ dienen*), und von den Mädchen der „Bâtelmûn“, der „Ziegenbock“, das Trittbrett des Spinnrads, fleißig getreten wird, werden allerhand Geschichten, Märchen und Schnurren erzählt, Lieder gesungen, Rätsel aufgegeben und Klatschereien ausgetauscht. Dabei fliegt manch Scherzwort hinüber und herüber, manch fragender Blick, und mit dem Faden, den die Spinnerin netzt, umspinnt sie oft ein liebend Herz. Allerdings wird auch, und dieser Vorwurf traf die Lichtenabende, bisweilen grob Garn angesponnen, sodaß der Priester später zu taufen bekam. Eine jede Spinnerin (Tochter oder Magd) hat eine bestimmte Zahl von Spindeln abzuspinnen und nächsten Morgen oder Sonnabends abends der Frau zu überreichen. Zur Anregung der Speichelabsonderung dient die Netze, Backobst und getrocknete Wasser- oder Mohrrüben, auch „Walkutschken“ (Riebnig Kr. Brieg) genannt.

192. Wenn früher Frauen und Mädchen zum Lichten gingen und dabei den Rocken in ein Tuch einhüllten, so wollten sie damit sagen: Wir hoffen, nach dem Feierabend eine Tasse Kaffee zu bekommen. Dann sprachen diejenigen, die besucht wurden: Wir müssa a Koater eisperrn, se honn a Rocka eigebunden, d. h. wir müssen ihnen etwas vorsetzen. Ging man hingegen mit uneingebundenem Rocken zum Lichten, so beanspruchte man keinerlei Bewirtung (Herzogswaldau bei Jauer).

193. Beim Spinnen hütete man sich, den Flachs oben aus dem Rockenbriefe herauszuspinnen, man spann sich sonst

---

*) Freundlicher Spruch, der die Abendgäste zum Aufbruch mahnt:
Es dunkelt um den Ofenstein,
Ihr Rockengänger schert euch heim.
Vgl. Weinhold, Beitr. 66.

zum Sterbekleide. Auch stehend durfte man nicht spinnen, sonst spann man der Mutter zum Totenhemd.

Verliebte Mädchen, deren Schatz in der Ferne weilte, zundeten „Wergputzen" an der Schleiße an. Ging solch ein Putzen mit steigender Flamme zur Decke hinauf („die Seele schlängelt sich wohl in die Höh'!"), so war der Liebste noch wach; verlosch er, so lag er schon schlafen. Wohin ein brennender Wergputzen fiel, da saß beim Spinnen eine Braut.

War Feierabend, ging jedes mit seinem Begleiter, der den „Rockenstéckl" trug, langsam nach Hause, und es galt für eine Schande, auf dem Heimwege keinen Begleiter zu haben. — —

194. Während der Rockenzeit wurden viele herkömmliche Gebräuche immer wiederholt. Einmal, in der längsten Nacht des Jahres oder zur Fasching, wurde, wie es hieß, ausnahmsweise „die ganze Nacht hindurch gesponnen", in Wirklichkeit jedoch wenig oder gar nicht: man feierte ganze oder l a n g e Nacht, wie heute die Redensart fortlebt. An diesem Abende erschienen die Töchter und Mägde (oft hatten beide getrennte Rockstuben) in ihren „guten" Kleidern; auch der Spinnrocken und das Spinnrädchen waren mit bunten Schleifen verziert. Jeder brachte gewöhnlich etwas zum Abendbrote mit, oder die Rockstubenmutter buk nach getroffener Vereinbarung zu diesem Feste Kuchen, meist Krappeln oder Krappen, schlesischen Pfannkuchen, am liebsten statt in Butter in Leinöl gesotten und mit „Flaumaschmôtsch" gefüllt. Die „Schebenschüttler" besorgten das Getränke. Da ging es denn bald lustig zu. Inmitten der Festfreude zeigte sich plötzlich draußen am Fenster ein grausiges Gespenst, ein Totenkopf, aus dessen Augenhöhlen und Mundöffnung feurige Flammen sprühten. (Man bewegte einen ausgehöhlten Kürbis von der Größe eines menschlichen Kopfes aus dessen Innern

ein Talglicht durch angebrachte Öffnungen hindurchleuchtete, auf einer Stange vor dem Fenster hin und her.)

193. Ein anderer vielmals geübter Scherz ist das Aschetopfwerfen. Man wirft einen alten, mit allerlei zerschlagenen Dingen angefüllten Topf plötzlich hoch im Bogen zur Stubenthür herein, so daß er zerspringt, und ruft: Do breng ich euch a Oschatôp; seid gebâta on bâdt mers Lôch! — Daraufhin beeilt man sich, denjenigen, der den Topf warf, zu verfolgen und mit Wasser zu begießen, woraus sich manchmal eine recht ergötzliche Jagd entspinnt.

Ließ siech Enner oawer kriega, —
Mußt' a siech arr (einer) Strôfe figa.
Uffa Ricka worn gebunda
Seine Hände, un a Schoaf (Schaff),
Wo se druffe drummeln kunda;
Kenner lachte, dan's betroaf.
Asu word a hem gedrummelt;
Olle lachta hinger drei.
Satt, su honn mer ins getummelt,
Freilich woars an Kinderei!

Brendel 19.

Dieses Topfwerfen soll ursprünglich das Gedeihen des Flachses befördern; je höher der Topf geworfen wird, desto höher wird auch der Flachs, und die Asche schützt gegen Erdflöhe; s. (404).

Eine ähnliche Neckerei ist in der Grafschaft das Hölzlawerfen. Sind die versammelten Nachbarinnen imbegriff, mit ihren Spinnrocken sich zu entfernen, so wirft wohl eine von ihnen ein Hölzchen in die Stube zurück mit dem Rufe: Do breng ichs Hölzla, on do woscht mers Pelzla! Hierauf entspinnt sich dieselbe Verfolgung wie beim Aschetopfwerfen.

Vielleicht vertritt dieses „Hölzla" die Hölzer oder Stangen, die man in den Flachs legt (404), damit er an ihre Länge heranwachse.

196. In der Rockenstube erscheint auch um Leobschütz (Sabschütz, Gröbnig) die Himmelsziege, seltener Himmelskuh. Eine Magd hat auf ihrem Rücken mittels der Schürzenbänder zwei Stöcke, gewöhnlich lange Stubenbesen, befestigt, die, wenn die Trägerin sich bückt, vorn und hinten überragen; darüber ist ein Bettuch gebreitet. Vgl. die bekannte Zurüstung des Schimmelreiters (67). Die Himmelsziege schaukelt mit dem Oberkörper auf und ab und spricht zu den erschrocken dreinschauenden Spinnerinnen:

Verzage nicht, verzage nicht;
Was spinnstu die Zahl am Tage nicht! —

Ähnlich in Katscher, wo das gespenstische Wesen die „Zompeldroll" heißt, und das im Troppauischen und Glatzischen als Spilladrulle oder Mickadrulle, sonst (Neiße, Reichenbach, Langenbielau) als Spillahöle oder Popelhöle erscheint. Es birgt sich darunter die Göttin Holle, die sich nach dem Fleiße der Spinnenden erkundigt und den Faulen eine Zahl Spillen hinwirft, die sie binnen gegebener Frist abspinnen müssen. Im allgemeinen ist die Himmelsziege ein guter Geist, der auf Befragen auch Antwort gibt und den Spinnerinnen die Zukunft prophezeit. Vgl. Drechsler, Myth. Erscheinungen S. 13.

197. Bei der Feier der langen Nacht ist der Höhepunkt der Ausgelassenheit der Rummelabend mit der Rummelstreu. Es werden einige Schütten Roggenstroh, die Streu, ausgebreitet, worauf man sich unter Singen, Scherzen und Juxen umherwälzt und „kaschpert" (liebkost, meist im stärksten Sinne). Auch „Rummelabend" und „Rummel" für ausgelassene Lustigkeit sind sprichwörtlich. Obgleich es von der Landbevölkerung

in Abrede gestellt wird, mag dieser Brauch doch zur Verletzung der Sittlichkeit geführt haben. Deshalb wurden die Rockenstuben wiederholt streng verboten, weil, wie in den Dreidingsartikeln ausgeführt wird, dabei „allerhand Übel, strafwürdige Laster und ehrverletzliche Leichtfertigkeit gestiftet würden".

198. Schlußfeier der winterlichen Spinnarbeit war der sogenannte Scheidabend, an dem die Spinnerinnen von der Herbergsmutter und vom Spinnradel Abschied nahmen. Diesmal bildeten Bratwürste und Rauch(er)fleisch mit Backobst („schlesisches Himmelreich") das leckere Mahl des Abends, mit dem man in die letzten Tage der Fasching eingetreten war. Vgl. Vogt, Aus alten Tagen 236.

199. Auch kommt man in den Wintermonaten im Gebirge und in der Ebene zum Federschleißen (in der Leobschützer Gegend Federschlißen) zusammen und feiert beim Abschluß einen Federschleißschmaus.

Fahrendes Volk.

200. Im Laufe des Jahres zieht durch Dorf und Stadt manche Erscheinung, die auf eine gewisse Beachtung Anspruch hat, in die Einförmigkeit des Lebens, besonders der ländlichen Bevölkerung, Abwechslung und lebhaftere Bewegung bringt und eines, wenn auch schwachen, Nimbus nicht entbehrt.

Da rastet der „Lumpensammler oder „Haderlump" mit seinem Kästel auf der Radber, der „Kastelradber", bepackt mit Bändern, Zwirn, Nadeln, Bildern, Flitterkram und den dafür eingetauschten Lumpen und Flicken und entlockt seiner Pfeife wenige Töne, aber auch fromme, einfache Weisen. Zieht er von Hofthor zu Hofthor, folgen ihm die Kinder wie seinem Urahn, dem Rattenfänger von Hameln. Für die Alten besorgt er Aufträge, für die Schönen einen

Gruß; er knüpft und befestigt manches Verhältnis durch Scherz und Neckerei, durch Wink und Wort, „er kommt ja überall 'rum".

Eine andere, jetzt schon sehr seltene Figur ist der Kadelsmann, Kienrußverkäufer oder „Rômfaßlamoan", der auch auf einer „Radwer" oder in einer Hucke auf dem Rücken seine Ware, den Kadel, Ruß oder Rom in kleinen Fäßchen feilbietet. Er wird vom Landmann zu mancher Zeit nicht gern gesehen, denn wenn sich der Romfaßlamoan einstellt, kommt auch bald Regen. Rôm ist mhd. râm, Kadel erinnert an poln. kadič räuchern; vgl. Weinhold, Beitr. 39.

Noch jetzt spielen auf den abgelegenen Dörfern wandernde Musikanten, die sogenannten Böhmáken, ihre oft ohrenzerreißenden Märsche und Tanzweisen; gewöhnlich schmettern sie an den Kreuzwegen ihre Töne die Gassen entlang, worauf meistens der Trompeter, sein Instrument unterm Arm, von Thüre zu Thüre spärlichen Lohn einsammelt. Bei kleinen Bauerhochzeiten, Kirmessen, Jahrmärkten und Abläßen fehlen sie nimmer. Für die Verbreitung der neusten Gassenhauer sorgen weiter die Drehorgel und die Leier. Aber auch der Dudelsack läßt sich hin und wieder vernehmen.

Noch mehr Leben bringt der Bär- oder der Kameltreiber in die Gemeinde. Jung und alt ist auf den Beinen, um über den Affen sich zu freuen, der als lustiger Jockey oder Clown in roten Höschen und blauem Frack seine Grimassen schneidet, seine Kunststückchen vorführt und um den Bären oder auf dem Rücken des Kamels oder des Trampeltiers herumspringt, die ihrerseits auch manches Erstaunliche zum Besten geben.

An der Kirmes und den Jahrmärkten fehlen auch nicht die Mordgeschichten, jene „schauderhaften" bildlichen Darstellungen der „Morithaten" vom verfloßnen Jahr.

Und wer erinnert sich nicht des abgemagerten, sehnigen Schnellläufers, der zehnmal in bestimmter Zeit um den geräumigen Ring lief, oft hinter ihm ein paar nachstrebende Kunstjünger von elf oder zwölf Jahren, deren er sich, wenn sie allzu nahe seinen Fersen folgten, durch einen klatschenden Schlag seiner kurzen, buntverzierten Peitsche zu frohem Gelächter der dicht im Umkreis des Marktplatzes stehenden Menge entledigte!

Und zu guter Letzt stieg oben aus dem Giebelfenster eines hochragenden Hauses der Seiltänzer und spazierte mit der Balancierstange auf dem von einer Seite des Ringes bis zur andern gespannten Seile hin und her, vor- und rückwärts. Mit Herzklopfen und erstarrtem Nacken folgte man seinen halsbrecherischen Bewegungen, und tagelang konnte man sich des Gruselns, das einem eiskalt über den Rücken lief, nicht erwehren, wenn er gar seine beleibte Frau oder seine Tochter, deren Backen rot leuchteten wie eine Mohnblume, auf dem Rücken getragen, oder auf einer Radbare aus dem Dachgiebelfenster bis zu einem gegenüberliegenden Hause in schwindelnder Höhe glücklich hinübergefahren hatte. Diese Volksbelustigung ist alt. Schon bei der Anwesenheit des Königs Wladislaus von Böhmen in Breslau 1511 hatte ein Seiltänzer von dem kleinen Knopfe des Elisabethturmes ein Seil auf dem Markt bis in Steters Haus gezogen, worauf er mit Stelzen und Holzschuhen allerhand Possen trieb.

Mit dem Zurücktreten und Verschwinden der Erscheinungen, die uns im Kreislaufe des Jahres und an den Festzeiten entgegengetreten sind, schwindet allmählich von Geschlecht zu Geschlecht ein Stück der „alten, guten Zeit", ihrer Sitte und ihres Brauches dahin. Die Bemühungen, neue Volksbelustigungen einzuführen und dem gewöhnlichen Volke manches zurückzugeben, was einerseits verständnislose

Bevormundung von oben, zum Teil durch unangebrachte Polizeimaßregeln, künstlich genommen, anderseits die vordringende Kultur und der immer schroffer werdende Gegensatz zwischen dem gemeinen Manne und den „höheren Ständen" beseitigt und weggewischt hat, werden meines Bedünkens nur dann den gehofften Erfolg haben, wenn sie an das anknüpfen, was das Volk mit ganzer Seele liebt und übt, d. h. was es selbst aus seinem Wesen heraus geschaffen und sich zu eigen gemacht hat. In diesem Sinne wirken die Gesellschaften für Volkskunde in allen Landen still, aber stet.



II. Lebenslauf des Einzelnen von der Geburt bis zum Tode.

1. Geburt und Kindheit.

A. Schwangerschaft und Entbindung.

201. Ledige Frauenspersonen sollen viel Broträmftel (Brotränder) essen, damit sie später nur Knaben gebären. Will der Mann einen Knaben erzeugen, so pfeift er dabei (Breslau, Oppeln), oder legt sich mit langschäftigen Stiefeln (Wasserstiefeln) ins Bett; will er ein Mädchen, so bindet er sich eine Frauenschürze um (Godullahütte). Schwängerung im Mondenschein gibt mondsüchtige, im Sonnenschein rothaarige Kinder (Breslau, Kreuzburg, Oppeln). — Fliegt eine Schwalbe ins Zimmer, hat die Schwangere Zwillinge zu erwarten (Ober- u. Mittelschles.).

202. Den Zustand der Schwangerschaft bezeichnet man: sie ist schwanger, sie ist in andern, gesegneten Umständen; sie ist dicke; sie geht mit einem Kinde; er (der Gatte) hat eingesäet, er hat sie „beurbert", mhd. urborn, den Acker urbar machen, vgl. Scherffer Spr. 266; sie hat sich eine „Schmiedeberger Schürze" gekauft (Liebau; Mitteil. IV, 55).

203. Eine schwangere Frau hat vieles zu beachten. Besonders darf sie sich nicht an etwas, namentlich Häßlichem, „versehen", sonst wird ihr Kind Ähnlichkeit mit dem betreffenden Gegenstande zeigen; sieht sie in das Maul eines Hasen, so wird ihr Kind hasenschartig (auch norweg.

Aberglaube Liebrecht 314); erblickt sie ein brennendes Haus, so bekommt ihr Kind rote Haare (Oppeln). Greift sie im Schreck an irgend einen Körperteil, so bekommt ihr Kind dort ein Mal; darum ist es ratsam, sich immer an den Hintern zu greifen, dort schadet es nichts (Kreuzburg). (In Carlsruhe O/S. griff sich eine Schwangere beim plötzlichen Erblicken eines Feuers ins Gesicht; die kurz darauf geborene Tochter hatte ein Feuermal im Gesichte, das deutlich die Spuren einer Hand zeigte). Sie soll auch nicht vor einem Frosch oder einer Maus erschrecken, sonst bekommt ihr Kind ein diesen Tieren ähnliches Gewächs. Wenn ein Kind Male von Kirschen und Beeren zeigt, so hat die Mutter in ihrer Schwangerschaft heftiges Verlangen (Gelüste) nach diesen Früchten gehabt.

204. Schwangere dürfen sich mit keiner Leiche zu schaffen machen, sonst hat ihr Kind zeitlebens eine Totenfarbe; sie sollen über keinen Grabhügel steigen, sonst gebären sie ein verschlafenes Kind; sie sollen sich keinen Toten ansehen, weil sonst ihr Kind den Mund nicht schließen kann; sie dürfen keiner Leiche die Augen zudrücken, sonst bekommt das Kind eingefallene Augen, oder wird blind. Eine Schwangere muß sich nicht vor die Brotalmer stellen, um zu essen, sonst wird ihr Kind nicht satt; sie darf keine rindernde Kuh zum Zuchtochsen führen (Bunzl. Mtschr. 1792, 211), sie darf kein Fleisch von einem Hahn oder Ziegenbock essen, sonst wird das Kind wollüstig und unzüchtig (Liebau); sie darf aus keiner Flasche trinken, sonst wird das Kind ein Säufer. Hat die Flasche oder überhaupt ein Gefäß, woraus sie trinkt, eine „Schnauze" oder eine Lücke, so bekommt das Kind eine Hasenscharte. Bekommt sie ein Gelüst auf Fische, so soll sie welche essen, sonst kriegt ihr Kind die Schuppenkrankheit. Eignet sich eine schwangere Frau etwas unrecht an, so wird ihr Kind ein Spitzbube; stiehlt sie Krautköpfe, so stirbt ihr

Kind durch Köpfen (Tost-Gleiwitz). Setzt sie sich auf einen Stein, so bekommt das Kind den Stein; aus demselben Grunde darf sie sich nichts in die Schürze zählen lassen (Kreuzburg). Um das Kind vor Unglück zu bewahren, dürfen Schwangere nicht an einer Tischecke sitzen. Sie darf auch nicht unter etwas hindurchkriechen, z. B. nicht unter eine Wäschleine oder Wagendeichsel, sonst hat das Kind bei der Geburt die Nabelschnur um den Hals (Kreuzburg). Sie muß sich nicht auf einen Kasten setzen, der unter ihr zuschließen kann, sonst kommt das Kind nicht zur Welt, wenn sie sich nicht erst auf denselben Kasten setzet und dieser dreimal aufgeschlossen worden ist. Bunzl. Mtschr. 1792, 186. Gibt eine Schwangere einem Pferde, besonders einem Schimmel, Hafer aus der Schürze zu fressen, so folgt eine glückliche Entbindung (Namslau).

Schwangere Frauen dürfen nicht Paten stehen, sonst stirbt das getaufte Kind oder ihr eigenes.

Ist eine Mannsperson krank, so muß eine schwangere Frau mit einem Fuße auf seinen Leib treten, dann wird der Mann gesund (Liebau).

Wie viele Kinder ein Weib gebärt, um so viele Stufen kommt sie dem Himmel näher. Dasselbe gilt auch von der Gevatterschaft und von den Werken der christlichen Liebe im allgemeinen; vgl. Grohmann 114.

Fällt eine Frau in der ersten Hälfte der Schwangerschaft, wird sie ein Mädchen, fällt sie in der zweiten Hälfte, wird sie einen Knaben gebären (Rybnik, Breslau).

Der Gatte wünscht sich Knaben, damit der Name fortlebt, die Gattin Mädchen: sie bleiben länger im Hause und wachsen zu ihrer Stütze heran. —

„Das Best' ist", sagt der Schlesier Veit Sachs (Oels 1660),
„daß mein Hans
Allzeit zufrieden ist, es sei Gäntsch (Ganserich) oder Gans". —

Herkunft des Kindes.

205. Es ist alter Glaube, daß die Seele des Kindes schon vor seiner Geburt in der Welt, doch noch nicht auf der Welt ist. Sie weilt in Brunnen bei der Spillaholle oder Teichen oder in anderem Gewässer, oder spielt mit den Mücken im Sonnenschein. Daher sagt man zu einem Kinde: Damals warst du noch nicht auf der Welt, damals bist du noch in der Oder, im Teiche u. s. w. gewesen, oder mit den Mücken herumgeflogen (Breslau, Leobschütz, Kreuzburg). Dieselbe Redensart findet sich im Salzburgischen; vgl. Mogk im Grundriß III, 259. So kommen die Kinder in Leobschütz aus dem Krählteichel (früher auch aus dem Malzteiche), in Ohlau aus dem Schwarzbrunnen, in Jauer aus dem Hedwigsbrunnen, in Zobten aus einem jetzt mit einer großen, runden Steinplatte bedeckten Brunnen im Osten der Stadt, kurz, aus dem Wasser, an dem oder in dessen Nähe der Geburtsort liegt. Vgl. Drechsler, Myth. Erscheinungen S. 14. Von dort bringt der Wassermann oder der Storch, nach Kinderliedern auch der Sonnen- oder Marienkäfer, die Kinder und läßt sie durch den Rauchfang der Mutter ins Bett fallen. Aber auch die Hebamme bringt die Kinder; das Geschwister trägt ihr ein Brotel, um ein Brüderlein oder Schwesterlein zu bekommen (Katscher). Bei dem erwähnten Veit Sachs rühmt sich eine Frau, sie „hätt' ein solches Herz, nähm' eine Hellersemmel und wollt' ein Kindlein bringen,

Weil auf ein arge Stund' alsdann hernach gelingen
Sechs Wochen, die da gut".



206. Brot und im Ofen backen steht überhaupt mit der Herkunft und Geburt des Menschen in einem noch nicht ganz klaren Zusammenhange. Sieht man der Niederkunft entgegen, sagt man: der Backofen wird bald einfallen. Man handelt, wie man „gebacken" ist, d. h. wohl ursprünglich: wie man aus dem Backofen gekommen ist; geläufig: er kam, wie er gebacken war. Zu einem Unentschiedenen, Ratlosen sagt man: Du bist weder gekocht noch gebraten oder gebacken; von einem, der zu nichts tauglich ist: der Mensch müßte „umgebacken" werden! Hierzu kommt eine Stelle aus Simplicissimus, die Weinhold Wbch 66 anführt: wäre der inficirte aber so starker Natur, daß diese erzehlte Mittel nicht verfangen wolten oder könten, alsdann ist das beste Mittel, daß man mit ihm in den Backofen wische, damit er gantz neu „umgebacken" werde. — Der Schluß beweist, daß hier nicht an das Mittel, Aussatz im Backofen zu vertreiben, zu denken ist; vgl. 238. Die Kinder aus der Verwandtschaft vergleicht man mit je einem Gebäcke; von einem weitläufigen Verwandten sagt man: er ist das kleine Brotel aus dem vierzehnten Gebäcke. Jüttner 1, 19; vgl. anne weitlêftige Verwandte, die etwa vum siebenten Gebäcke 's Kleebrod woar. Heinzel Jahrb. 49. Von einem weichlichen (auch gemütsweichen) Menschen heißt es, er sei „weichgebacken". Auch hört man oft: „Kenner hôt sich 'wos eizubilda! Ber sein ju olle mit'nander aus damselba Teege gebacka". Der Hochmütige thut, „as wenn a vu a'm extra feinen Teege gebacken wär'." Heinzel, A lustiger Bruder S. 183. Man vgl. auch Grimm Wbch: backen und Ofen (Stellen aus Schillers Räubern); Liebrecht, zur Volkskunde 304. Die Menschenschöpfung mag auch in Form eines himmlischen Backprozesses gedacht und unter diesem Bilde auf die Erde übertragen worden sein. —

Entbindung.

207. Um die Niederkunft zu erleichtern, band man im 17. Jahrhundert der Kreißenden einen Adlerstein an das Schienbein. (Männling 175). Heute schiebt man ihr ein von einem Reifen eingefaßtes Kreuz unter (Niederschles.); auch achtet man sorgsam darauf, daß im Hause jedes Schloß geöffnet und alles Gebundene aufgeknüpft sei (Lauban, Markklissa, Ober-Wiesa). In Sprottau legt man zum Schutz gegen böse Geister Äxte unter das Bett; in der Toster Gegend näht man zur Erleichterung des Gebärens das Brautkränzel in die Zudecke. Geht die Geburt schwer vor sich, so gehen die Leute hinaus, bewahren aber strenges Stillschweigen und beten unter freiem Himmel (Liebau). Mitteil. IV, 55.



Man legt der Gebärenden hanfenes Werg unter, damit sie der Krampf nicht befällt (Waltersdorf bei Sprottau). — Hat man die Wiege vorher im Hause, so kommt das Kind nicht lebend zur Welt. Das Neugeborene wird zuerst in den Waschkorb gelegt.

208. Während der Geburt muß die Gebärende die Augen nicht zumachen, sonst sieht das Kind nicht. Bunzl. Mtschr. 1792, 120. Am Spinnrade darf keine Weife verkehrt hängen, sodaß der Fitzfaden „auf herunterzu" hängt, sonst hängt sich das Neugeborene später selbst auf. Ebd. 1792, 246. Liegt, wenn das Kind zur Welt kommt, ein Messer mit der Schneide nach aufwärts, so stirbt das Kind durchs Schwert (ebd.).

In einigen Gegenden lassen die durch die Geburt eines Kindes erfreuten Eltern dafür von der Kanzel abdanken.



B. Das Kind.

209. Das neugeborene Kind legt man zuerst auf die bloße Erde, damit es stark werde (Brieg); ist altdeutsche Sitte (228). Wenn ein Kind nach der Geburt nicht sofort schreit, wird es von der Hebamme dreimal auf den Hintern geschlagen, „weil Christus für das Kind gestorben ist" (Beuthen O/S.). Kinder, die mit einer blasenartigen, feinen Haut, einer sog. Glückshaut, überdeckt zur Welt kommen, sind Glückskinder; diese Haut wird sorgfältig aufbewahrt oder in die Kleider genäht und bringt dem, der sie trägt, Glück bei allem Beginnen. Von dieser Haut sagt der Glogauer Paul Winkler im „Edelmann" (1696): Man macht auch große Gedanken von dem häutigen Wesen, welches man insgemein Afterhäutlein nennet. 433. Grimm Myth. 728. Die Nabelschnur wird von der Hebamme der Wöchnerin in einem Strauße überreicht; auch sie wird aufgehoben und bringt Glück (Breslau). Wird sie unter den Altar geworfen, so lernt das Kind gut (Namslau). Die Nachgeburt soll verwesen; sie wird unbeschrieen vergraben, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, sonst käme Trübsal über die Wöchnerin. Um Male zu vertreiben, bestreicht man sie mit der Nachgeburt eines Erstgeborenen und vergräbt diese (Lublinitz).

Wer bei der Geburt zusammengewachsene Augenbrauen hat, hat einen „bösen" Blick (Leobschütz), er stirbt keines natürlichen Todes (Grünberg). Hat ein Kind eine blaue Ader auf der Stirn oder über der Nase, oder hat es auffallend weiße Ohren, so lebt es nicht lange; ebenso, wenn ein neugeborenes Kind seine Mutter zum ersten Male mit mattem Blick ansieht; blickt es sie jedoch fest an, so ist es lebenskräftig.

210. Fehlt der Sonnenschein am Tage der Geburt, so wird das Kind unschön, bekommt Sommersprossen (Oels). Ein in der zwölften Stunde geborenes Kind wird vom Unglück verfolgt (Grünberg). Kinder, die am Karfreitag geboren sind, desgleichen diejenigen, deren Geburtstag der 1. April ist, sterben eines unnatürlichen Todes; dagegen sind die am Sonntag geborenen Glücks- (Marien-)kinder, ihnen können alle bösen Geister nichts anhaben; auch die in der Christnacht zur Welt gekommenen sind glücklich und finden einst einen Schatz. Kinder, die am 1. Mai zur Welt kommen, gehören in der Oberpfalz den Hexen, sie werden ungeschickte, unbrauchbare Menschen in Schlesien (123). Das Kind, das an Petri Kettenfeier geboren wird, ist zeitlebens unglücklich. Bunzl. Mtschr. 1792, 279. — Eigentliche Sonntagskinder sind in manchen Gegenden nur diejenigen, die am weißen Sonntag, d. i. am ersten Sonntag nach Ostern, geboren sind. — Werden Zwillingsschwestern geboren, ist immer eine unfruchtbar. Es ist ein alter Glaube, daß es Mädchen, die ihrem Vater ähnlich sehen, im Leben gut gehen wird (Breslau).

211. Hat eine Mutter drei Mädchen hintereinander geboren, so wird ihr mit der letzten Nachgeburt das Gesicht eingerieben, weil man glaubt, das nächste Kind werde dann ein Knabe sein (Godullahütte). Bald nach der Entbindung kocht die Bademutter der Wöchnerin eine Wassersuppe, wovon

diese einen Teller voll essen muß. Der noch tropfende Teller wird ihr dann über die bloße Brust gestülpt und ein blecherner Löffel ein paar Mal längs und quer (in Kreuzesform) darüber gelegt (soll Milchreichtum bewirken und vor Behexung schützen). Unterbliebe das, so würden Mutter und Kind krank werden (Um Reichenbach). Z. d. V. f. V. III, 107.

212. Gibt man dem Kinde die Milch einer Stute zu trinken, so wird es unüberwindlich stark. Das neugeborene Mädchen hüllt man in ein Knaben- oder Mannshemd und den Knaben in ein Mädchenhemd, damit sie später Glück bei dem andern Geschlechte haben. Man soll einem Mädchen nicht Hadern von einem Männerhemde unterlegen, sonst läuft es erwachsen den Mannsleuten nach; das Sinngemäße gilt beim Knaben. Auch wird den Kindern von der Hebamme das Zungenbändchen gelöst, damit sie schnell sprechen lernen (Kreuzburg, Reichenbach, Leobschütz).

Den Geschwistern und den Dienstboten bringt das Neugeborene eine kleine Gabe mit, den Mägden gewöhnlich eine Schürze, die sog. Kindelscherze.



Erstes Bad.

213. Wird das Kind zum ersten Male gebadet, so wirft man ein Geldstück (früher von symbolischer Bedeutung, heute Geschenk für die Hebamme oder Wärterin) ins Wasser, dann wird es reich (Jauer, Sprottau). Nach dem Bade muß der Vater dem Kinde ein Vaterunser in den Mund beten, dann wird es recht fromm. Drückt das Kind nach dem ersten Bade mit dem Köpfchen eine Grube in das Kissen, so wird es bald sterben. Das erste Badewasser wird unter einen Rosenstrauch oder jungen Obstbaum gegossen: wie der Baum wächst, so das Kind (Oels, Lauban); es muß auf grünen Rasen gegossen werden, damit das Kind gedeiht (Schweidnitz); in den Schatten, dann verbrennt die Sonne das Kind nicht, sondern es bleibt immer zart und weiß. Den Badewisch muß man immer an den nämlichen Ort legen oder hängen, sonst hat das Kind nirgend Ruhe, ist immer unstät und wird ein Landstreicher. Bunzl. Mtschr. 1792, 120.

Schutz des Neugeborenen vor der Taufe.

214. Die Zeit bis zur Taufe ist eine sehr gefährliche und wird daher mit angstvoller Sorgfalt beachtet, Wuttke § 589. Dem Kind wird, vorzüglich in der ersten Nacht seines Daseins,

ein Gesang- oder Gebetbuch oder die Bibel, bei Katholiken wohl auch der Rosenkranz, in die Wiege zu Häupten unter das Bettchen gelegt (Mittelschles.). Z. d. f. V. V. III, 149. Es darf nicht ohne Aufsicht gelassen werden, sonst wird es von einer langen weiblichen Gestalt, einem Geist (dem Mittagsgespenst?), erschreckt (Neustadt) oder von Hexen und Zwergen ausgetauscht, und man findet dafür einen Wechselbalg, nach dem Volksglauben ein Kind, das vom Satan mit einer Hexe erzeugt worden ist. Wenn die kleinen Kinder dicke Köpfe und überaus lange Gliedmaßen haben, so sind sie ausgetauscht. Davon weiß die Sage viel zu erzählen. Vor vielen Jahren fand bei Breslau eine Mutter anstatt ihres Kindes, das sie während der Erntezeit mit aufs Feld genommen hatte, einen Wechselbalg, und in Bersdorf bei Jauer soll vor etlichen Jahren die Mutter am Morgen ein entstelltes Kind in der „Ofenhelle" vorgefunden haben, während ihr Kind verschwunden war. Um den Austausch zu bewirken, muß man mit einer einjährigen Haselgerte den Wechselbalg tüchtig peitschen; da verschwindet der Balg, und das rechte Kind kommt wieder, allerdings ebenfalls zerbleut (weit verbreitet); oder man muß den Wechselbalg zum Lachen bringen und, wenn dies nicht gelingt, tüchtig prügeln (Schwarzau bei Lüben, Ludwigsdorf bei Görlitz). Bezüglich der (auch hier bei uns oft gehörten) Schelte: Balg, Wechselbalg, vgl. man Fischer, Buch v. Abergl.: „Wenn man ein Kind Wechselbalg nennt, so bedenkt man wohl nicht, daß man damit nicht weniger sagt als: „Du bist mein Kind nicht! Der Unhold hat mir meins genommen und dich dafür hingelegt". 60. —

215. Vor dem Austausch und vor dem Alp, der gern an der Brust der Kinder saugt, schützt auch sonst ein geweihter Gegenstand. An manchen Orten haben des Mannes Hosen, aufs Kindbette gelegt, dieselbe Wirkung. Bunzl. Mtschr.

1791, 363. In Ludwigsdorf bei Görlitz schützt das Kind vor Unfällen auch die Mangelkeule, in und um Jauer ein alter Kamm, um Bunzlau eine alte Weiberhaube, in Kreuzburg des Vaters Mütze, die man ins Bett legt; in Liebau legt man die Kloppe (großer, hölzerner Hammer zum Wäscheklopfen, statt der Mangelkeule) und Besen kreuzweise unter das Bett, damit der Alp das Kind nicht anhauche. Mitteil. IV, 55. Auch muß bis zur Taufe bei dem Kinde nachts ein Licht brennen. In Waltersdorf bei Sprottau schützt der Rosenkranz und Weihwasser vor dem Wechselbalg und Alp.

216. Ein ungetauftes Kind darf nicht aus dem Hause getragen werden; auch bringt es dem Hause, in das es gebracht wird, Unglück. Man darf auch den Staub unter der Wiege eines ungetauften Kindes nicht wegkehren, sonst geht ihm der Segen der Kirche verloren (Lüben). Der Mond darf es unter sechs Wochen nicht bescheinen, sonst wird es mondsüchtig; auch Österr.-Schles. Peter II, 211. Stirbt ein ungetauftes Kind, so wird seine Seele ein Irrlicht oder tritt in das wütende Heer ein, oder gesellt sich zu den Vögeln, die am Allerseelentage um die Kreuze der Kirchhöfe fliegen. Peter II, 211. Ungetaufte Kinder werden in der Hölle zwischen Thür und Pfosten gestellt und jedesmal gedrückt, wenn ein anderes zur Hölle fährt (Langenau bei Löwenberg).



C. Die Taufe.

217. Um das Kind vor den Nachstellungen der bösen Geister zu sichern und seine Seele vor Leid und friedlosem Umherirren zu bewahren, läßt man es so schnell wie möglich taufen, bei Katholiken spätestens in vierzehn Tagen. Allerdings ist für den Tauftermin oft das Befinden der Mutter bestimmend; auch gilt es, namentlich in protestantischen Kreisen, für „fein", die Taufe um Wochen hinauszuschieben. Sonntags- und Donnerstagskinder dürfen nicht an einem Sonntag getauft werden, weil sie sonst geistersichtig werden, was meist als unglückliche Gabe gilt (Schwarzau bei Lüben, Bunzlau). An Laetare und dem darauf folgenden Sonntag (76) tauft man nicht.

218. Der „Kindelvater" hat die Taufe zu bestellen und die Paten zu laden. Früher scheint er sich beim Gange zur Bestellung eines weißen Stabes bedient zu haben, denn noch heißt in mehreren Gegenden das Taufen bestellen: mit dem weißen Stabe zum Pfarrer gehen. Przbl. 1864, 134. Beim Taufbestellen sprach er zum Pfarrer: Mein Weib hat mir einen jungen Heiden geboren. Ihr sollt aber denselben taufen und zu einem Christen machen. Schles. Fürstenkrone, 1685, 796. Die Bitte an die Paten wurde gleichfalls in feierlicher Weise in einer bestimmten Formel vorgetragen und in ähnlicher Weise dankend angenommen. Gern steht man „zu Paten", denn so oft man es thut, so viel Stufen kommt man dem Himmel näher. Auch wird man erst, wenn man einmal Pate war, vom Teufel „losgebunden" (Beuthen O/S.). Darum legt mancher Arme schon längere Zeit kleine Ersparnisse zurück, um zu rechter Zeit das „Eingebinde" für den Täufling, das „Auflegegeld" für den Küster und etwas „Kleingeld" beisammen zu haben. Denn wenn der Taufzug aus der Kirche kommt, wollen

Bekannte und Freunde ihr „Patengröschel" haben, das bringt Glück, und sie würden es der Gevatterschaft nachtragen, wenn sie sich dieser Ehrenpflicht entzöge (Grafsch.) G. B. IX, 203.

219. Zie Zahl der eigentlichen Paten beträgt in der Regel zwei, und sie werden gewöhnlich aus der Verwandtschaft genommen. Daß früher oft aus gewinnsüchtigem Grunde eine große Anzahl Paten geladen wurde, geißelt Logau:

Pätus ließ ihm neulich taufen einen lieben jungen Erben;
Diesen wollt er bald von Jugend lernen handeln, lernen [werben;
Auffzubringen erste Schantze (franz. chance), (heilig Geld [muß wol geraten!)
Bat er funfzig ihm Gevattern, seinem Kinde treue Paten.

II, 4, 91. Mitteil. V, 50.

Wenn schon ein paar Kinder gestorben sind, so bittet man wohl die „Spittelleute" zu Paten (Oppeln). Eine Jungfrau muß zuerst bei einem Knaben, und ein junger Mann zuerst bei einem Mädchen „Gevatter stehen", das bringt beiden Teilen Glück bei dem andern Geschlecht (Ullersdorf a. Q., Reichenwalde bei Rothenburg). Wenn ein junges Mädchen bei dem ersten Jungen Pate steht, heiratet es in demselben Jahre (Kreuzburg). Die Paten müssen, ehe sie sich zur Taufe aufmachen, einmal austreten, damit das Kind an Reinlichkeit gewöhnt werde (Ludwigsdorf bei Görlitz); dagegen dürfen sie, sobald sie sich angezogen haben und mit dem Patenbriefe auf dem Wege zur Kirche sind, nicht auf den Abtritt gehen und das Wasser nicht lassen, sonst kann das Kind später das Wasser nicht halten, wird Bettnässer und verunreinigt sich sogar als Leiche (weit verbreitet). Auch dürfen sie sich unterwegs nicht verzögern, sonst nimmt der Täufling schlimme Sitten an.

220. Der Wöchnerin schicken die Paten die „Kindelsuppe“, gewöhnlich Hühnelsuppe; dem Täufling „binden“ sie im Patenbriefe Gaben „ein“, daher Eingebinde, doch auch Patenknispel, Patenklüppel genannt, in der Regel Münzen, das „Patengröschel“, „Patengeld“, damit es reich werde. Das Patengeschenk wird erst nach der Taufe gegeben, weil es zuvor geweiht sein muß, oft wird es beim Opfergange dem Täufling hinter dem Altare ins Bettel gesteckt. Das Patengeld muß auch gewaschen und geputzt sein (gewöhnlich wird neues Geld hierfür aufgespart); dann wird auch das Kind reinlich und sauber werden. Man legt in den Patenbrief dreierlei Geld (Silber, Kupfer, Nickel), damit dem Patenkinde nichts mangele (Waltersdorf).

221. „Die altgermanische Sitte, das Kind dem Bruder der Mutter oder einem treuen Freunde des Vaters zur Erziehung und Pflege zu geben, lebt zweifellos in dem Verhältnis zwischen Paten und Patenkinde fort.“ Beide treten in die innigste Verwandtschaft, und der Pate kümmert sich neben und oft vor den Eltern um das leibliche und geistige Wohl des Patenkindes, das andererseits von jenem in Freud und Leid beraten und unterstützt wird, sodaß durch die Patenschaft auch unter nicht Blutverwandten die trautesten Familienbeziehungen bis über das Grab hinaus geknüpft werden. Man schätzt daher auch die Gevatterschaft vielerorten höher als die Freundschaft, d. h. im Schlesischen Verwandtschaft, und besonders gegen die Paten zeigen die Kinder große Anhänglichkeit und Ehrerbietung. „A Pota on (und) em Herr Pfarrer müßt ihr immer die Hand kissa“ ermahnt die Mutter in der Grafschaft und im deutschen Ober-Schlesien, wo dieses echtdeutsche Verhältnis noch recht lebendig ist, schon frühe ihre Kleinen. Auch die Paten sind ihres ehrenden Amtes eingedenk und unterlassen es nicht, wenn sie ihre Patenkinder anreden, „Poat-August“, „Poat-

Anna" dazu zu setzen. G. B. IX, 205. In der Ottmachauer Gegend war es Sitte, daß wenigstens die wohlhabenden Paten aus dem Bauernstande ihre Täuflinge alljährlich zu Weihnachten oder zu Ostern mit Pfefferkuchen, Nüssen, Äpfeln, Kuchen, zu Ostern außerdem mit Maleiern beschenkten, oft bis die Kinder das Schuljahr hinter sich hatten. Gewöhnlich ging dann der Täufling (Taeflig) in Begleitung der Mutter mit einer Serviette oder einem großen Tuche die Gaben holen. Diese Sitte nannte man das Packselholen (Packsel: Pack. Przbl. 1866, 670). In der Zeit von Fastnacht bis Gründonnerstag geben die Paten ihren Täuflingen auch den „Gründonnerstag", der aus süßem Gebäck und aus Striezeln besteht. Als ersten Gründonnerstag erhält der kleine Pflegling gewöhnlich Stoff zu einem Kleidchen, dem „Jahreskleidchen"; der letzte Gründonnerstag, der nach beendeter Schulzeit gegeben wird, besteht in einem Striezel mit einem Geldgeschenk oder in einem Gebetbuche und heißt der „Abgewöhnlich" (Grafsch.) An Martini beschenkt der Pate sein Patenkind mit einem „Martinshörndl".

222. Kinder, die nach der Taufe kein Patengeschenk bekommen, bleiben immer arm (Ober-Schles.). Das Patenstehen kündigt sich an: Geht einer Frau das Schürzenband auf, so wird sie zu Paten stehen oder, wie man gewöhnlich sagt, einen Patenbrief bekommen. In Nieder-Schlesien heißt es auch: Du wirst Gevatter stehen bei der Katz'!

Die Patenbriefe (Einladungen zum Taufen) werden nach altem Brauche mit einer sonst unbekannten Höflichkeit mit allerlei veralteten Prädikaten überladen und bei beiden Konfessionen von den Schullehrern oder dem Küster geschrieben. Gewöhnlich befördert sie die Hebamme (das „Kindelweib" in der Grafsch.) an die „Hochzuschätzende, sehr wertgeschätzte, hochverehrte Gevatterschaft", an den „Wohl-, ehr- und achtbaren Junggesellen", die „Wohl- ehr- und tugend-

same Jungfer" und empfängt dafür das „Botengröschel". G. B. IX, 203.

223. Der Patenbrief, den die Paten dem Kinde geben, heutzutage oft wahre Kunstwerke, darf nicht zugesiegelt, sondern nur zugebunden werden, doch ohne einen Knoten zu machen (Katscher), sonst bleibt das Kind stumm; wird er versiegelt übergeben, muß die Mutter das Siegel sofort erbrechen (Breslau). Das Geld zum Patengeschenk darf nicht geborgt sein, weil sonst der Täufling sein Lebenlang in Geldverlegenheit sein wird. Wenn man einen Patenbrief über des Kindes Mund öffnet, lernt es früh reden; aus demselben Grunde muß zu dem Patengelde immer auch eine ganz kleine Münze gelegt werden, etwa ein Pfennig: dies ist das sog. Plappergröschla (Liegnitz); vgl. Plapperwasser (87). Das frühe Sprechenlernen wird ferner erzielt, wenn man mit dem Patengelde über dem Kopfe des Täuflings klimpert und ihm einige Münzen unters Kopfkissen steckt (Namslau). Man legte auch früher einige Flachsfäden in den Patenbrief, damit das Mägdlein gut spinnen lerne; jetzt einige Zwirn- oder Seidenfäden, damit es nähen lerne (Ludwigsdorf bei Görlitz). Auch legt man in den Patenknispel für einen Knaben Weizenkörner, für ein Mädchen Leinsamen (Österr.-Schles.)

Namengebung.

224. Namen und Wesen werden im Volksglauben gleich gesetzt; ein Name, der schon einem andern, auch einem Toten, eignet, darf nicht angenommen werden, sonst rächt es sich, denn dadurch wird das Wesen des andern beeinträchtigt. Daher dürfen in derselben Familie zwei Kinder nicht denselben Namen erhalten, die erstgeborenen nicht den Namen des Vaters oder der Mutter, jüngere nicht den Namen verstorbener Geschwister, weil sie ihnen sonst nach-

folgen würden; vgl. Mitteil. I, 30 ff. Der Name, den das Kind in der Taufe bekommt, verleiht ihm überhaupt erst Individualität; dem darf man nicht vorgreifen. Darum nennt man das Kind vor der Taufe nicht bei dem Namen, den es erhalten soll, sonst wird es unglücklich oder stirbt. Wenn in einer Familie mehrere Kinder in der Kindheit starben, so nannte man das folgende Kind, wenn es ein Knabe war, Adam, das Mädchen Eva, oder man legte ihnen Vornamen bei, die mit „Erd" anfangen, Erdmann, Erdmut, so blieben sie gewiß am Leben. Bunzl. Mtsschr. 1792, 184. Heute werden im poln. Ober-Schlesien die unehelichen Kinder Adam und Eva genannt. Hie und da, z. B. in Kreuzburg, scheut man sich, das Kind Karl oder Hans zu nennen, weil man fürchtet, der Träger dieses Namens werde liederlich. Gibt man dem Kinde den Namen, der an seinem Geburtstage im Kalender steht, so heißt es: es hat sich seinen Namen mitgebracht. Paßt der Name (etwa wegen des Geschlechtes) nicht, so muß man beim Suchen eines andern im Kalender vorwärtsgehen, nicht rückwärts, sonst gedeiht das Kind nicht.

Vor der Taufhandlung.

223. Vor dem Gange zur Kirche erscheinen die unverheirateten weiblichen Paten, die sog. Jungfrau-Paten oder Jungfrau-Gevattern, sämtlich im Kranz, doch nur selten, obgleich früher gewöhnlich, im Myrtenkranz in der „Wochenstube" und werden mit Kaffee und Kuchen, dem sog. Kindelkuchen (vgl. Mitteil. V, 50), bewirtet. Die Paten legen ihre weißen Handschuhe über den Täufling, so wird ihm einst alles gut stehen (Glogau und Umgegend). Dann schreitet der Taufzug über eine vor die Hausthür gelegte Axt oder Sichel und ein Gesangbuch, damit das Kind arbeitsam und fromm werde (Reichenwalde bei Rothenburg), oder über

einen auf der Schwelle liegenden silbernen Löffel, damit es später reich sei (Hirschberg). In Kauffung bei Schönau wurde ein Kind vor und nach der Taufe durch den Stall getragen. Sind den Eltern die früheren Kinder gestorben, muß der neue Täufling auf einem anderen Wege als die vorigen zur Taufe gebracht und den Paten durchs Fenster gereicht werden (Namslau, Reichenwalde bei Rothenburg). Der Täufling darf nicht an einem offenen Grabe vorbeigetragen werden.

Ein Mädchen, das ein Pfarrer nach Antritt seines Amtes zuerst tauft, hat viel Glück. Ein der Kirche gegebenes, besonders für den Altar bestimmtes Weihegeschenk erhält den Täufling am Leben. Ein Mädchen darf nicht nach einem Knaben aus demselben Taufwasser getauft werden, sonst bekommt es einen Bart. Wenn ein Pate durch das Schlüsselloch sieht, ob der (sonntägliche) Gottesdienst, nach dem die heilige Taufhandlung meist stattfindet, bald zu Ende ist, so wird das Kind schielen (Bunzlau). Betreten die Paten mit dem Kinde das Schiff der Kirche, bevor es vom Priester (in der Vorhalle) eingesegnet ist, so wird es ein Alp.



Taufhandlung.

226. Während der Taufzeit spinnt die Mutter etwas Garn, damit das Kind fleißig und arbeitsam werde (Kunzendorf bei Löwenberg). In dieser Zeit darf auch die Wiege nicht leer bleiben; man legt z. B. die Mangelkulle oder einen Popanz hinein (215), in Sprottau, Steinau a. O. eine Holzpuppe. Ist die Mutter bei der Taufe zugegen, so muß sie so nahe wie möglich hinter dem Geistlichen, am liebsten dessen Talar berührend, zur Taufe gehen, dann gedeiht das Kind (Niesky). Bei der Taufhandlung muß das Kind von einem Paten des anderen Geschlechts gehalten werden, sonst bleibt es einst ledig. Schreit das Kind heftig, so ist es lebenskräftig. Man muß dem Täufling während der Taufe nur Liebes und Gutes wünschen, all das geht in Erfüllung. Bei einem Kindtaufen sprach eine Pate zur andern: Du, wos soullen-mer denn doas Kindla wân (werden) lôn, a Hexla oder a Ålbla (Alp)? — Dies hatte eine dritte Person gehört und sagte es dem Geistlichen. Er taufte das Kind nicht, hieß vielmehr die Taufgesellschaft am nächsten Tage wiederkommen, jedoch mit anderen Paten (Herzogswaldau bei Jauer). Wenn beim Taufen dem Kinde etwas Wasser in den Mund kommt, wird es ein Säufer (Großnädlitz bei Breslau). Wenn jemand durch das Schlüsselloch der Sakristeithür dem Taufen zusieht, so wird das Kind ein Alp (Grünberg). Nach der Taufe geht man mit

dem Kinde um den Altar zum Opfer. An manchen Orten, z. B. im Kreise Leobschütz, wird dem Täufling der Patenknispel hinter dem Altar ins Bettchen gesteckt („eingebunden"), sonst, bevor man die Kirche verläßt. In Kesselsdorf bei Löwenberg wird beim Kindtaufen das Opfergeld in das Taufwasser geworfen.

Taufwasser.

227. Das Taufwasser gilt als eines der wirksamsten Zaubermittel, besonders zum Schutze gegen Behexung und zur Erlangung von Erwünschtem. Man soll es nicht in die Sonne gießen, sonst bekommt das Kind Sommersprossen. Wenn man den Saugpfropfen (Stöppel, Nuppel, Lutscher) in das Taufwasser taucht und dann dem Kinde giebt, so wird es immer still und ruhig sein (Kesselsdorf bei Löwenberg).

Nach der Taufe.

228. Kommt man nach der Taufe mit dem Kinde in das „Kindelhaus" zurück, so darf man nicht vergessen zu sagen: Einen Heiden haben wir weggetragen, einen (frommen) Christen bringen wir wieder; sonst wird der Täufling ein Alp (Schönau bei Leobschütz). Auch tritt der Kindelvater den Paten in Hemdärmeln vor der Hausthür entgegen und heißt sie willkommen; darauf bedanken sie sich bei ihm für die Ehre und treten erst jetzt ins Haus mit dem obigen Spruche (Liebau). Man macht mit dem Täufling einen Rundgang um den Tisch, legt ihn dann auf die bloße Erde unter den Tisch (209), von wo ihn der Vater schnell zu holen und ins Bettchen zu bringen hat, damit das Kind arbeitsam, folgsam und klug werde (Namslau). Auch in Oppeln legt man das Kind auf die Erde unter den Tisch und schlägt es, damit es folgsam werde. Dies war altdeutsche Sitte: Hob der Vater das Kind nach der Geburt

auf, so war es von ihm als eigen anerkannt, ließ er es liegen, so wurde es ausgesetzt. Weinhold, Frauen 96. Nun öffnet die Mutter den Patenknispel über des Kindes Munde, und die Paten, besonders die älteren (Z. d. V. f. V. III, 149), doch auch die jüngste Jungfer-Pate (Mitteil. IV, 55), überspannen das Gesichtchen des Täuflings mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand oder kneifen es in Backen und Kinn, dann bekommt es Schönheitsgrübchen. Die Kleidungsstücke, die das Kind bei der Taufe getragen hat, sollen an einer hochgelegenen Stelle im Hause aufbewahrt werden, damit das Kind später im Leben zu einer hohen, angesehenen Lebensstellung gelangt (Liebau).

Taufschmaus, Kindtaufen.

229. Der Taufschmaus oder Kindelschmaus, auch das Gevatteressen, um Brieg auch Laueressen*), in der Glogauer Gegend die Pirl, im Leobschützer Kreise die Stippe oder Quos (Mitteil. I 47, 55), auch die kleine Hochzeit genannt, darf nicht fehlen. Er beginnt oft bald nach der Taufe, vielerorten erst am Abende. Die großen Taufschmäuse sind jetzt weit seltener als früher, wo eine Gasterei stattfand wie bei einer Hochzeit, und zu der sich oft 20 bis 25 Personen zusammenfanden. Denn außer den eigentlichen Gevattern waren deren Ehehälften und die ganze „Freundschaft" als „Freßgevattern" geladen (Leobschütz). Sie alle kommen das Kindel „possen" d. h. küssen. In Sprottau saßen bei dem Gevatterschmause zunächst die Gevattern männlichen und weiblichen Geschlechts, die der Taufhandlung beigewohnt hatten, dann die Ehegattinnen und

*) In der Oberlausitz heißt der Topf, worin die Hochzeit- und Kindtaufgäste Speisen mit heimnehmen, der Lauertopf. Weinhold Beitr. 52: lauern. — Vgl. auch § 291.

Ehegatten jener, und zuletzt der Kindelvater. Dabei saßen die Männer und Frauen nicht untereinander, sondern an einer Seite der Tafel die Männer nebst den Junggesellen, und an der anderen die Frauen; die Jungfer Gevatter oder Jungfer Pate saß allein an der obersten Querseite der Tafel und nahm den ersten Platz ein. Von den vielen Gerichten, die aufgetragen wurden, machte den Anfang gemeiniglich das sog. Kindelbier oder die gelbe Suppe, eine Bier= oder Milchsuppe mit Safran, Zucker und Eiern zubereitet, worein Semmeln kleinwürflich gebrockt waren, und die noch mit Zimt, Mandeln und Rosinen bestreut war; vgl. Mitteil. V, 51. Als besondere Einlage enthielt diese „Kindelsuppe“ außerdem zwei Schnuren angereihte Mandeln und Rosinen, von denen die eine überdies mit einem Heftel, die andere mit einem Knöpfchen versehen war. Bei der Verteilung der Suppe wurde es stets so eingerichtet, daß die beiden Schnuren zwei junge Frauen erhielten, was jedesmal Stoff zu Neckereien gab. Diese süße Biersuppe erwähnt als Eigentümlichkeit seiner lieben (dulcis) Heimat schon der älteste Lobsinger Schlesiens, der Hirschberger Pancraz Geier (Vulturinus), in seinem Lobgesange auf Schlesien (Panegyricus Slesiacus), der 1506 in Padua gedichtet und 1521 in Neisse veröffentlicht wurde.*) Es heißt da in lateinischen Hexametern: Ist eine Frau niedergekommen, so wünschen alle bekannten Frauen der Wöchnerin feierlich Glück; das heute beliebte heimsuchengehen (hâ'msûchagin). Diese sitzt geputzt neben dem Kinde im geschmückten Bette, nimmt die Besuchenden freundlich auf und bewirtet sie mit Kuchen und süßem Getränke, das aus reinem Zinn getrunken wird. Dann gehen die Besucherinnen in feierlicher Ord=

*) Vgl. Zeitschr. f. Altertum u. Gesch. Schlesiens Bd. XXXV. 1901. S. 447.

nung nach Hause und bringen den daheim gebliebenen Männern etwas von dem Empfangenen mit (das ist die heutige „Mitebringe"); nach sechs Wochen begleiten sie die Wöchnerin ebenso feierlich zum Kirchgange. Vergl. Mitteil. II, 23. — Oder es wurde statt der gelben Suppe eine Rindfleischsuppe, entweder mit Reis oder gut gewürzter Semmel, auch wohl mit Blumenkohl, gefüllten Krebsnasen und kleinen wohlschmeckenden Klößen, gegeben. Die Reissuppe vertrat auch oft eine braune gebackene Reisspeise, die von der Jungfer Pate mit Mandeln und Rosinen bestreut wurde. Davon wurden gewöhnlich nur die Mandeln und Rosinen heruntergenascht, während das übrige den vor dem Hause stehenden Dorfkindern überlassen wurde, die dazu schon einen Löffel mitgebracht hatten. Darauf folgte gewöhnlich Rindfleisch mit Kren oder Petersilienwurzel, zuweilen noch mit einer Dämpftunke. Bei einem kleineren Essen durfte dafür der „Bernakren" nicht fehlen, ein Gericht aus geriebenem Meerrettich und gebackenen Birnen. Nun folgten gekochte Hühner mit Reis oder anstatt der Hühner Kalbfleisch. Nach diesem wurde das sog. Schwarzfleisch aufgetragen. Das war gekochtes Schweinefleisch in einer Tunke aus Pflaumenmus (Schmòtsch), worunter etwas Kirschmus gemischt war. Dieses Gericht wurde stark gewürzt und gezuckert. Hierauf kam gebratenes Fleisch, wenigstens von zwei Sorten, Schweinebraten und Kälber- oder Schöpsenbraten. War es zur Herbstzeit, durften die gebratenen Gänse nicht fehlen. Das letzte Gericht machten die Fische aus, und zwar zur Herbstzeit gewöhnlich Karpfenfische in sog. polnischen Sauce, aus Bier, Pfefferkuchen, Zwiebeln und Pfefferkörnern zubereitet. Den Beschluß endlich machten ganz aufgetragene Brote mit Butter, gewöhnlich in eine Lämmleinsform gedrückt, welches Butterlämmchen um den Hals mit einem rotseidenen Bändchen geziert war und von

der Jungfer Gevatter angeschnitten wurde (vgl. 254), und ein paar Teller mit schlesischem Ziegenkäse, wovon gewöhnlich drei Stück übereinander auf einem Teller lagen. Hier ließen es sich die Gevattersleute öfters noch recht gut schmecken. Als Getränke wurde Bier, Branntwein, bei bemittelten Einwohnern auch Franzwein und süßer Sekt vorgesetzt. Hat der Taufschmaus am Nachmittage begonnen, darf, wie heute, ein besonders guter Kaffee mit berghoch aufgeschichtetem Kindelkuchen nicht fehlen; der „Streusel" ist recht fett und saftig. In der Grafschaft kommen dazu wohlschmeckende „Pfanka" (Pfannkuchen). „Aßt, aßt, ihr seid schlechte Eeser (Esser)!" ermuntert der Kindelvater, denn manchen muß man schon „nötigen", und langsam, aber stet nimmt der Kuchenberg und der Inhalt des großbauchigen Kaffeekruges ab. Zwischendurch, um (im Magen) „wieder a Löchla uffzumacha", bewerfen sich die Gäste, wie beim Hochzeitsschmause (294), neckend mit Pimpernüsseln, Pumpernüsseln, kleinen viereckigen Pfeffernüssen von schlechtem Teig, gewöhnlich aus den Teigresten gebacken. Das führt uns zu der noch an vielen Orten, vorzüglich bei den sog. kleinen Leuten, üblichen Sitte des Karndla Sichens (Körnchen-Suchens), so im Zobtener Halt, an der mittleren Weistritz und in der Gegend um Jauer, Nimptsch, Schweidnitz. Hier wird das Taufgelage mit der obengenannten Kindlasuppe, dem Warmbier, beschlossen. Die darauf zu streuenden Rosinen und Mandeln, Karndla genannt, müssen nun die Jungfer-Paten liefern, aber sie dürfen sie nicht freiwillig darbieten, sie müssen sich vielmehr stellen, als ob sie jene vergessen hätten, wenn sie auch ganze Starnutzken (oder Starnitzen, Düten) im untersten Unterrocke verborgen halten. Jetzt beginnt die Freiheit des Junggesellen, diese am bewußten Orte als vorhanden vorausgesetzten Karndla zu suchen (sicha), und das Vorrecht der suchenden Jünglings-

hände erstreckt sich über alle Taschen (Schubsäcke). Z. d. V. f. V. III, 150. So vergeht unter Scherz und Heiterkeit, zu deren Erhaltung oft auch die ergötzlichen Erzählungen der Hebamme nicht wenig beitragen, das Kindtaufen.

Noch erwähnt werde, daß bei Kindtaufen wie bei Hochzeiten auf einen Teller für die Köchin und auf einen andern für die Ortsarmen etwas (die Auflage, das Ufgelege) aufgelegt wird; vgl. (294).

Tschampel (Gedichte, Schweidnitz, 1843) besingt in schlesischer Gebirgsmundart „A thoier Gevotterassa", wo es zusammenfassend heißt:

Letzthie woar ich bei a'm Gevotterassa,
Mei Nupper schickte mer an Poathabrief.
Mer hoan bis ei der Nacht im Ees gegassa,
Und guckta ei de Glasla ziemlich tief;
Denn's fahlte ne om Assa und om Trinka,
Und Kenner ließ sich mit der Hulzaxt winka.*)

Zuarscht koam anne fette Rindfleeschsuppe,
Druf Rindfleesch und ann' dichte Schüss' vell Reiß
Und Worzaln**) aus a'm grußa Punzeltuppe.***)
De Boadeahle†) hott's gekocht mit Fleiß.
Dernoch sotzt's Schweinefleesch mit weezna Nudaln,
Und do derzune läßt man sich ne hudaln.††)

No ne genung! Itz' koama Korpafische
Mit Pfafferkucha-Tunke ubadrei.
Der Kindlavoater koam ne bahl zum Tische,
Dar schankte fleißig süßa Branntwein ei,

*) Mit der Holzaxt winken: nötigen.

**) Die oben erwähnten Petersilienwurzeln als nötige Beispeise zum Rindfleisch.

***) Bunzlauer Topf.

†) Badealte, d. h. Hebamme, die zugleich kocht.

††) Hudeln, übermäßig nötigen.

Bis doß se bruchta zwiene Kälberbrota,
Do satzt' a sich und hub au(ch) ei nooch Nota.

Doch doß ich nimmeh olles har koan zählen,
Woas sust*) no(ch) woard da Obend ufgetroan,
Doas wiel ich oich om Ende ne verhählen,
Sust mest ich ju a Pfar-Gedächtnis**) hoan.
Doas weeß ich ock: zum letza Magafutter
Goabs guda Ziega-Quorg und Brut und Putter.

Und doß's an Koffee sotzte, kinnt err (könnt ihr) denka;
A Schalla***) trifft bei su woas jedem ei.
Se thoata'm hie aus grußa Krüga schänka. —
Druf, als der ganze Schmaus nu woar vorbei,
Do bruchta se zum Ufgeläh †) de Taller,
Und's upperte (opferte) a jedes seine Haller.

230. Nach acht oder vierzehn Tagen kommen die Frauen, die geladen waren, alle wieder und bringen der Kindelmutter etwas „in die Wochen", meist eine wohlschmeckende Suppe (Mandel- oder Hühn(d)elsuppe) und zwei bis drei „Wochenkuchen" (Grafsch.), oder einen Krug voll Kaffee oder Chokolade mit einem großen Kringel, einem kranzförmig geflochtenen Zuckerkuchen aus Semmelteig, oder einer Anzahl Hörnchen (Leobschütz und Umgegend). Man nennt dies das „Gevatteressen machen" und jeder, der zur Stippe war, ist verpflichtet, auch Gevatteressen zu machen.

Wer Kindtaufkuchen ißt, verliert eine Runzel aus dem Gesichte (Breslau).

---

*) Sonst.

**) Pferdegedächtnis, gewöhnliche Bezeichnung eines sehr starken und treuen Gedächtnisses.

***) Schälchen.

†) Aufgelege s. (229).

D. Regeln für die Wöchnerin.

231. Die Wöchnerinnen müssen sich vor allem gegen den Einfluß der Hexen schützen. Sie dürfen während ihrer Wochenzeit (in den Sechswochen) nicht allein bleiben; es genügt schon, wenn eine Katze und ein Hund noch da ist (Liebau). Zur Abwehr des Alps legt man der Wöchnerin eine Bibel, ein Gebetbuch oder ein Beil ins Bett (Freystadt), alter Glaube, Gervasius 997, oder man schreibt über die Thüre der Wochenstube: Jesus von Nazareth ziehet vorüber. — Besonders darf sie vor neun Tagen nicht über die Schwelle gehen, sie muß zuvor 27 Wassersuppen (drei täglich) suppen (Waltersdorf bei Sprottau), sonst kommt etwas über sie; sie darf auch nicht allein in den Keller oder auf den Boden oder über einen Kreuzweg gehen, da die bösen Geister so lange Macht über sie haben, bis sie zur „Einleitung" in der Kirche gewesen ist. Eine Frau versichert, „es" hätte in einem solchen Falle so lange nach ihr geworfen, bis die Wartefrau zu ihr gekommen wäre. Sie darf nicht Herein rufen, wenn angeklopft wird (überhaupt soll an einer Wochenstube gar nicht angeklopft werden, Z. d. V. f. V. III, 149), sonst kann sie leicht ein Gespenst erschrecken (Jauer); sie darf nicht in den Spiegel sehen, sie sieht sonst unheimliche Gestalten, darf sich auch nicht kämmen, weil sonst der Teufel über sie Gewalt gewinnt (Gleiwitz). Nach dem Abendläuten darf sie sich bei Gefahr ihrer Gesundheit und ihres Lebens nicht aus dem Gehöfte wagen. Ihre Nähe bringt Unheil (Waldenburg). Geht sie vor dem Kirchgange unter ein fremdes Dach, so muß ihr Kind später aus dem Feuer laufen, d. h. es wird abbrennen, oder jenes Haus brennt ab (Liebau); man wehrt sich gegen ihren Besuch mit dem Besen (Hirschberg). Holt sie vor dieser Zeit Wasser aus dem Brunnen, so wird er unrein (Jauer) und voller

Läuse (Frankenstein, Münsterberg, Sprottau), oder er trocknet ganz ein. Um dies zu verhindern, muß sie zuvor eine „Hamfl“ (Hand voll) Salz in die Plumpe oder den Brunnen schütten. Eine Wöchnerin soll kein Schloß öffnen, sei es an Stubenthür oder Schrank oder Kasten, denn sie sieht mehr als andere Leute und kann leicht von einem Gespenst, gewöhnlich in Gestalt eines dreibeinigen Hasen (Hexe oder Teufel), erschreckt werden. Sie darf auch nicht in den Ofen greifen, sonst wird ihre Hand von einer kalten Hand erfaßt, was ihr den Tod bringt; sie darf nicht auskehren, sonst kehrt sie dem Kinde die Ruhe aus (Kreuzburg); das Kind hat auch keine Ruhe, wenn sie vor neun Tagen die Stube verläßt (Lüben, Niesky). Sie soll vor Sonnenuntergang ins Bett oder hinter den Bettvorhang (Sprottau). Sie darf nach Sonnenuntergang nicht aus dem Hause gehen, ohne von einem lebenden Wesen begleitet zu sein, und wäre es auch nur von einer Katze, sonst geschieht ihr ein Unglück durch ein graues Männel (Ludwigsdorf bei Görlitz). Tritt sie über die Schwelle, so muß sie den Atem anziehen (Waltersdorf bei Sprottau). Hat sie auch das Wochenbett verlassen, so trägt sie noch Messer und Kamm (Gervasius a. a. O.) auf der Brust, um vor allem bewahrt zu sein (Nied.-Schles.)



232. Besorgt die Wöchnerin nach der Taufe wieder ihre Arbeit, so muß sie doch noch mehrere Wochen lang schon vor 12 Uhr mittags wieder zu Hause sein, um bei der Mittagsglocke das Vaterunser neben der Wiege knieend beten zu können. Würde sie in dieser Zeit mit dem Kinde auf dem Felde bleiben, so könnte ein schädlicher Wirbelwind auf das Kind kommen, oder die Pschiponza (připołdnica) d. i. eine weiße Frau, das Mittagsgespenst, würde sie mit vielen Fragen belästigen (Niesky). Wenn eine Wöchnerin vor ihrem Kirchgange im Freien arbeitet, so holt sie der Teufel. Bei Domatschine ist noch aus einem solchen Anlaß die Spur des Teufelshufes in einem großen Steine zu sehen (Trebnitz). Während der sechs Wochen soll man kein Feuer, weder lebendiges noch einen glühenden Bolzen (Klumpen) oder ein Streichholz aus dem Hause geben, es brächte Unheil. Nicht einmal eine Zigarre soll sich der Mann anzünden oder damit das Haus verlassen (Kreuzburg).

233. Sieht eine Wöchnerin einem Begräbnis nach, so bekommt ihr Kind keine Farbe oder stirbt (Schweidnitz).

Wenn das Kind an der Brust liegt, darf die Mutter nicht trinken, sonst wird der Säugling ein Süffling.

Wenn sich jemand auf das Wochenlädchen (es ist bei armen Leuten gewöhnlich, die kleinste Lade im Hause vor das Wochenbett zu setzen, und die heißt dann das Wochenlädchen) setzt und es von selbst abschließt, so kommt die Wöchnerin nicht mehr in die Wochen. Bunzl. Mtsschr. 1793, 246.

Kirchgang, Einleitung.

234. Die Einsegnung, Einleitung oder der Kirchgang der Wöchnerin ist in Schlesien wie auch in der Ober-Lausitz eine auf dem Lande und in kleinen Städten allgemein verbreitete Sitte, die nur nach den jedesmaligen, ortsüblichen kirchlichen Einrichtungen verschieden ist. In der evangelischen Kirche empfängt die Wöchnerin, die mit einer Geleitfrau, der Hebamme, erscheint und so wie diese dunkel gekleidet sein soll, ohne aber zu trauern, an einem Kirchtage, am Altare knieend, nach einem bezüglichen Gebete und Vaterunser, den Segen von dem Geistlichen. In der katholischen Kirche wie auch in der sächsischen Ober-Lausitz holt der Geistliche die Wöchnerin in der Vorhalle ab, betet dort (exorzisierend) und führt sie dann selbst zum Altare. Der Kirchgang erfolgt entweder nach Ablauf der sechs Wochen, oder sobald die Wöchnerin sich kräftig genug fühlt. Z. d. V. f. V. III, 149. Er darf nicht am Freitag stattfinden, sonst bringt es der Mutter und dem Kinde Unglück. Die Wöchnerin oder das Kind stirbt, wenn erstere beim Kirchgange einem Begräbnis begegnet, oder wenn die Kerze, die sie in der Kirche in der Hand hält, auslöscht (Liebau). Mitteil. IV, 56. Sieht sich die Wöchnerin auf dem Gange zur Einsegnung um, so geht sie nächstes Jahr wieder „zu

Kirchen" (Jauer). Zieht sie nicht neue Schuhe an, so bekommt das Kind, wenn es ein Mädchen ist, einst einen Wittwer; auch lernt es spät sprechen (Rosenberg, Kreuzburg).

E. Schutz des Neugeborenen; Krankheiten.

235. Während der sechs Wochen nach der Taufe darf nichts aus dem Hause verborgt werden, auch kein Streichholz, sonst fehlt es dem Kinde an Wohlergehen und Ruhe (Kreuzburg, Schönau bei Kauffung). Besonders muß das Neugeborene vor dem Berufen und Behexen geschützt werden. Man darf ein Kind, sein gutes, gesundes Aussehen nicht loben, weil man es dadurch beruft, beschreit, oder man spuckt dreimal aus oder setzt hinzu: Gott behüte dich! oder: Unberufen, auch: Unberufen und unbezupft, oder die Eltern sagen: Gestern auch so! (Brieg, Kreuzburg) oder: Ja, aber es hat ein schwarzes Arschloch (Strehlen). Auch darf man kleine Kinder nicht Engel, schön oder hübsch nennen, sondern man muß sie mit Schweinebraten, Schweinhund, Kracke u. drgl. anreden, sonst werden sie behext. In Übertretungsfällen werden sie jedoch beschützt, wenn man sogleich ausruft: Knoblauch, Knoblauch! (Grünberg; Engelien 248); Knoblauch schützt gegen Behexung, Wuttke 414. Eine Folge der Behexung ist die Abzehrung oder die fallende Sucht, Epilepsie. Man hängt dem Kinde Amulete um und bindet ihm ein rotes Bändchen um das (linke) Handgelenk oder um einen Arm (Kreuzburg); vgl. über diesen hegenden Faden Liebrecht, zur Volkskunde 305 ff. und Verf. in Festschrift des Germanist. Vereins zu Breslau. 1902. S. 47; auch legt man einen Krötenstein (599) in die Wiege (Grünberg). Auch gedeiht den Kindern beredtes Essen nicht (Katscher). Vor dem Stillen bekreuzen die Mütter ihre Kinder, damit sie nichts Böses in sich aufnehmen. — Wenn

man sagt: neckſch Mädel! so muß man dem Kinde die Stirn belecken (Grünberg, Engelien 249); erinnert an die alte Vorschrift: Wenn man wissen will, ob ein Kind behext sei, soll man es an der Stirne lecken; schmeckt es hier salzig, so sei es an dem. Fischer 137. Wenn man ein Kind im Schlafe ansieht, bekommt es das Schreien davon; kehrt man aber die Wiege mit dem Kinde um, so hört es wieder auf. Bunzl. Mtsschr. 1792, 211. — Wenn man ein Kind „Kröte" schilt, wächst es drei Tage nicht (Kreuzburg).

236. Wenn ein Kind beschrieen ist, so nehme man ein wenig bittres Mandelöl, ein wenig Hirschtalg, ebensoviel Rosenessig und ein Lot Haferkümmel, stoße dieses alles untereinander und lege es ihm, auf ein blau Papier gestrichen, über den Magen. Aber ehe man das Pflaster braucht, muß die Mutter, wenn sie ihr Abendbrot gegessen hat, mit ihrem Messer drei dünne Stücke Brot abschneiden, diese an das Messer stecken und dem Kinde über Nacht unter den Rücken legen. Ist es beschrieen, wird das Messer am folgenden Morgen ganz rostig sein; dann nimmt man das Brot vom Messer, schmiert es mit Butter und giebt es einem schwarzen Hunde zu fressen. Dem Kinde zieht man ein altes Hemde an, zieht dieses nach drei Tagen und drei Nächten wieder aus und vergräbt es mit dem blauen Papierpflaster vor Sonnenaufgang unbeschrieen unter einen Holunderstrauch (Herzogswaldau bei Jauer).

237. Auch sonst ist das Kind vor fremden Einwirkungen zu hüten. Wenn zwei Personen zugleich ein Kind wiegen, so stirbt es. Man nimmt ihm die Ruhe, wenn man die leere Wiege wiegt (schaukelt) oder „auf Besuch" sich nicht setzt. Es darf sich auch kein Erwachsener in eine Wiege setzen, und kein anderes Kind darf in dieselbe gelegt werden. Wenn der Wind heftig weht, soll man Kinderwäsche nicht zum Trocknen ins Freie hängen, sonst werden

die Kinder unruhig. Ist ein Kind unruhig, so kocht man ihm „Mohntitten“ (Mohnköpfe) (Waltersdorf bei Sprottau), oder es muß ihm die Ruhe gesucht werden, d. h. es wird Staub aus allen vier Ecken der Stube zusammengekehrt, eingewickelt und täglich an einer anderen Stelle, unter das Bettchen gesteckt; dies kann bis zu einem Jahre fortgesetzt werden (Kreuzburg, Mittel-Schles.). Schreiende Kinder beruhigt man, wenn man des Mannes Mütze (Kreuzburg) oder „Schlafäpfel“ (auch Rosenäpfel, durch die Rosengallwespe verursachte Auswüchse des Hagebuttenstrauches) unter das „Hebkissen“ der Wiege legt. Am Urquell II, 129. Schreit ein Kind viel, so wird es dreimal durch die Sprossen einer Leiter gezogen. Wenn das Kind gähnt, macht ihm die Mutter das Kreuzzeichen dreimal über den Mund in Jesu Namen; auch norweg. Liebrecht 320. Wenn die Sechswochenkinder sich oft dehnen und gähnen (dies nennt man das Hundegähnen), so muß man Stroh aus der Hundehütte holen, es in die Wiege legen und ein Vaterunser dazu beten, dann verliert sich das Dehnen und Gähnen. Bunzl. Mtsschr. 1792, 120.

Wenn ein Kind speit, so gedeiht's; daher: Speikindel Gedeihkindel (allgem.)

238. Wenn ein Kind einen großen Nabel hat, so darf man nur einem Bettler stillschweigend seinen Stab nehmen und den Nabel kreuzweise damit drücken (Bunzlau). Einem kranken Kinde lege man die Traukränzchen der Eltern oder einen Trauring ins Bett, dann wird es gesunden. Dies hilft auch beim Zahnen (241) und bei Krämpfen; ebenso hilft, wenn man einen Fensterflügel aushebt und über die Wiege legt, oder wenn das Kind, das Krämpfe hat, auf den Wechsel gelegt wird, d. h. auf die Stelle, wo Längs- und Querdielen zusammenkommen. Bunzl. Mtsschr. 1792, 86. Auch werden die Krämpfe schwinden, wenn man

dem kranken Kinde das Hemde über den Kopf auszieht und verbrennt. Ist ein Kind krank,* so wird ein Abdruck von ihm aus Brotteig gemacht und in den Backofen geschoben, dann wird es gesund (Bernstadt, Rosenberg); weitverbreiteter Glaube, schon von Burchard von Worms († 1024) erwähnt; Grimm Myth. III, 406. Zeigt sich keine Aussicht auf Besserung, so geht man nachts, wenn die Uhr 12 schlägt, auf den Kirchhof, nimmt drei Hand voll Gras und betet ein Vaterunser für die armen Seelen. Das Gras wird gekocht und das Kind in dem Wasser gebadet. In drei Tagen ändert sichs: entweder stirbt das Kind oder es genest (Grafsch.; Rosenberg, Kreuzburg). Hüllt man ein krankes Kind in die Brautschürze der Mutter, so wird es gesund (Österr.-Schles.) Wäscht man ein Kind mit Fließwasser und weißem Mehl, so nimmt es zu (Sprottau). Wenn man einem kranken Kinde ein Hufeisen mit drei Nägeln ins Bett legt, so wird es genesen (Landeshut).



Das Kind darf man nicht mit einer Besenrute strafen, sonst bekommt es die Abzehruug: man darf es nicht auf den Mund schlagen, sonst lernt es nicht sprechen; Kinder unter einem Jahre soll man überhaupt nicht schlagen, sonst werden sie schlägefaul.

239. Lacht ein Kind im Schlafe, so sieht es seinen Schutzengel und spielt mit ihm. Die erste Kinderklapper dürfen nicht die Eltern, sondern sollen die Paten dem Kinde kaufen, weil es sonst aus dem Vaterhause gegen Fremde klatscht und gewäschig wird (Zobtener Halt), Z. d. V. f. V.

III, 150. Einem Kinde, das noch nicht ein Jahr ist, soll man die Wäsche nicht stärken, sonst stärkt man ihm die Bosheit. Auch soll man es nicht mit Blumen schmücken und in den Spiegel sehen lassen, sonst stirbt es bald, oder es wird eitel oder sieht später außergewöhnliche Dinge (Gespenster). Kleine Kinder darf man nicht „Kröte" nennen, nicht über sie hinwegschreiten oder springen, sonst wachsen sie nicht mehr; oder man muß über sie wieder zurückschreiten; alter Glaube, auch in Alt. Weib. Philos. erwähnt; vgl. Mitteil. VII, 45. Auch darf man ein kleines Kind nicht zwischen jemandes Beine oder durchs Fenster oder unter einer Wagendeichsel durchkriechen lassen; oder es muß wenigstens wieder zurückkriechen. Ein Säugling darf nicht durch ein Fenster hindurchgereicht werden; auch darf es nicht anders als mit den Füßen voran in die Stube getragen werden, sonst geht es mit dem Tode ab. Dasselbe thut es, wenn ihm „unterm Jahre" Schuhe angemessen werden; auch altmexikan. Glaube Waitz, Anthropologie IV, 165.

240. Kinder unter einem Jahre soll man nicht abbilden, sonst sterben sie bald; nicht messen oder wägen, sonst wachsen und gedeihen sie nicht; vgl. Am Urquell VI, 112. Durch das Festsetzen des Maßes und Gewichtes räumt man bösen Mächten Gewalt über das Kind ein; eine weitverbreitete Meinung. So sagt der Westfale: Wei sik wägt, verwägt sin Glücke. — Sich auf einer Wage abwägen zu lassen, ist in Slavonien verpönt; denn das hat den Tod zur Folge, namentlich bei Kindern. Z. d. V. f. V. I, 152. Im Lesachthale bei Kärnten glaubt man, wer sich bei Lebzeiten habe wägen lassen, könne nicht sterben, wenn man ihm nicht eine Wage unter das Hauptkissen lege. Z. d. V. f. V. III, 307. Andererseits dient das Wägen und Messen zu Zauberzwecken in der Heilkunde. Man darf Kindern nichts am Leibe flicken (nähen), sonst verflickt (ver-

näht) man ihnen den Verstand, und sie werden „vergesserlich". Läßt man dem Kinde die ersten Schuhe oder Kleider machen, darf man dem Handwerker nichts abziehen, sonst hat das Kind darin kein Glück; vgl. Grimm Myth. III, 443.

Zahnen.

241. Das Zahnen des Kindes wird erleichtert, wenn man ihm den Brautkranz der Mutter auf den Mund legt (Kreuzburg, Breslau), oder wenn man den Saugpfropfen ins Weihwasser taucht, oder wenn das in den „Lutscher" zum erstenmal gebundene Brot auf einer Axt gelegen hat (Wohlau). Kinder, die zuerst die oberen Zähne bekommen, sterben. „Hoch erhaben, tief begraben." (Grünberg, Engelien 247); Grohmann 111. Anderswo: sie werden etwas Hohes. Kinder, die am Gründonnerstag oder Johannistag entwöhnt werden, bekommen die Zähne leicht und haben auch später keine Zahnschmerzen. Schlafäpfel (moosige Galläpfel) s. (237), unter das Kopfpolster des Kindes gelegt, führen ein leichtes Zahnen herbei. Am Urquell II, 129. Ein oft bewährtes Mittel für schmerzloses Zahnen der Kinder: Man schneidet dem Haushahn mit einer Schere in den Kamm und bestreicht mit dem hervorkommenden Blute die „Biller" einmal oder aufs meiste zweimal, es hilft. Wirtschb. 573.

Die Mutter soll den ersten Milchzahn, der dem Kinde ausfällt, verschlucken, dadurch wird es von Zahnschmerzen befreit und bekommt schöne Zähne. (Waltersdorf bei Sprottau).

Sobald der erste Zahn durchbricht und die Wärterin es meldet, bekommt sie Botenlohn.

Entwöhnen der Kinder.

242. Stillt eine Frau ihr Kind selbst, was früher immer geschah, so soll sie es nicht über ein Jahr säugen, sonst wird es unzüchtig. Sie soll es nicht in der Saatzeit absetzen, es

wird sonst niemals satt (Jauer, Österr.-Schles.), auch nicht, wenn die Vögel ziehen, sonst hält es nirgends aus und wird ein „Zugvogel", noch wenn die Blätter fallen, sonst stirbt es bald (Waltersdorf bei Sprottau). Man darf das Kind nicht bei liegendem Schnee oder während der Baumblüte absetzen, sonst bekommt es zu zeitig graue Haare (Liebau, Grünberg). Am besten werden die Kinder am Gründonnerstag oder am Johannistage oder bei Vollmond entwöhnt, dann werden sie gelassen und ruhig, bekommen die Zähne leicht und schön und haben später keine Zahnschmerzen (Waltersdorf bei Sprottau, Grünberg). Das Absetzen soll um 12 Uhr in der Nacht geschehen, wo alles ruht, Menschen und Vögel, dann soll man dem Kind ein bißchen Milch in einer Tasse zu trinken geben, den Rest über die Wiege gießen und alsdann die Tasse unter der Wiege umstürzen; so wird es sich gut absetzen (Beuthen, Kreuzburg, Waltersdorf). Wenn eine Mutter das Kind von der Brust entwöhnt und sich dabei auf einen Kieselstein setzt, so bekommt das Kind niemals Zahnschmerzen; es bekommt steinharte Zähne, wenn sie sich, sobald zur Kirche geläutet wird, mit dem bloßen Gesäß auf einen Stein setzt. — Kinder, die einmal entwöhnt sind, darf man nicht wieder an die Brust legen, „es thut nicht gut" (Kreuzburg). Nach Fischer, Buch vom Aberglauben 139, werden aus solchen Kindern Leute, welche später andere beschreien, nach der Chemnitzer Rockenphilosophie Gotteslästerer. Grimm Myth. III 440.

Sprechenlernen der Kinder.

243. Lernen Kinder schwer sprechen, so muß man ihnen Bettelbrot zu essen geben oder den von drei heiligen Messen übriggebliebenen Wein zu trinken, oder man schreibt ihre Namen an je eine Glocke dreier Kirchen. Wenn jemand, der bei der heiligen Kommunion war, stillschweigend heim-

kommt und einem kleinen Kinde nüchtern in den Mund haucht, so lernt es früh reden (Kreuzburg, Österr.-Schles., Peter II, 211). Man darf ein Kind nicht auf den Mund schlagen, weil es sonst nicht sprechen lernt; man muß in den Patenbrief „Plappergeld“ legen und ihn über dem Munde des Kindes aufmachen, dann lernt es früh sprechen (223). Je nachdem ein Kind, das zu sprechen anfängt, zuerst das Wort: Papa oder Mama hervorbringt, ist das zunächst zur Welt kommende Geschwisterchen ein Knabe oder ein Mädchen. Wenn man zwei zusammengebackene, warme Brote über dem Kopfe oder hinter dem Rücken eines stotternden oder stummen Kindes auseinanderbricht mit den Worten: Liebes Brot, brich, liebes Kind, sprich! und bald darauf drei Vaterunser betet, so ist das Kind in kurzem geheilt (Nieder-Schles., Österr.-Schles.); wiederum eine Beziehung zwischen Brot und Kind (206).

F. Regeln für die Kindheit; Erziehung.

244. Die Mutter beißt dem Kinde das erste Mal die Nägel ab, damit es nicht stehlen lernt. Im ersten Jahre darf ein Kind nicht „beregnen“, sonst bekommt es Sommersprossen; soweit der Regen spritzt, kriegt das Kind „Spritzeln“ ins Gesicht (Waltersdorf); später befördert der Regen das Wachstum, besonders das der Haare. Kinder dürfen nicht mit Feuer spielen (gôkeln), sonst pissen sie nachts ein. Vgl. Verf. in Festschrift des Breslauer Germanistischen Vereins S. 64. Kleinen Kindern dürfen die Eltern nicht aus Zärtlichkeit den Hintern küssen, sonst begegnen ihnen die Kinder später grob (Kreuzburg). Mädchen dürfen nicht pfeifen; pfeift ein Mädchen, so zittern sieben Kirchen, und die Mutter Gottes weint (Breslau, Kreuzburg), oder so weint die heilige Maria, und der Teufel jubelt (Leobschütz). —

Wer rückwärts geht, läuft dem Teufel geradeswegs in die Arme.

Wenn Kinder den Läusekamm in den Mund nehmen, so bekommen sie schwarze Zähne. Kinder, die in der Jugend starken Ausschlag haben, werden später schön. Kindern darf man unter einem Jahre nicht die Haare schneiden (Nieder-Schlesien).

245. Tritt jemand während des Essens in die Stube, so soll man ihn zum Mitessen einladen, weil sonst die Mahlzeit den am Tische sitzenden Kindern nicht gedeiht.

Einem Kinde, das die Eltern schlägt, wächst nach dem Tode die Hand zum Grabe heraus; allgemeiner Glaube in Deutschland, in der Normandie, vielleicht auch schon in Alt-Griechenland. Liebrecht 343. Geht ein Kind rückwärts, so gräbt es seinen Eltern das Grab.

Läßt man ein Kind durch ein Fenster klettern, so wird es ein Dieb (Lauban).

Wer in die Kirche geht und ißt, dem bleibt nach dem Tode der Mund offen. Wenn man genäschig sich etwas aneignet, bekommt man „Griewen" oder „Spirken" um den Mund.

Wenn das Messer auf den Rücken, d. h. mit der Schneide nach oben auf den Tisch gelegt wird, so läuft (reitet) der Teufel ums Haus (Kreuzburg), Przbl. 1866, 22, oder: so reitet der Teufel darauf, auf dem Messer (Grafsch.), oder: so empfinden die armen Seelen im Fegefeuer Schmerzen. Endlich: Wenn das Messer auf dem Rücken liegt, so kommen so viele Kinder, wie gerade geboren werden, ans Messer (Kreuzburg).

Spiele der Kinder sind vorbedeutend: Hantieren sie gern mit Pferden, so werden sie später Bauern. Spielen sie mit Steinchen, wird das Brot teuer (Breslau); mit Lehm und Gassenkot: wohlfeil. Spielen sie oft Soldaten,

wird Krieg; spielen sie Begräbnis, wird bald jemand sterben. Wenn die Kinder beim Lausen essen, bekommen sie mehr Läuse. Bunzl. Mtsschr. 1792, 121.

Wenn ein Mädchen hinfällt, so sagt man tröstend zu ihr: Steh auf, du wirst noch oft fallen, bis du wirst Braut sein!

246. Ein wohl bloß der Kinderwelt bekannter Geist ist der Sandmann. Wenn die Kinder Schläfrigkeit befällt und sie die Augenlider nicht mehr oder nur mit Mühe aufzuhalten vermögen, so neckt man sie mit dem Zurufe: Der Sandmann kommt! Er streut Dir wohl schon Sand in die Augen! — Bekannter Kinderreim:

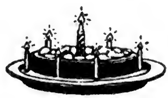
Der Sandmann kommt, der Sandmann kommt,
Der Sandmann ist schon da!
Er hat gar schönen, weißen Sand,
Ist allen Leuten wohl bekannt,
Der Sandmann ist schon da!

G. Jahrestag; Geburtstagsfeier.

247. Ist das Kind ein Jahr alt, schenken ihm die Paten das Jahrkleidchen; die erste Jungfer-Pate ist verpflichtet, dem „Jôhrklêdla" auch den myrtenen Jahrkranz und ein Häubchen beizufügen. So geschmückt wird das Kind in die Kirche um den Altar getragen, wobei das Kindermädchen eine myrtenumwundene Kerze in der Hand hält und Opfergeld niederlegt. An demselben Tage wird dem Kinde Geld, Brot und das Gebetbuch (der Rosenkranz) vorgelegt; wonach es zuerst greift, das bleibt ihm fürs Leben. — Wenn das Jahrkind um den Altar nicht getragen wird, sondern selbst geht, so bleibt es klein (Ratibor).

Die Wiederkehr des Geburtstages wird an verschiedenen Orten verschieden beachtet und gefeiert. Gewöhn-

lich wird das Geburtstagskind beglückwünscht und mit Kuchen und anderen Dingen beschenkt, in der Grafsch. vom zweiten Jahre an. Vielerorten ist Brauch, auf den Geburtstagskuchen ein starkes Lebenslicht zu stellen und darum so viele kleinere Lichte anzubringen, als das Kind Lebensjahre erreicht hat. Oft stellt man die Lichte in feuchten Sand, der in einer bekränzten Schüssel auf dem mit Geburtstagsgeschenken geschmückten Tische steht.



Das Binden des Geburtstagskindes scheint vom Namenstage (248) herübergenommen zu sein. „Hätt' ich a Struhseel bei derr Hand, do well (wollte) ich a (ihn) dermitte binda", singt Bertermann aus Fischbach, „am Freinde zom Geburtstagsfeste". Ged. 1876, 224.

Unter den Schulkindern von Schlaupitz (Mittel-Schles.) ist es Sitte, daß jedes an seinem Geburtstage von den Kameraden eine tüchtige Tracht Prügel erhält, damit „das Fleisch im Grabe besser faule"; ebenso muß jede Ehefrau von ihrem Manne tüchtig durchgebläut werden; das Fleisch von genus femininum soll beträchtlich schlechter verwesen als das von masculinum. Am Urquell IV, 174.

Das weibliche Geschlecht ist auch sonst im Nachteil, auch was mit ihm in Berührung kommt. Man vgl.: Zum Pulver, das man zum Feueranschlagen braucht, muß man die Lumpen von des Mannes Hemde nehmen; Lumpen von Weiberhemden fangen und brennen nicht gut. Bunzl. Mtschr. 1792, 212.

H. Namenstag.

248. In katholischen Gegenden wird besonders der Namenstag gefeiert. Früher war es allgemein Sitte, die Namenstagskinder zu binden; daher wurde das Glückwunschschreiben zum Namenstage auch Bindebrief genannt. Man vgl. Schertz= und Bindebrief im Namen einer Frauen gesetzet, als sie einen fürnehmen Obristen an seinem Namenstage 1639 beschankte. Scherffer Ged. 253.

> Möcht ich doch auch etwas finden,
> Euer Gnaden mitzubinden!

Der Dichter schickt 1640 an seine Freunde zum Namenstage das Gaudium Martini und sagt darin V. 82:

> Ihr aber frewet Euch, daß ihr gesund gesehen
> den lieben Mertens=Tag, der ewern Namen trägt,
> daran man jährlich euch zu binden hat gepflegt.

Andere „Bindelieder" finden sich in Andreas Tscherrnings Deutscher Gedichte Frühling (Breslau 1642) 210 u. in Vortrab des Sommers Deutscher Gedichte (Rostock 1655) E. v. — Dieses Binden hat sich bis heute erhalten. So wird in Oberschlesien (Leobschütz, Ratibor, Rybnik) der Herr oder Beamte an seinem Namenstage beim Betreten des Feldes oder Stalles oder der Scheune von den Leuten gebunden, d. h. ein Strick oder ein Strohseil wird um seine Füße geschlungen. Er muß sich durch ein Geldstück loskaufen. Vgl. Grimm DtWb 2, 31 u. 32.



2. Jugendzeit.

Schulgang; die erste heilige Kommunion, die Konfirmation der Kinder.

249. Die Zeit schreitet vor, und das schulpflichtige Alter ist bald erreicht. Mit Hangen und Bangen sehen die Kinder dem ersten Schultage entgegen. Die schöne Zeit des freien Lebensgenusses scheint vorüber zu sein. Müssen doch die älteren Geschwister täglich über die Schiefertafel, das Lesebuch oder das Schreibheft gebückt dasitzen, während sie an schönen Tagen ungestört draußen spielen, den Drachen steigen oder den Kreisel, die Schibirke (Leobschütz), Schaperke (Falkenberg), den Tirletanz (Katscher), auf dem Bürgersteige oder der ebenen Erde tanzen lassen. Auch gefällt sich der ältere Bruder darin, ihnen vor dem „spanischen Röhrel“ des gestrengen Herrn Lehrers und den damit auf die flache Hand „aufgezählten Handfèrln“ (Leobschütz) angst zu machen. Was Wunder, wenn die kleinen Burschen und Mädchen nur widerwillig und mit klopfendem Herzen an der festhaltenden Hand des Vaters oder der Mutter in die Schule zur Anmeldung trippeln! Doch von allen Seiten nahen sich auch die Spielgefährten, und der Lehrer sieht nicht so grimmig

drein. Er spricht ihnen liebevoll zu und giebt ihnen sogar ein (von den Eltern heimlich zugestecktes) „Pakĕtla“ oder eine „Starnitze“ (Düte) voll Zuckerzeug; vgl. ut pueris olim dant crustula blandi Doctores, elementa velint ut discere prima. Horaz Satir. I, 1, 25. Im poln. Ober-Schlesien (Beuthen) giebt man dem Kinde an diesem Tage den von dem abgeheilten Nabel abgefallenen Schorf gestampft zu trinken, dann lernt es gut.

Im Schulleben selbst ist von unvergeßlichem Eindruck auf die Herzen der Knaben und Mädchen der Tag der ersten heiligen **Kommunion** und der **Konfirmation**. An dieser Feier, bei der die jungen Christen nach abgelegter Beichte in ergreifender Weise ihr Taufgelübde erneuern und unter Gebet und Einsegnung in die mündige Gemeinde aufgenommen werden, nimmt die ganze Verwandtschaft und Ortsbewohnerschaft teil. In rührenden Worten bitten vorher die Kinder beider Konfessionen die Eltern und Lehrer „um Verzeihung, wenn sie sie beleidigt haben“. Nach der Feier bedanken sich im Zobtener Halt die Kinder durch den Mund eines Sprechers im Hause des Geistlichen mit den gleichfalls seit uralter Zeit feststehenden Worten (Z. d. V. f. V. III, 145):

„Herr Pastor, ich bedanke mich für Ihre Müh' und Fleiß,
Daß Sie mich haben gelehrt zu Gottes Ehr' und Preis;
Dafür will ich Ihnen wünschen die ewige Freud' und Wonne,
Daß Sie mögen glänzen wie die liebe Sonne!“

(Der seltsame Schluß wohl nach Daniel 12, 3).

Geschlechtsreife.

230. Junge Mädchen, wie überhaupt Frauen, welche die Menstruation haben, dürfen während dieser Zeit nichts pflanzen und nichts Gepflanztes berühren, sonst geht es ein;

sie dürfen nicht Früchte einmachen, oder Wein, Bier abziehen, denn sie verderben. Menstruiert das Mädchen zum erstenmal, so muß sie mit dem Wasser, mit dem das Hemd gewaschen worden ist, einen Rosenstrauch begießen, dann hat sie immer ein schön rotes Gesicht. Das Hemd darf beim Einweichen aber nur mit drei Fingern angefaßt werden. (Liebau). Mitteil. IV, 56.

In hohem Ansehen steht die Keuschheit: Eine reine Jungfrau, ein reiner Junggeselle kann ein ausgelöschtes, aber noch glimmendes Licht wieder anblasen. Vor einer reinen Braut beugt sich der Kirchturm (Neustadt O/S.)



Gestellung.

231. Ein wichtiger Tag für die männliche Jugend aller Orten ist der Gestellungstag. Er wird namentlich von der Dorfmannschaft gefeiert, die sich unter Führung des Ortsvorstehers oder Schulzen geschlossen zum Gestellungsort begiebt. Ob ausgehoben, „genommen", oder zurückgestellt, ganz gleich — alle stecken sich „Schmecker", Sträuße aus meist künstlichen Blumen mit bunten Bändern und Rauschgold, an die Mütze und ziehen johlend heim, „die Brust geschwellt von Thatendrang".

3. Liebe und Ehe.

232. Es ist Sitte, wenn die Alten sich zur Ruhe setzen, ins Ausgedinge, auf den Auszug gehen, daß gewöhnlich der jüngste Sohn die Stammwirtschaft erhält; die andern Kinder werden abgefunden. Die Söhne werden irgendwie mit einem Mädchen oder einer Witwe verheiratet, die eine Wirtschaft hat, und erhalten außer der Abfindungssumme noch ein Pferd, eine Kuh und ein oder zwei Schweine als elterlichen Segen mit in den neuen Wirkungskreis, die Töchter warten auf wirtschaftbesitzende Heiratskandidaten. „Der deutsche Bauer ist eine schrecklich materielle, praktische Größe. Die Ehe ist ein reines Geschäft." Diese Worte Max Waldaus, Nach der Natur II 270, 273, treffen, abgesehen von der ihnen anhaftenden Bitterkeit, den Nagel auf den Kopf. Wünscht man auch dann und wann, daß auch das Herz in Liebe und Ehe mitspreche, so daß man von einem Mädchen, das nach Geld heiratet und nur auf den Ackerbesitz des Zukünftigen sieht, tadelnd sagt: „Sie sieht auf den Plan und nicht auf den Mann", so ist doch in den weitaus meisten Fällen die Eheschließung weniger eine Herzensangelegenheit als eine Geschäftssache. Man meint

mit dem Priezelt-Bäcker in Max Heinzels köstlichem Verzählsel „'s Julerle vum Prizelte“: „Die Liebe ist gleisewull ock a tummes Gekindsche. Doas Guscheln, doas Uemoarmfeln — doas is Oll's ock fur a paar Wuchen“. Schönheit ist nicht unbedingt notwendig; Hauptsache ist Vermögen und Wirtschaftlichkeit. „Die schienste Schienhêt is' 's Geld — doas verblüht ni, doas lät nie ei — eeb hundert, aber tausend Jahre vergiehn“, sagt ein Alter bei Heinzel. Nach einem solchen Mädchen sieht sich der Heiratslustige um und geht dabei vorsichtig zu Werke.

A. Auf Freiers Füßen.

253. Bevor er den entscheidenden Schritt thut, geht er auf die Beschau, auf die „Beguckе“, „Bekicke“, d. h. er beguckt genau das Haus, den mitzubekommenden Acker, das Vieh, prüft alles genau und mit Bedacht, sieht auch darauf, wie das Mädchen sich bei der Arbeit und in der Wirtschaft „macht“. Dann kommt er gelegentlich, um ein Pferd oder eine Kuh zu kaufen, und erforscht dabei die Neigung der Eltern, ihre Tochter zu verheiraten. Im Hirschberger Thale macht sich des Sonntags am Nachmittage oder am Feierabende eines Wochentags der junge Freiersmann, bewaffnet mit der kurzen Tabakspfeife, dem sog. Nasenwärmer, auf den Weg zu dem Hause des Mädchens, auf das er sein Auge geworfen hat. Draußen an dem kleinen Schiebfenster, das bei keinem Bauernhause fehlen darf, klopft er an und spricht die geflügelten Worte: „Seid gebata im a bißla Tobakfeuer!“ Darunter birgt er die Anfrage an das Mädchen oder deren Angehörige, ob sein Eintritt erwünscht sei oder nicht. Wird ihm nun, oft nach langem Harren wegen vorgängiger Beratung, drinnen die Antwort: „Mer hon ke Tobakfeuer“, so bedeutet dies einen Korb, und der Bursche trollt

sich still, aber doch zufrieden von dannen, sich durch seine verblümte Anfrage nicht bloßgestellt zu haben; sie konnte ja doch auch ohne Symbolik gemeint sein! Ist dagegen die Werbung willkommen, so lautet die Antwort: „Kummt ock rei und hult's Ich“, und damit ist Haus und Weg zum Herzen wenigstens geöffnet, wenn auch das Ziel selbst noch nicht erreicht. Przbl. 1874, 79. Oder der Bewerber tritt Sonntags in die Stube mit einem: Gelobt sei Jesus Christus! oder Guten Tag! und behauptet, nicht müde zu sein, setzt sich aber auf vieles Bitten endlich auf die Bank zwischen den Fenstern und schweigt oder spricht über gleichgültige Dinge. Das thut er paarmal, bis er das Mädchen seiner Wahl in all ihrem Gehaben besichtigt hat. Gefällt sie ihm, so schickt er seinen Paten oder einen aus der Freundschaft als Freimann und wirbt durch diesen um sie bei den Eltern. Der aber geht auch sehr vorsichtig zu Werke, um jenen nicht bloßzustellen, erzählt von dem, was der Freier hat, nicht von dem, wie er ist, und kommt zuletzt mit der Frage. Sagen die Eltern nein, so hat das Drama ausgespielt, bei dem das Mädchen Statistin ist; sagen sie ja, so eröffnen sie der Tochter, daß sie Braut sei, und die Verlobung ist abgemacht. Der Freier, Kerl, Schatz oder Liebste kommt zu „Seiner“, zum Mädel, zum Mensche, und sie sind bald einig. Schüchternheit und Prüderie kennt die Natürlichkeit nicht.

Oft erbitten sich die Eltern Bedenkzeit, während deren sie zu dem Bräutigam auf die „Bauschau“ gehen, Haus und Hof, Stall und Scheuer, Feld und Wiese bedachtsam besehen und prüfen und ermitteln, was die Tochter außer dem Gelde alles mitbringen soll.

Doch darf man darum nicht glauben, daß dem Volke die Liebe und ihre reiche Gefühlswelt unbekannt ist. Gern „bändelt“ die Jugend mit einander „an“; Gelegenheit bietet

sich hierzu in der Muße wie bei der Arbeit, in der Spinnstube, beim Tanze und nächtlicherweile unterm Kammerfenster, dann aber auch im Stalle und auf dem Felde, besonders während der oft ein Verhältnis entscheidenden Ernte; und namentlich der weibliche Teil wird nicht müde, den künftigen Geliebten und Gatten zu erkunden, mögen später auch andere Gründe den Bund fürs Leben bedingen. — Wenn zufällig drei Lichter in einer Stube brennen, so ist eine Braut im Hause. Am Spinnabend läßt man brennende Werkputzen steigen; wohin eine fällt, da sitzt eine Braut. Wenn man jemandem auf die Ferse tritt, kommt man zu seiner Hochzeit.

Vorsichtsmaßregeln; Vorbedeutungen.

234. Zuvörderst vermeidet man alles, wodurch man das ersehnte Liebesverhältnis und die erwünschte Verheiratung vereiteln könnte. Wenn eine ledige Person bei Tische das Brot oder die Butter anschneidet (ausgenommen die Jungfer-Pate beim Taufschmause (229)), so muß sie noch sieben Jahre warten. Dasselbe steht einem Mädchen bevor, wenn man ihm einen Mannshut aufsetzt (Katscher), oder wenn es an eine Tischecke zu sitzen kommt. Wer Myrte baut, wird keine Braut. Wer bei Tische nach eingenommener Mahlzeit den Stuhl nicht beiseite setzt, bleibt ledig. Setzt sich ein Mädchen auf die Kanne, muß sie so lange warten, bis die Kanne oben zugewachsen ist (Beuthen O/S.). Schlägt sich einem Mädchen der Kleidersaum oft um, so wird sie von einem Witwer geliebt; wenn dem Mädchen der Zipfel des Tuches schief hängt, so bekommt sie einen Witwer, vgl. die kriegen Witwer, wie man spricht, die sonst das Halstuch seitwärts tragen, Stoppe, Parnaß 27; ebenso, wenn sie sich auf eine Salzmeste setzt. Macht sich ein Mädchen beim Waschen an der Waschwanne die Schürze naß, oder singt es beim Essen,

so bekommt es einen trunksüchtigen Mann; singt ein Mann beim Essen, so bekommt er ein dummes Weib. Das Mädchen, das fleißig die Wulgern rührt, d. h. die Teigreste zusammenkratzt und zu Nudeln walgert, wälzt, knetet, hat einen treuen Schatz; daher die mütterliche Mahnung: Mädel, rührt fleißig die Wulgern um, daß der Schatz an euch denkt! Weinhold Wbch. 103. Deckt man die Kaffeekanne nicht zu, so laufen alle Freier fort. Will ein Mädchen gut heiraten, so muß sie die Katzen gut füttern und mit ihnen schön thun; Männer aber, welche die Katzen gern haben, bleiben ledig. Beim Nähen eines Kleides achtet man auf: Sticht man sich dabei so in den Finger, daß das Kleid wider Willen blutig wird, so gefällt die Trägerin des Kleides; zerbricht man dabei sieben (drei) Nadeln, so wird sie in dem Kleide Braut. Die Freier, die in der Faste kommen, werden madig, d. h. es wird nichts aus der Heirat, denn es sind, wie Scherffer sagt, Löffelsbequemer, aber nicht Nehmer. Spr. 172; „Mittwoch gehen die Krummen, Freitag die Krätzigen und Räudigen, Sonnabend die Gewissen" (um Leobschütz). Beim Kaffeetrinken muß man erst Zucker, dann Milch nehmen, sonst wird der (die) Geliebte untreu. Wenn ein Mädchen und eine Mannsperson, die sich nur etwas kennen, an einem gewissen Orte von ungefähr zusammentreffen, so heiraten sie sich. Bunzl. Mtschr. 1792, 119.

Erforschung der Liebe und Treue.

233. Wenn eine Jungfrau eine Haarnadel oder auf der Gasse ein Strumpfband verliert, so ist dies ein Zeichen, daß der Freier nicht treu ist.*) Sie zerzupft Gänseblümchen, Wucherblumen, Akazienzweige und spricht: Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen, über alle Massen, kann von mir

*) Vgl. Festschrift des Bresl. Germanist. Vereins. 1902. S. 52.

nicht lassen, ein wenig oder gar nicht. — Sie legt ein bißchen Erde auf einen Stein und setzt darin zwei Pflanzen nahe einander: wachsen sie zusammen, so ist der Schatz treu; wachsen sie nicht zusammen, so bekommt sie ihn nicht. Solche Liebesfragen stellt man besonders an den Schicksalstagen; s. besonders Andreastag (1). In Nieder-Schles. nimmt das Mädchen einen Leinwandfleck, gewöhnlich das Hemd, legt dahinein Habichtskraut (Hieracium), reibt und quetscht die Pflanze mit den Worten: Ist die Liebe gut, kommt ein Tropfen Blut; ist die Liebe schin, kommt ein Troppen grîn; ist die Liebe aus, kommt ein Troppen Wasser 'raus. Je nachdem aus der Pflanze, die auch Liebeskraut heißt, roter, grüner oder weißer Saft gepreßt wird, ist die Liebe des Verehrers beschaffen (Landeshut, Grünberg).

Erwerbung der Liebe.

256. Die Erwerbung der Liebe geschieht dadurch, daß man ein Liebesmittel bei sich trägt, so die Wurzel von Liebstöckel (Levisticum) oder ein Rabenherz in einem Wolfsriemen eingebunden, oder ein Turteltauben- oder Schwalbenherz (Schreiberhau).

Man betet zum Monde, der bei fast allen Völkern in Beziehung zur Liebe steht (Waltersdorf bei Sprottau).

Um im kommenden Jahre Braut zu werden, trägt das Mädchen die Gräten und andere Reste des Weihnachtskarpfens im Tischtuch ins Freie und schüttelt alles, am besten an einem Kreuzwege, aus. Durch dieses Opfer soll die Liebe jemandes erworben werden. Auch soll ein junges Mädchen nach einer Feder über sieben (drei, neun) Zäune springen (vgl. Scherffer Spr. 106), wenn sie zu einem Brautbette gelangen will. Wenn Mädchen stricken, müssen sie immer ganz herunterstricken, damit sie die Zuneigung ihres Schatzes behalten.



237. Hauptsächlich erwirbt man sich die Liebe jemandes dadurch, daß man ihm etwas anthut oder beibringt. Will jemand, daß ihn ein gewisses Mädchen liebe, so nimmt er neun Stengel vom Korneakraute (Bryonia alba), näht diese dem betreffenden Mädchen heimlich in die Kleider, und sie wird ihn von Stunde an lieben (Österr.-Schles., Peter II, 212). In Schweidnitz ist folgender Glaube noch lebendig: Will ein Mann, daß eine Frauensperson Liebe zu ihm habe, so sperre er einen Frosch in eine Schachtel und bohre darein einige Löcher. Diese Schachtel verwühle er in einen Ameisenhaufen und eile schnell weg. Hört er den geängsteten Frosch, über den die Ameisen herstürzen, schreien, so verliert er das Gehör. Nach einiger Zeit ist der Frosch verzehrt. Gerät der Zauber, so finden sich von ihm nur zwei Knöchelchen vor; eines ähnelt einer Nadel, das andere einem Häkchen. Ritzt nun der Liebessuchende mit dem Häkchen die Haut einer Frauensperson, so wird diese von heftiger Liebe erfaßt, auch wenn sie vorher den Zauberer noch so bitter haßte. Wird aber dem Manne mit der Zeit die Liebe lästig, so steche er mit der knöchernen Nadel die Frauensperson, und sofort wird ihre Liebe schwinden; vgl. Fischer 136. Ein altes Rezept, zu bewirken, daß man einem die Liebe nicht versagen kann: Nimm einen Hahn (so drei Jahr alt ist) und stecke den in einen Topf und durchbohre ihn allenthalben und lege ihn in einen Ameisenhaufen und laß ihn darinnen liegen bis auf den neunten Tag; darnach nimm ihn wieder heraus, so findest du im Haupte einen weißen Stein. Wenn du denselbigen Stein hast, so kann dir niemand nichts versagen.

238. Meist giebt man dem Geliebten etwas zu essen oder zu trinken. Der Schlesier Hans von Schweinichen, dessen Lebensbeschreibung ein lebendiges Bild von dem Leben, Lieben und Treiben im 16. Jahrhundert entwirft,

erzählt schon 1576, es wurde ihm in Köln von einem alten Mönch die Nativität gestellt, deren 4. Punkt lautet, man werde ihm in einem gesottenen Ei entweder die Liebe geben oder ja gänzlich damit vergeben. „Darum, fährt er fort, wenn ich ein gesotten Ei essen wollte, so sollte ichs auf der Spitze aufmachen, so werde mir kein Gift nicht schaden." So fürchtet er sich auch 1577 zu Emmerich, daß eine Jungfrau ihn bezaubern möchte.

259. Die bei weitem meisten Liebesmittel aber bestehen noch heute darin, daß man der geliebten Person irgend etwas von dem eigenen Körper, Haare, Nägel, Schweiß, Blut ꝛc. im Essen oder im Getränk beibringt. Dies Verfahren wird schon in den alten Bußbüchern als todeswürdig bezeichnet. Gern trägt man Obst, besonders einen Apfel, oder Brot, oder ein Stückchen Zucker so lange auf der bloßen Haut oder unter dem Arme, bis es von Schweiß durchdrungen ist, und giebt es dem andern zu essen. Auch mischt man drei Blutstropfen in einen Trank und läßt ihn trinken (Kreuzburg). In Hirschberg glaubt man die Liebe eines Mannes durch das Herz einer Maus zu gewinnen, das man ihm „gepülvert" eingiebt, in Beuthen O/S. durch das Herz einer Fledermaus, anderswo durch ein Schwalben- oder Taubenherz.

Erhaltung der Liebe und Freundschaft.

260. Seiner Liebsten muß man keinen Spiegel schenken, sonst sieht sie alle Fehler ihres Liebsten und alles, was er thut. Bunzl. Mtschr. 1792, 118. Liebende dürfen sich auch kein Messer, keine Nadel, keine Schere schenken, sonst wird die Liebe zerschnitten oder zerstochen, es sei denn, der Empfänger dankt nicht, oder es wird lachend gegeben, oder der Geber hätte sich vorher damit eine kleine, aber blutige Wunde beigebracht und dadurch den schädlichen Einfluß auf-

gehoben (letzteres in Mittel-Schlesien). Auch dürfen sich Liebende kein Buch schenken, sonst wird die Liebe „verblättert“, kein Schuhzeug, sonst wird sie „zerlatscht“ (Kreuzburg). — Grabe in der Jungfrau, so im Augustmonat ist, Wegewartenwurzel samt dem Kraut und binde sie in Lorberblätter, lege dazu einen Wolfszahn und trage es bei dir, so wird dir niemand untreu (Schreiberhau). — Gut ist es, wenn Liebende einander Bänder und Fäden schenken, das bindet und befestigt die Liebe. Liebende dürfen nicht von einem Teller essen, oder aus einem Glase trinken, sonst werden sie einander gram (Grünberg). Die Braut darf beim Auskehren den Bräutigam nicht über das Kehricht schreiten lassen, sonst wird das Verhältnis gefährdet.

Untreue strafen.

261. Man rächt sich an dem ungetreuen Liebsten, indem man eine geweihte Kerze nimmt und um Mitternacht mit einer Nadel dreimal hineinsticht mit den Worten: Ich räche mich, ich steche dich, (daß du ewig denkst an mich), Gott strafe dich am Herzen; dann überkommt den Ungetreuen bittere Reue und Herzensqual (Nieder-Schlesien).

Liebe abwehren und loswerden.

262. Sollte jemand vermuten, daß ihm die Liebe in einer Speise eingegeben worden sei, so nehme er Raute (gegen bösen Zauber „mehr als Goldes wert“), Weintrauben und Theriak, von jedem ein Quentchen, lasse es mit einer Zwiebel braten und esse dann alles zusammen; oder man trinke einen Becher voll Frauenmilch (Waltersdorf).

Man ziehe ein Paar neue Schuhe an, gehe eine Weile sehr rasch darin, so daß die Füße in Schweiß geraten, ziehe dann den rechten Schuh aus, gieße Bier oder Wein hinein

und trinke es aus, so wird man von Stund an geheilt und der Person gram, die einem die Liebe auf geheime Art eingeflößt hat (Herzogswaldau bei Jauer); oder sieh zu, daß du den eigenen Kot von der Person, die dir etwas angethan hat, bekommst, lege ihn in deinen rechten Schuh, so daß du den Geruch empfindest, dann wirst du der Liebe an der Person ledig (Wohlau, Schreiberhau); oder man nehme einen Zahn von einem toten Menschen und beräuchere sich damit, so wird einem ebenfalls geholfen werden (Jauer).

Zahlreich sind geschichtliche Angaben über Liebeszauber in Schlesien. In Breslau wurde 1456 vor Allerheiligen ein Weib Namens Dorothea ersäuft, weil sie Liebeszauber getrieben hatte. Sie hat bekannt: sie wollte dem Knechte Wolfgang machen, daß er ohne sie nicht bleiben könnte; insgleichen daß sie einen Strähn Haare von ihm in ihrer Lade habe. — 1481 wurde in Breslau Anna Brommehausin ersäufet, weil sie den Männern von ihrem eigenen Schweiße zu trinken gegeben, um deren Liebe zu gewinnen. — Am 26. Mai 1505 wurde Apollonia Fischerin an den Pranger gestellt und hierauf Landes verwiesen. Sie bekannte u. a.: ihre Schwester habe sie gelehrt, wie sie einem die Liebe machen (einflößen) sollte; also: sie sollte nehmen einen Deckel von einer Kanne, und das Lid müßte ein Loch haben. Mit dem war sie auf einen Kreuzweg gegangen und hätte einen Schreiber Georg gerufen, daß er sie sollte lieb haben und ihrer nicht vergessen, im Namen des Vaters 2c. — Die gemalte (d. h. geschminkte) Bebe, eine Liebste des Herzogs Friedrich von Liegnitz, hat ausgesagt, daß die Erhartin, die Hufschmiedin, ihrem Manne gemacht, daß er sie habe müssen nehmen. Sie habe genommen das Herz von einer Turteltaube und dies in einem Brote gebacken oder gebraten und ihm zu essen gegeben. Erst vor kurzem (1897) wurde „a Frövulk“, das den jungen „frei-

ledigen" Leuten in der Landeshuter Gegend „Liebespulvarn" verkaufte, aufgegriffen und nach Böhmen geschafft.

Wenn man die Liebe eines Frauenzimmers erlangen will, so muß man, ohne daß sie es merkt, eine Stecknadel und ein Haar von ihr zu bekommen suchen, das Haar um die Stecknadel herumwickeln, zu einem Graben oder Fluß gehen und es rückwärts hineinwerfen. Bunzl. Mtschr. 1792, 88.

B. Die Hochzeitvorbereitungen.

263. Hat ein Liebespaar mit Zustimmung der beiderseitigen Eltern sich entschlossen zu heiraten und ist alles bezüglich der Mitgift in Richtigkeit, so versprechen oder verloben sich die jungen Leute (Versprechnis, Verspruch, Verlobung) im Kreise ihrer Angehörigen und verkehren von nun an öffentlich als Brautleute. Im polnischen Oberschlesien erscheint der Bräutigam in Begleitung eines oder zweier Freunde im Hause der Braut und bringt einige Flaschen Likör, ist er wohlhabend, einige Flaschen Wein mit, um die Verlobung zu „begießen". Früher suchten sich Braut und Bräutigam aus den Anverwandten oder den Ältesten der Gemeinde je einen Wortführer oder Starosten, poln. Starosta, aus, die bei Branntwein, Brot und Butter oder Quarg die Werbung besprachen. Nach Erhaltung des Jaworts schickte der Bräutigam der Braut einen Gulden oder Reichsthaler und empfing als Gegengabe ein Riechel und ein Tüchel. Eine Strafe von vier bis fünf Thalern wurde festgesetzt, die derjenige Teil, der wortbrüchig wurde, an die Kirche zahlen mußte. Damit war die Verlobung vorbei. Przbl. 1788, 334.

Derjenige, der im Namen des Bräutigams der Braut das Geldstück überbrachte und von ihr als Gegengabe das Riechel oder Kränzel, weshalb man diesen Brauch das

Kränzelabholen hieß, für den Bräutigam empfing, hielt früher folgende Ansprache an jeden, der zu dieser Feier, dem Kranzelabholen, geladen werden sollte:

„Also, mein vielgeliebter Herr Vetter! Ich bitte mir zu erlauben, etliche Worte vorzubringen und dieselbige gerne von mir anzuhören. Also bin ich ein abgesandter Bote, erstlich von dem allmächtigen Gott, zweitens von dem ehrbaren Junggesell N. N. Derselbe läßt Euch durch mich bitten, ihm die Lieb und Freundschaft zu erzeigen, den heutigen Abend bei ihm zu erscheinen, ihm von der lieb-, ehr- und tugendsamen Jungfer, des ehrbaren Mannes seiner liebsten Tochter N. N., ihren jungfräulichen Ehrenkranz abholen zu helfen, damit derselbe von ihr möge abgenommen und ihm als einem jungen Bräutigam möchte übergeben werden. Mein geehrter Herr Vetter! hier ist mein Anbringen. Ich bitte meine Bitte zu gewähren, damit ich denen, die mich gesandt haben, Antwort erteilen kann“. Przbl. 1865, 194.

264. Man bestimmt den Hochzeitstag und bestellt das kirchliche Aufgebot. Mit ängstlicher Sorgfalt wird auf die glücklichen oder unglücklichen Zeiten geachtet. In Schlesien heiratet man gern Dienstags bis Donnerstags und bei zunehmendem Monde; auf dem Lande aus naheliegenden Gründen meist Sonntags nach der Vesperandacht. Die Hochzeiten am Sonnabend sieht die Kirche nicht gern, weil die Feier sich gewöhnlich in den Sonntag Morgen hinein ausdehnt. Am Freitag heiraten nur gefallene Mädchen (Sprottau). Es muß ein „gleicher“ Tag sein, sonst ist kein Glück in der Ehe (Waltersdorf). Man befürchtet Unglück, wenn am Hochzeitstage ein Grab offen steht. Liegt an diesem Tage eine männliche Leiche auf der Bahre, so stirbt der Bräutigam zuerst, liegt eine weibliche, so stirbt die Braut zuerst (Niederschles.). Vgl. Peter II, 227. Wer in der „Kreuzwoche“ (in der Zeit vom 3. bis 10. Mai, nach dem

Feste Kreuz-Erfindung) heiratet, trägt zeitlebens ein schweres Kreuz (Unglück, Krankheit, Kummer) mit sich herum (Rybniker. Ratiborer Kreis).

265. Das kirchliche Aufgebot erfolgt an drei Sonntagen nach der Predigt („die Brautleute fallen von der Kanzel herunter"). Es ist allgemeine Sitte, daß dabei keiner der Verlobten in der Kirche anwesend ist, es brächte sonst Unglück, wohl infolge Berufens, Beredens.

Vor der Trauung müssen die Brautleute noch das Brautexamen, die Religionsprüfung von Seite des Seelsorgers, überstehen.

266. Eine jüngere Schwester soll nicht vor der älteren heiraten, oder die jüngere muß der andern einen Thaler geben (Liebau). Wenn zwei Schwestern an einem Tage Hochzeit machen, so nimmt das eine Brautpaar dem andern den Segen weg (Breslau). Ist die Braut älter als der Bräutigam, so werden sie reich. — Finden an einem Tage zwei Trauungen statt, so darf sich die eine Braut die Trauung der andern nicht ansehen, sonst bleibt ihre Ehe kinderlos (Niesky).

267. Ist alles geordnet, wählt man die Beistände oder Trauzeugen, auf dem Lande mit besonderem Bedachte den Druschma (slavisch družba) oder Brautdiener, auch Starosta, Züchtmann, Freimann genannt, und die Züchtfrau, sodann die Kränzel- oder Brautjungfern und die Kränzelherren oder Brautführer. Der Druschma (diese Benennung findet sich als Druschman auch in deutschen Gegenden, z. B. Glatz, Trebnitz, als Druschkeknecht in Tröm bei Katscher, als Druschbe z. B. in Zaudnitz bei Ratibor) muß vor allem einen guten Witz und ein geschicktes Benehmen haben. Er ist die Seele des Ganzen: er hat als Hochzeitsbitter die Gäste einzuladen, am Hochzeits-

tage, oft nach vorhergehender Anwerbungsrede, die er im Namen des Bräutigams hält, diesem dann, ebenfalls mit entsprechenden Worten, die Braut zu übergeben, bei der Tafel die Gäste zu bedienen und zu unterhalten. In Städten ersetzt ihn heute in gewissem Sinne der Lohndiener.

Im Riesengebirge bekleidet den wichtigen Posten des družba der sog. Plampatsch oder Plaudermann. Popig, Mitteil. VI, 13 fg. hat den Plampatsch nur aus Hofer: „Das Riesengebirge" übernommen, also von der böhmischen Seite. Auf der schlesischen kennt man nur den „Brautdiener".

268. Neben dem Druschma steht in gleicher Bedeutung für die Braut die Züchtfrau, oft jenes Ehehälfte. Sie ist die Ehrenmutter bei der Hochzeit und spielte ursprünglich bei dem Züchten, d. h. dem Ausbitten der Braut von den Eltern, und bei dem darauffolgenden Frühstück, das auch Züchten heißt, die Gegenrolle des Zücht- oder Freimanns. Sie setzt dem Bräutigam, wenn er Junggeselle ist, das Rosmarinkränzel auf und schenkt den jungen Eheleuten die Kinderwäsche. Sie ist auch beim Packen und Fahren des Brautkrams behülflich und erhält für ihre Bemühungen von den Eltern der Braut ein ansehnliches Geldgeschenk, das in die Brautbetten eingebunden ist. Vgl. Weinhold in Haupts Zeitschrift 6, 468 und Frauen I, 398.

Um Katscher heißt die erste Brautjungfer Gesellin; sie muß mit der Braut die Bänder für die Brautführer bezahlen.

Zu nahestehenden Familien gehen die Braute selbst einladen oder „ansagen".



269. Sonst reitet kurz vor der Hochzeit der Hochzeitbitter (heute noch in einigen Dörfern um Sprottan, Breslau und im poln. Oberschles.), Huxtloader (Gebirge), „juxend" (juchsen, juxen ist der stehende Ausdruck für die lauten Äußerungen der Hochzeitsfreude) vor das Haus des Einzuladenden. Er ist mit endlosen Handtücherschärpen und großen Sträußen von Rauschgold am hohen Hut und Sonntagsrock geschmückt und trägt eine bebänderte Gerte. Ohne den Sattel zu verlassen, richtet er seine Einladungsrede an den Hauswirt, der sie mit entblößtem Haupte anhört. In Rosenthal Kr. Brieg lautet sie:

„Ehrbarer und wertgeachteter Herr! Ich habe ein Wort oder etliche an Euch und Euere liebe Ehefrau (Euren Sohn und Tochter) zu reden und vorzubringen. Ich bitte Euch, Ihr wollet mir solche Worte erlauben zu reden und nicht „vor ungut" haben".

Nun folgt die Erlaubnis und er fängt an:

„Also bin ich ein aus- und abgesandter Bote, allhier zu Euch gesendet, erstens von Gott dem Allmächtigen, welcher ist ein Stifter der Ehen und aller guten Werke, zum andern von dem Ehrbaren und Wertgeachteten Herrn Bräutigam N. N., sowie auch von seiner liebwürdigsten Jungfer Braut, sowie auch von den beiderseitigen Hochzeitseltern. Dieselben lassen Euch durch mich von Gott einen guten Tag wünschen,

und wenn es Euch ganz wohl ergeht, so wird das ihnen eine große Freude zu hören und zu vernehmen sein. Weiter lassen sie Euch durch mich gar freundlich bitten und ersuchen, daß Ihr Euch auf den künftigen Dienstag (Sonntag) zu ihren hochzeitlichen Ehren einfinden möchtet, und daß Ihr Euch nachmittags um 2 Uhr persönlich einstellen möchtet in das Haus des Herrn Bräutigams. Allda vermeinet der Herr Bräutigam mit seinen erbotenen Freunden zusammenzukommen, daß Ihr Euch unterdessen mit einem Glase Bier oder was sonst die Gelegenheit bietet, erfrischen möchtet, bis daß alle seine geladenen Freunde und Gäste beisammen sind. Alsdann läßt Euch derselbe durch mich freundlich bitten, daß Ihr mit ihm gehen und schreiten wollet bis in des Ehrbaren und Wertgeachteten Herrn N. N. seine Behausung. Allda ist dem Herrn Bräutigam vor etlichen Tagen seine Ehr- und Tugendsame Jungfer Braut zugesagt und versprochen worden; um dieselbe wollet Ihr ihm helfen öffentlich freien und werben, wie es in unserm Königlichen Lande Sitte und Brauch ist; ja nicht allein freien und werben, sondern sie soll ihm gegeben werden in Züchten und Ehren in den Stand der heiligen Ehe.

Nach gehaltener Werbung und Brautausgabe läßt Euch der Herr Bräutigam noch durch mich ganz freundlich bitten, daß Ihr ihn begleiten wollt in die heil. christliche Kirche, allwo er mit seiner liebtrauten Jungfer Braut von dem Wohlehrwürdigen Großachtbaren Hoch- und Wohlgelehrten Herrn Pfarrer und Seelsorger zusammengetraut und kopuliert werden soll. Allda wollen wir ein andächtiges Gebet und Vaterunser für dieselben beten, damit sie an Leib und Seele gesegnete Eheleute sein und verbleiben möchten.

Nach gehaltener Trauung und Kopulation aber lassen Euch dieselben durch mich noch ganz freundlich bitten, daß Ihr sie wieder begleiten wollet in des Ehrbaren und Wohl-

geachteten Herrn Hochzeitvaters N. N. sein Behausung, allwo die hochzeitlichen Ehrentafeln sollen an- und aufgerichtet werden; allda wollen wir mit den andern erbetenen Gästen fröhlich und guter Dinge sein. Was dem lieben Gott als Stifter des heil. Ehestandes auch gar nicht zuwider ist; dessen wir auch ein gar schönes Beispiel haben an den frommen Eheleuten auf der Hochzeit zu Cana, die den Herrn Jesum auch auf die Hochzeit geladen hatten, der sich allda als ein großer Wundermann und Helfer erwiesen, indem er das Wasser zu Wein gemacht hat, damit die Gäste desto besser bewirtet und fröhlich gemacht wurden. Dann hat der Herr Christus auch merken lassen, daß er keinen Mißfallen habe an Hochzeiten und allem, was bei Hochzeiten vorkommt, als Essen und Trinken und fröhlich sein, dabei aber auch des lieben Gottes nicht vergessen, und dieses mag alles mit gutem Gewissen geschehen, insofern es nur seine gewisse Maß und Ziel hat und einer Hochzeit ähnlich sei.

Nach gehaltener Mahlzeit und Abdankung aber lassen sie Euch noch ganz freundlich bitten, daß Ihr nicht gleich wolltet vom Tische aufstehen und nach Hause gehen, sondern Ihr wollt Euch mit ihnen in ein christliches Ehrengespräch einlassen, bis die Herren Trinkdiener, Koch und Kellner werden abgespeist haben; alsdann wollen wir gehen in das Gasthaus, wollen auch ein erlaubtes Tanzvergnügen veranstalten, auch ein Faß Bier aufstellen, oder was sonst die Gelegenheit darbietet. Dieses wollen wir in Liebe, Friede und Einigkeit mit einander austrinken, aber auch bezahlen und fröhlich und guter Dinge sein, aber auch des lieben Gottes nicht vergessen. Wenn Ihr ihnen dieses zu Gefallen sein werdet, so wollen sie es Euch dankbar wiedervergelten. Ich bitte indes um einen guten Bescheid und eine versprechende Antwort, damit ich denen wieder berichten kann, die mich aus- und abgesandt haben."

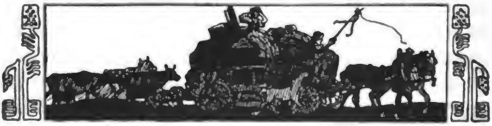
Sobald sich der Eingeladene für die Ehre bedankt hat, zieht der Hochzeitbitter, von der Dorfjugend begleitet, weiter. Bei einer großen Hochzeit werden die Einladungen von mehreren Hochzeitbittern ausgerichtet. In der Beuthener Gegend in Oberschlesien sind sie auch von Musik begleitet. Zuletzt sprechen sie bei den Brautjungfern vor, wo sie mit Wein und Obst bewirtet werden und oft mit Tanz und Trinkgelage die ganze Nacht zubringen (Schomberg).

270. Inzwischen ist auch die Züchtfrau, in der Grafschaft auch Bettfrau oder Federfrau, in Hirschberg Brautfrau genannt, nicht unthätig. Sie packt das Brautfuder, die Brautbetten, die mit schönen, buntfarbigen Feldern oder Blumen bemalte Brautlade, den Brautkram, und bringt alles in die Wohnung des Bräutigams. Dies geschieht Sonnabends oder erst Montags gegen Abend; doch ist auch der Freitag gut, um das Brautfuder zu fahren (um Schönau, Sprottau, Landeshut).

Zur Ausstattung gehörte früher auch ein Spinnrad nebst Spinnrocken. Mit besonderer Sorgfalt wurde von der Züchtfrau der Brautrocken „angelegt", wozu oft ein Kloben schönster und längster Flachs verbraucht wurde. Damit es der jungen Frau beim Abspinnen nicht an der nötigen „Netze" fehle, wurde zwischen jede Lage Flachs eine Schicht Mandeln, Rosinen und andere Näschereien gestreut. Dann wurde der Flachs mit einem goldgemusterten Rockenbrief, d. h. Papier, in Briefform gefaltet, umwickelt und mit einem buntseidenen Bande zusammengebunden (Herzogswaldau bei Jauer; ähnlich im Westerwalde).

In manchen, besonders polnischen Gegenden, fährt die Braut selbst mit den Betten in das Haus des Bräutigams und thront hoch oben auf dem Fuder neben einer bunten, verzierten Wiege. Besen, Brot und Salz dürfen nicht fehlen, sonst gelangt das Ehepaar nicht zu Wohlstand. Das ge-

wöhnlich in die Brautschuhe gesteckte Geld wird in der Löwenberger Gegend in die Federn des Brautbettes gesteckt, damit es dem Paare nie an Gelde fehle (Kunzendorf). Die Betten müssen mit allen vier Zipfeln zusammengebunden und oben aufgepackt sein, damit nichts Böses hineingesteckt werde. Bei Wohlhabenderen werden hinter dem Brautfuder die mitgegebenen Brautkühe nachgeführt. In der Hirschberger Gegend wird den vier vorgespannten Pferden ein „Schellengeläute" umgehängt, ihre Kämme und Schweife sind mit einem „rotrheinischen" Bande, des Fuhrmanns Peitsche mit einer ebensolchen Schleife, sein linker Arm aber mit einer Rose von seidenem Bande geziert. Auf den oben liegenden, mit Maschen verzierten Betten, deren Enden zusammengezogen sind, sitzt die Brautmutter mit der Brautfrau.



271. Ist man vor dem Haus des Bräutigams angekommen, findet man die Thür verschlossen und wird erst nach langen Verhandlungen, Bitten, großem Lärm, ja oft ergötzlichen Prügelscenen eingelassen (Beuthen O/S., Hirschberg, Katscher). Dies nennt man in der Gegend von Katscher „nach dem Paß fragen". Beim Abladen trifft oft der Hochzeitbitter mit Begleitern ein, und unter lauten Scherzreden wird der Brautkram ins Haus geschafft. Den Abschluß macht das Fuderessen.

Am Tage vor der Hochzeit bringt die Braut in Begleitung der Kränzeljungfern auch der Schwiegermutter den sog. Mutterkuchen, einen Streuselkuchen, der stark nach Karbe und Zimt schmeckt. Vor der Hochzeit werden auch (in Niederschles.) Brautbrotel gebacken, mit Korinthen, mit Safran gelb gefärbt.

272. Die letzten drei Tage vor der Hochzeit darf keins der beiden Brautleute für sich allein sein (Liebau). Im Hause der Braut wird fleißig genäht. Doch darf sie an dem Brautkleide nicht selbst helfen, sie näht sich sonst ihren Kummer zusammen, und das Ehrenkleid wird ihr zum Kummerkleid. Das Nähen der Zichen, Inlete und überhaupt der sonstigen Ausstattung ist erlaubt (Grünberg). Das Brautkleid darf nicht von grauer Farbe sein, und nicht blau (Schweidnitz), überhaupt nicht bunt, sonst stirbt bald eins der Neuvermählten. Das Brautkleid soll die Nacht vor der Hochzeit nicht in der Behausung der Braut aufbewahrt werden, sondern bei einem guten Bekannten (Breslau). Die Braut darf den Hochzeitskuchen auch nicht selbst backen, sonst leidet sie in der Ehe Not (Kreuzburg).

273. In manchen Gegenden lebt noch der alte Brauch fort, der Braut an einem der letzten Abende vor der Hochzeit ein Ständchen bringen zu lassen, das Hoferecht (Katscher). Man vgl. Scherffer Spr. 136 f.: bestellen wir zu Nacht ein

wacker Hoferecht mit Lauten, Instrument und andern Klinkerdingen.

274. Man überreicht sich gegenseitig Hochzeitgeschenke. Der Bräutigam muß der Braut das Brautkleid, sie ihm das Brauthemd schenken, so gibts eine glückliche und treue Ehe. Wenn die Braut dem Bräutigam das Brauthemd überreicht, so soll er es ihr aus der Hand nehmen und sich von ihr damit nicht auf die Achsel schlagen lassen, sonst erhält sie die Oberhand in der Ehe. Wenn der Bräutigam das Brauthemde auszieht und die Braut knüpft die Ärmel zusammen, so kann er sie im Ehestande nicht schlagen.

Außerdem schenkt die Braut dem Bräutigam in Mittelschlesien einen silbernen Ring, ein seidenes Tuch, das Purpurtüchel und einen Kranz, er ihr in Ober- und Niederschlesien das Brautgebetbuch und Schmucksachen, in der Gegend von Glogau besonders einen silbernen Gürtel um den Leib. In jeder Gegend findet sich ein besonderer herkömmlicher Gebrauch. Allgemein gilt, daß man als Hochzeitsgeschenke keine Glaswaren gibt, sonst zerschneidet man die Liebe; s. oben (260). Dasselbe steht bevor, wenn man sich mit Strümpfen, Fußteppichen und Amethysten beschenkt. (Ratibor, Beuthen O/S.).

275. Am Polterabend, ein Brauch, der nach Weinhold, Frauen I, 405, im Mittelalter noch nicht nachweisbar ist, zerschlägt man viel Töpfe vor der Thür der Braut und wirft viel Scherben in das Hochzeitshaus; je mehr es poltert und je größer die Menge der Scherben ist, um so besser wird es dem Ehepaare im Leben ergehen, denn Scherben bedeuten Glück (Liebau, Kreuzburg, Katscher) und sollen die bösen Geister verscheuchen. Dem Brautpaare werden meist von den Freundinnen der Braut Gedichte aufgesagt und Geschenke überreicht. Alte Frauen singen ein (religiöses) Lied von des Ehestandes Leiden und Freuden. Vielerorten

werden am Polterabende der Braut die Augen verbunden, worauf die unverheirateten Freundinnen einen Kreis um sie schließen. Dasjenige Mädchen, welches die Braut dann berührt, tritt zuerst nach ihr in den Ehestand. Dasselbe geschieht mit dem Bräutigam und den Junggesellen. Dieses Bestimmen der nächsten Braut hat oft auch erst beim Einhauben statt.

Im poln. Oberschlesien (besonders um Pleß) wird den Freundinnen der Braut, die noch ohne Freier sind, zum Kaffee ein Streuselkuchen vorgesetzt, worin ein kleines Geldstück, der Brautgroschen, zumeist ein „Sechserle" verbacken ist. Welches von den Mädchen das Geldstück in einem Streifel Kuchen findet, verlobt sich sicher noch binnen Jahresfrist. Przbl. 1874, 35.

C. Der Hochzeittag.

Vor der Trauung.

276. Endlich ist der Tag, der die weiblichen Wünsche erfüllen soll, angebrochen. Im poln. Oberschlesien kamen früher die gebetenen Gäste am Tage der Trauung in das Haus der Braut, wohin sie schon tags zuvor ihre Hochzeitsgeschenke geschickt hatten. Sie bestehen gemeiniglich in einem Brot, einem Mäßel („Mäsel") Hirse und einer Henne, Ente oder Gans. Im Hochzeithause finden die Gäste Brot, Butter, Kuchen und Branntwein, die Braut aber verkriecht sich mit den Brautjungfern und den Weibern in die Kammer, oder in Ermangelung dieser in den — Kuhstall. In der Stube lassen sich die Musikanten hören. Wenn unter dem Lärm der Musik der Bräutigam mit seinem Starosta oder Druschba und alle Gäste versammelt sind, beordert der Bräutigam seinen Starosten, die Braut zu holen. Dieser geht, bringt aber statt der Braut ein altes, häßliches Weib mit einem Rocken. Der Bräutigam nimmt sie und macht einen kurzen

Tanz mit ihr, erklärt aber dann, sie sei nicht die Rechte. Das alte Weib klirrt mit Scherben von einem alten Topfe und sucht den Bräutigam zu überreden, daß dieses eitel Gold und sie sehr reich sei. Allein der Bräutigam besteht darauf, ihm eine andere vorzuführen, worauf eine Brautjungfer hervorgezogen wird, die er aber auch verwirft. Dies Spiel wiederholt sich, bis der Bräutigam der Braut Geld (etwa 1 Thlr., heute 10 bis 20 M.) schickt und um die rechte Braut bitten läßt. Als Gegengeschenk erfolgt ein Kranz und ein Tüchel. Nun wird endlich die Braut heulend und weinend aus der Kammer gezogen und mit nassen Augen dem Bräutigam zugeführt. Beide Verlobte knieen mitten in die Stube und empfangen von ihren Eltern den Segen, worauf sie sich dreimal in der Stube herumdrehen und auf den Weg zur Trauung in die Kirche aufmachen. Przbl. 1788, 334 f. Im allgemeinen haben sich, zum Teil auch in deutschen Gegenden, diese Bräuche bis heute erhalten, nur ist die Einfachheit größerem Luxus gewichen.



277. In anderen Gegenden versammeln sich die Gäste des Bräutigams und der Braut gesondert in deren Wohnungen. Bevor der Bräutigam mit den versammelten Freunden und Gästen sich aufmacht, um in das Hochzeitshaus zu gehen, redet der Brautdiener die Versammlung in der Stube des Bräutigams also an:

„Ehrbaren und Wertgeschätzten Herrn Schwäger und guten Freunde, Tugendsame Frauen und Jungfrauen und Junggesellen! Es läßt Euch dieser gegenwärtige Herr Bräutigam durch mich ganz freundlich bitten und aussprechen, daß Ihr wollt mit ihm gehen und schreiten in des Ehrbaren Herrn Hochzeitvaters seine Behausung, nämlich zu dem Ehrbaren und Wertgeachteten Herrn N. N. Allda ist dem Herrn Bräutigam seine Ehr- und Tugendsame Jungfer Braut zugesagt und versprochen worden. Um dieselbe wollet Ihr ihm helfen öffentlich freien uud werben wie es . . . Sitte und Brauch ist."

Nun eröffnet der Brautdiener mit dem Bräutigam den Zug ins Hochzeitshaus. Ist man davor angekommen, geht der Brautdiener es dem Hochzeitvater melden und bittet um die Erlaubnis einzutreten und spricht also:

„Ehrbarer und Wertgeachteter, insonders Hochzuverehrender Herr Hochzeitvater! So ist nun allda der Herr Bräutigam mit seinen erbetenen Herrn Freunden und Beiständen. Dieselben lassen Euch durch mich von Gott einen guten Tag wünschen und vermelden, und wenn es Euch und den lieben Euren noch ganz wohl geht, wird es ihnen eine große Freude sein. — Ja, noch ferner läßt Euch der Herr Bräutigam durch mich ganz freundlich fragen, ob 1. Ihr auch aller der Worte und Versprechen, die Ihr dem Herrn Bräutigam von wegen seiner Liebwertesten Jungfer Braut versprochen habt, eingedenk und geständig sein wollt. Ferner läßt Euch der Bräutigam durch mich fragen, ob Ihr 2. auch

alle die Herren Fremde und Gäste beisammen habt, die Ihr zu Euern hochzeitlichen Ehren habt bitten lassen. Sollten noch welche fehlen, so vermeint er noch ein Weilchen zu verziehen. — Ferner läßt Euch der Herr Bräutigam durch mich noch freundlich bitten, daß Ihr 3. ihm Euer Thor und Angel wollt eröffnen lassen, damit er mit seinen erbetenen Freunden und Beiständen hereinschreiten und um seine Liebwerteste Jungfer Braut freien und werben könne, wie es.. Brauch ist. Wollt Ihr ihm nun dieses zuwillen thun, so will er sich Euch zeitlebens dankbar an Euch beweisen."

Auf 1. folgt der Bescheid: Was ihm einmal versprochen worden ist, das soll ihm auch gehalten werden; auf 2.: Alle, die wir zur Hochzeit eingeladen haben, sind schon erschienen; auf 3.: Thor und Angel werden wohl schon eröffnet sein; Ihr möget in Gottes Namen kommen, wir wollen Euch gern und willig sehen. — Alle diese Fragen und Antworten faßt der Brautdiener zum Schluß noch einmal zusammen. Jetzt kommt der Vertreter des Bräutigams, der „Werbemann" oder „Freimann" genannt, herein, um das Anliegen des Bräutigams dem Hochzeitvater vorzubringen und um die Braut zu werben (zu freien). Er bittet um Erlaubnis und beginnt dann also:

„Das walte Gott der Vater, der dem Adam die Eva in dem Paradiese selbst zugeführt hat, das walte Gott der Sohn, durch den sie kopulieret worden, das walte Gott der heilige Geist, der das Band der Liebe um sie geschlungen hat! Ja, die ganze heilige Dreifaltigkeit gebe auch jetzt zu unserm Vorhaben den göttlichen Segen. Amen.

Allerseits nach Standes Gebühr Hochgeehrten Herrn Schwager und guten Freunde, Tugendsame Jungfrauen, Jungfern und Junggesellen! Vor allen aber Ihr, mein teuerster Herr Hochzeitvater! So ist nun allda der Ehrbare und Wertgeachtete Herr Bräutigam mit seinen erbetenen

Herrn Freunden und Beiständen, wie auch ich in seinem Wort und Namen. Derselbe heißt mich nun also reden und spricht: Dieweil denn der ewige und allmächtige Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi uns Menschen als vernünftige Kreaturen geschaffen hat aus Leib und Seele und uns auch allerlei geistige und leibliche Nahrung nach Notdurft gegeben hat, ja auch noch täglich gibt, wie er auch zur Erhaltung Zucht und Ehrbarkeit halber den heiligen Ehestand im Paradiese selbst eingesetzt und gestiftet und verordnet hat. Nun, guten, lieben Herrn Schwäger und guten Freunde, so ist nun auch dieser gegenwärtige Herr Bräutigam. Dieser hat nun auch Lust und Liebe, durch Gottes Schickung und Gutachten seiner lieben Eltern und Freunde sich in den Stand der heil. Ehe zu begeben, welches gar ein herrlicher Stand ist, wenn er recht angefangen wird in Züchten und Ehren. Ja, der Ehestand ist eine heilige und wohlgefällige Verordnung, von Gott verordnet zu dem Zwecke, daß eines des andern Last tragen und eines des andern Gehilfe sein soll in zeitiger Liebe und Treue, in Führung des Hauswesens, zur Vermehrung der Menschen und zur Erfüllung des Himmelreiches. Denn also hat es dem ewigen und allmächtigen und allweisen Gott gefallen, das ganze menschliche Geschlecht nicht auf einmal, wie das englische Heer, zu erschaffen, sondern uns durch züchtige Vergattung zweier Menschen fortzupflanzen bis ans Ende der Welt.

Ferner spricht auch dieser gegenwärtige Herr Bräutigam, daß er habe Gott den Allmächtigen von Herzen angerufen und gebeten, daß er ihm ein frommes und keusches Ehegemahl bescheren möchte, die er von Herzen lieb haben möchte, denn es sagt der weise König Salomo in seinen Sprüchen im 14. Kap. sowie auch Sirach im 26. Kap.: Wer eine fromme Ehefrau findet, der findet was Gutes und bekommt Wohlgefallen von dem Herrn. Ja, er sagt auch

noch ferner, daß löblich und schön sein wäre nichts, aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, die soll man loben. Ein tugendsames Weib ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der den Herrn fürchtet, er sei reich oder arm. Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat! Sie ist viel edler denn die köstlichste Perle. Ihres Mannes Herz wird sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln; sie wird ihm Liebes und kein Leid anthun ihr Leben lang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, sie arbeitet mit ihren Händen, sie ist wie eines Kaufmanns Schiff, das seine Waren von ferne bringt. Gleich wie die Sonne aufgeht und scheinet an dem hellen Himmel des Herrn und eine Zierde ist der ganzen Erde, also ist ein tugendsames Weib eine Zierde in ihres Mannes Wirtschaft.

Ferner spricht auch dieser gegenwärtige Herr Bräutigam, daß ihm Gott der Herr sein Gebet erhört habe und hat ihm sein Herz und Gemüt durch seinen Geist gelenket und geführt, daß er sich hat gewendet zu einem ehrbaren aufrichtigen christlichen Geschlecht, als nämlich zu dem .. Hochzeitvater N. N. und zu dessen liebwertester Jungfer Tochter mit ihrem christlichen Taufnamen N. N. Dergleichen wir auch ein gar schönes Bild in der Bibel haben an dem frommen Erzvater Isaak, der mit seines Vaters Abraham Knecht in das Land Mesopotamien ziehen sollte, der ihm dort auch sollte um ein Weib helfen freien und werben. Derselbe hat dort auch herzlich zu Gott gebetet, daß er ihm möchte anzeigen diejenige Person, um welche er anhalten sollte. Als er aber kaum sein Gebet geendet, sieh! da kam die schöne, keusche und freundliche Rebekka, und er ward von ihrem Bruder Laban mit diesen schönen und freundlichen Worten empfangen: Komm herein, du Gesegneter des Herrn! Warum stehst du draußen?

Ferner spricht auch dieser gegenwärtige Herr Bräutigam,

daß wenn etwa jemand wissen wollte, wo er vermeinet Eure Tochter hinzuführen, das werde wohl einem jeden unter uns bekannt sein, nämlich auf sein ihm gehöriges Eigentum in N. N. Allda vermeint er seinen künftigen Lebensunterhalt sich mit ihr zu erwerben, bis sie Gott einstmals abrufen sollte, was erst recht spät geschehen möchte.

Ferner spricht auch dieser gegenwärtige Herr Bräutigam, daß Ihr ihm Eure liebe Jungfer Tochter nicht zusagen dürft auf schlichte und einfältige Worte, sondern er verspricht ihr auch als zu einer gewissen Morgengabe .... hundert Reichsthaler, damit sie auch wisse, warum sie ihren jungfräulichen Stand verändere und sich mit ihm begebe in den Stand der heil. Ehe. Oder so Gott was an ihnen thäte, daß sie ohne Leibeserben durch einen zu zeitigen Tod von einander getrennt werden, dieweil wir doch alle sterbliche Menschen sind und nichts Gewisseres haben als den Tod, nichts Ungewisseres aber als die Todesstunde, wovor sie der liebe Gott in allen Gnaden behüten wolle, so hat sie die genannte Summe als ihre ihr eigene Schuld und bleibendes Eigentum. Ferner verspricht er ihr auch seine ihm zugehörige Wirtschaft in N. N. für den Wert, wie er sie selbst gekauft hat."

Darauf bittet der Freimann den Hochzeitvater für den Bräutigam, daß ihm die Jungfer Braut ein kleines Ehrengeschenk und ein Ehrenkrönlein schenken möge.

„Nun, mein teuerster und vielgeliebter Herr Hochzeitvater! es läßt Euch der Herr Bräutigam durch mich ganz freundlich bitten und ansprechen um ein kleines Ehrengeschenk oder Ehrenkränzlein von seiner lieben Jungfer Braut, damit er auch sehe ihre Liebe, ob sie dieselbe noch so zu ihm hat, wie sie dieselbe bis itzt zu ihm gehabt hat. Er ist erbötig, ein gleiches zu thun."

Nun kommt in der Regel die Schwiegermutter, bringt

auf einem feinen Teller einen Ehrenkranz, ein ganz schönes, feines Tuch und einen Rosmarinstengel und übergiebt es dem Freimann mit vielen Glückwünschen. Der Freimann dankt und setzt den Kranz dem Bräutigam auf das Haupt mit den Worten:

„Nun, mein vielgeliebter Herr Bräutigam! hier übersendet Euch Eure vielgeliebte Jungfer Braut ein Ehrenkränzlein, und so wie dieses Kränzlein keinen Anfang und kein Ende hat, so soll auch Eure Liebe wohl einen Anfang, aber kein Ende haben bis an Euer seliges Ende.

Halte deine Krone feste,
Halte männlich, was du hast;
Recht bewahren ist das Beste,
Rückfall ist ein böser Gast.

Wenn einst, o Herr, vor deinem Throne
Auf unserm Haupt wird stehn die Ehrenkrone,
Dann wollen wir, wenn alles wird wohl klingen,
Dir Lob und Dank singen. —

Und hier übersendet sie Euch ein Tüchlein und ein Riechlein, wie denn der liebe Gott befohlen, daß der Mensch sich im Schweiße seines Angesichtes sein Brot erwerben soll, damit Ihr Euch denselben wieder abtrocknen könnt."

Als Gegengeschenk legt der Bräutigam ein par Thalerstücke auf den Teller, und der Freimann giebt das dem Brautvater und spricht:

„Nun, mein teuerster Herr Hochzeitvater! es läßt der H. Bräutigam durch mich Euch recht herzlich danken, und er übersendet hiermit seiner liebwertesten Jungfer Braut auch ein kleines Ehrengeschenk als zu ihrer beider Verbindung, daß ihre Liebe und Treue verbunden sei und bleibe bis zu ihrem seligen Ende."

Nun folgt die letzte Bitte um die Braut. Der Freimann beginnt:

„Allerseits nach Standes Gebühr Hochgeehrten Herrn Schwäger und guten Freunde, tugendsame Jungfrauen, Jungfrau- und Junggesellen! Wir lesen gar eine schöne Heiratsgeschichte Tobias 7, 10: Als der junge Tobias sich ein Weib freien wollte, sprach er zu seinem Schwiegervater, dem Raguel; Ich will heute nicht essen noch trinken, du gewährest mir denn eine Bitte und sagest mir zu, Sara deine Tochter zum Weibe zu geben. Da das Raguel hörte, erschrak er und wußte nicht, was er antworten sollte; denn er gedachte, was seiner Tochter schon früher geschehen war. Da sprach der Engel zu ihm: Fürchte dich nicht und scheue dich nicht, ihm deine Tochter zum Weibe zu geben, denn sie ist ihm bescheret zum Weibe. Da sprach Raguel: Nun erkenne ich mit Freuden, daß euch Gott hat lassen hierher kommen, daß meine Tochter diesen Mann kriegen wird, und nahm die Hand seiner Tochter und schlug sie in die Hand des jungen Tobias uud sprach: Der Gott eurer Väter sei mit euch und gebe seinen Segen reichlich über euch. — Darum auch, mein teuerster und vielgeliebter Herr Hochzeitvater, bitte ich Euch nochmals ganz freundlich, Ihr wolltet doch weiter kein Bedenken tragen und wolltet ihm Eure geliebte Tochter übergeben im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes."

Nun bringt der Brautvater seine Tochter und legt ihre Hand in die Hand des Bräutigams und spricht:

„Hier, mein Sohn, übergebe ich dir meine Tochter aus meiner Hand in Deine Hand, aus meiner Gewalt in Deine Gewalt bis auf des Priesters Mund und Hand im Namen des Vaters u. s. w. Der Herr gebe Euch seinen Segen!"

Der Freimann dankt und spricht:

„Nun, mein teuerster und vielgeliebter Herr Hochzeit-

vater! es läßt sich der H. Bräutigam bei Euch durch mich auf das freundlichste bedanken, daß Ihr ihm Eure liebe Tochter übergeben habt aus Euer Hand in seine Hand bis auf des Priesters Mund und Hand. Er will dieses auch Zeit seines Lebens dankbarlichen Euch beweisen.

Gott, dreieinig in dem Wesen,
Der aus zweien eines macht,
Du hast alles auserlesen
Und sehr wohl zusammenbracht!
Jeder Mensch hat Seel und Leib,
Jeder Ehstand Mann und Weib,
Und so wächset mit den Jahren
Deine Welt zu lauter Paaren.

Du kannst in die Seele steigen,
Wo kein Mensch den Schlüssel hat,
Und die Herzen alle beugen
Wie ein umgedrehtes Rad,
Darum geht auch hier und dort
Dein Verlangen immer fort,
Und der Mensch mit seinem Denken
Kann es doch nicht anders lenken. —

Nun, du Geber aller Güter,
Segne, was du hast gestift,
Komm, verbinde die Gemüter,
Weil es deinen Ruhm betrifft.
Zieh in ihre Wohnung ein,
Laß sie täglich eines sein,
Und verlängre ihre Tage,
Daß man Lob und Dank dir sage.
Amen.

Nun, geehrten Schwäger und guten Freunde, wer etwa noch etwas genießen will, der thue es bald! Denn der

Brautdiener macht mit der Jungfer Braut den Anfang in das Haus des Herrn zur christlichen Trauung durch den Herrn Geistlichen."

Im Kreise Leobschütz (Pommerswitz) wird am Hochzeitstage der Bräutigam mit seinem Freimann nach einem kurzen „Gespechla" zwischen letzterem und der Brautjungfer oder Züchtfrau in die Stube gelassen, wo der Freimann um die Braut bittet. Die Brautjungfer antwortet: „Vielgeliebter Herr Vetter! Ihr kommt und bittet für den ehrbaren Herrn Bräutigam um seinen Ehrenkranz. Ich bitte aber um eine Viertelstunde Aufschub, damit der Kranz kann vollgebunden werden. Das erste Gesetzlein heißt: Vergiß nicht mein; das andere: Je länger, je lieber. Sonst würde der ehrbare Herr Bräutigam mit der ehrbaren Jungfer Braut übel zufrieden sein. Es würde auch wenig schmücken und zieren."

Nun bringt die Brautjungfer dem Freimann den Teller mit dem Kranze für den Bräutigam und spricht:

„Nehmt hin die Kränzlein beide,
Tragt sie mit großer Freude.
Darüber spricht Gott seinen Segen,
Daran ist am meisten gelegen."

Darauf bittet der Brautdiener die Hochzeitsgesellschaft um die Braut: „Meine vielgeliebten Jungfern und Jungfrauen, ich komme und bitte um die Jungfer Braut, daß sie dem ehrbaren Herrn Bräutigam zugeführt wird, damit sie in die christliche Kirche geführt und vom Diener Gottes getraut und kopuliert werden." Dann wendet sich die Brautjungfer zur Hochzeitsgesellschaft und spricht: „Nach geschehener Traung will ich sie Euch wiedergeben, nachdem es recht und gebräuchlich ist." Nach diesen Worten ergreift sie den Bierkrug und sagt: „Na laßt Euch erst einmal schenken!", worauf

der Brautdiener erwidert: „Ich habe mir vorgenommen weder zu essen noch zu trinken, bis meine Bitte erfüllt ist, wie ich zuvor gebeten habe." Die Brautjungfer antwortet: „Wenn es von allen Hochzeitsgästen und =Damen erlaubt ist wie von mir, so nehmt sie in Gottes Namen hin."

Jetzt wird dem Bräutigam eine vermummte, häßliche, alte Person vorgeführt. Der Bräutigam lehnt sie ab, und sie muß, von den Brautdienern verfolgt, schreiend flüchten. Endlich wird die Braut dem Bräutigam übergeben. Es folgt ein kleiner Imbiß und man rüstet sich zum Kirchgange.

278. Vielerorten ist der Glaube, daß am Hochzeitsmorgen der Bräutigam die Braut zuerst suchen muß, wenn er lange leben will; darum versteckt sie sich. Auch in der Glogauer Gegend verharrt sie in der Brautkammer, bis sie der Vertreter des Bräutigams, der Freimann, holt. Auch bringt es der Braut Glück und sichert ihr die Oberhand, wenn sie den Bräutigam zuerst sieht (Liebau, Breslau, Österr.=Schles.)*) Das Herausfinden der Rechten findet sich auch in deutschen Gegenden. So wird in Katscher dem „Brautrich" (Brätrich), in Sabschütz bei Leobschütz dem „Bräutiger" zuerst anstatt der Braut eine andere, tiefverschleierte Person, die in Sabschütz die „Spille=Gritte"**) heißt, von dem Brautdiener zugeführt. Wenn dann der Betrogene unter dem schallenden Gelächter der Gäste den Betrug merkt, muß er sich mit einem Geldgeschenk von der listigen Spille=Gritte loskaufen. Der nämliche Brauch ist in Frankreich bekannt; vgl. Liebrecht 407.

279. Ergreifend und erbaulich ist das Züchten, das letzte feierliche Werben und Anhalten des Bräutigams oder

*) Vgl. Festschrift des Bresl. Germanist. Vereins S. 67.

**) Vgl. die falsche Braut erscheint in slavischen Gegenden (276) mit der Spille (Spindel).

seines Vertreters um die Braut, und deren Übergabe an den Bräutigam. Hierbei ist unerläßlich, daß die Braut viel weint, damit sie es später nicht thun darf.

Die Braut, die sich im Backkübel oder Backtroge ankleidete, um recht häuslich zu bleiben (Liebau)*), oder darin wenigstens die Brautschuhe anzog, um in der Ehe vor Schlägen sicher zu sein (Löwenberg), darf nichts Geborgtes an sich haben, auch nicht, was nicht ganz neu ist, sonst gefährdet sie ihr Glück. In einigen Familien ist es Sitte, daß sie sich ein rotseidenes Bändchen (zum Schutz gegen Behexung) um den Hals bindet, in andern, daß sie nichts Rotes an sich trägt, weil sonst die künftigen Kinder rothaarig würden (Kreuzburg, Gleiwitz).

Fahrt zur Kirche.

280. Kriechen die Kinder unter dem Brautwagen oder unter seiner Deichsel hindurch, so wirft der Wagen auf der Fahrt zur Kirche um. Das Brautpaar darf nicht mit Schimmeln oder verschiedenfarbigen Pferden fahren (Glatz, Liegnitz), sonst stirbt eins der Brautleute (Strehlen). Die Pferde sind an den Scheuledern mit weißen oder roten Schleifen geschmückt, ebenso die Peitsche des Kutschers. Wenn dem Brautpaar auf der Kirchfahrt eine Leiche begegnet, so bleiben ihm keine Kinder am Leben; begegnet es einem Fuder Mist, so bedeutet dies eine unglückliche Ehe. Bunzl. Mtschr. 1792, 247. Dasselbe wird gefürchtet, wenn die Pferde die Deichsel wegbrechen oder durchgehen. Um Schönau (Kauffung) ist es ein gutes Zeichen, wenn dem Brautzuge junge Leute oder ein Fuder Mist begegnen.

Regen in den Brautkranz bedeutet Segen, aber auch

*) Schon in der Chemn. Rockenphilosophie, Grimm Myth. III, 441.

Thränen, oder: sanfter Regen bedeutet Segen, starker Thränen (Niesky), Schnee allgemein Glück, Sturm und Gewitter Unglück (Liegnitz). Läßt sich am Hochzeittage die Sonne gar nicht blicken, so wird die Ehe traurig und liebeleer sein. Wenn man am Trautage gutes Wetter haben soll, so muß man die Katzen (ein Gewittertier) gut füttern (Gramschütz bei Glogau). — Denen, die zufällig dem Brautzug begegnen und die Braut sehen, bringt dies Glück.

Zerreißt der Braut zufällig der Brautschleier, so bedeutet dies Glück. Zuletzt muß er zerrissen werden, sonst wird die Braut unglücklich (Oberschlesien; Kunzendorf bei Löwenberg). Auf dem Wege zur Kirche darf sich die Braut nicht umsehen (Kreuzburg).

281. Hinter dem Brautwagen wirft in manchen Gegenden die Dorfjugend Topfscherben und ähnliches, das bringt den Brautleuten Glück. Hier und da besteht noch das früher allgemein übliche Vorziehen oder Schnureziehen (um Leobschütz, Falkenberg, Strehlen, Brieg, Rybnik, Ratibor). Junge Burschen ziehen eine Guirlande, oft auch an der Kirche, quer über den Weg. Der Brautwagen muß davor halten, Braut und Bräutigam bekommen zuweilen ein Gläschen Schnaps gereicht und müssen sich durch ein größeres Geldstück auslösen. Auch in Nieder-Schlesien (Waltersdorf) wurde früher „geschnürt". Um Tost, Slawentzitz wird der Braut ein alter Latschen nachgeworfen.

282. Was man bei der Trauung bei oder an sich hat, wird einem für die ganze Ehe angetraut. Hieraus erklärt es sich, warum die Brautleute, besonders die Braut, manche Dinge mit in die Kirche nehmen. Beide stecken sich vorher Geld in die Tasche, die Braut auch in die Schuhe (allgemein), in den linken Niederschuh unter die Ferse (Nimptsch). Legt man dieses Brautgröschel nach der Hoch-

zeit ins „Beikästel“, ein inneres Seitenbehältnis am oberen Rande eines Kastens, so hat es immer Geld im Hause. Sie trägt Brot (das Brautramstla) in der Tasche oder am Busen (Nimptsch, Breslau, Namslau, Oppeln, Kreuzburg) oder im Rocke eingenäht, Salz in der Rocktasche (Beuthen O/S.) Sie läßt sich im Schuhe vielerlei Samenkörner antrauen (Namslau), damit das Getreide, Kuhhaare und Schweineborsten (Wohlau), damit der Viehstand gedeihe. Man legt ihr einen Entenkringel, d. i. eine geringelte Schwanzfeder von einem Enterich, in den Schuh, damit sie immer das Recht und die Oberherrschaft im Hause habe (Landeshut). Der Bräutigam darf kein Messer bei sich tragen, weil sonst das Eheband zerschnitten wird. Auch steckt die Braut außer Brot und Geld einen Schlüssel zu sich, dann wird man ihr nichts stehlen (Rosenberg). Bei der Trauung darf keins der Brautleute krank sein, sonst wird die Krankheit angetraut und ist unheilbar (Namslau, Breslau).

283. Die ganze Trauhandlung begleitet ein stiller Kampf der Brautleute darum, wer von ihnen in der künftigen Ehe die Oberhand haben werde, und auf vielerlei Weise sucht man sich diese zu sichern. Vor dem Gange zur Kirche läßt sich die Braut vom Bräutigam Geld zum Opfergange geben. Verweigert er es ihr nicht, so kann er später über das Geld nicht verfügen, sondern sie wird die Kasse haben, namentlich dann, wenn sie das vom Bräutigam erhaltene Geldstück behält und dafür ein anderes opfert. Stößt die Braut vor der Trauung mit einem Finger an die Kirchenthür, wird sie der Mann nicht schlagen. Wer die Kirche zuerst (mit dem rechten Fuße) betritt, der hat die Vorhand im Hause; ebenso wer zuerst niederkniet. Der allgemeinen Meinung widerspricht man in Niesky; hier stirbt zuerst, wer die Kirchenschwelle zuerst überschreitet und zuerst

hinkniet. Beim Niederknieen sucht die Braut dem Bräutigam auf den Rockschoß zu knieen, um ihn „unterzukriegen.“

Wie jetzt Schleppe und Schleier vom Brautdiener geschmackvoll geordnet werden, so wurde früher durch Ziehen und Zupfen die Brautschürze in gleichmäßige Falten gelegt; erst dann konnte der Geistliche die heilige Handlung beginnen.

284. Bei der Trauung dürfen nur jungfräuliche Bräute den Myrtenkranz tragen; gefallene Mädchen tragen einen Epheukranz, der aber nicht den ganzen Kopf umschlingt, sondern hinten geöffnet sein muß. Auch geht nur die bräutliche Jungfrau, die „ordentliche Braut“, mit einer Kerze zu Opfer und erhält den Brautsegen oder Jakobssegen, weil dabei der Priester zum heiligen Jakob betet, daß die Ehe mit Kindern gesegnet sei.

Selbst bei der Trauhandlung, vor dem Altare, behauptet sich alter Brauch und Glaube. Die Hochzeitsgäste müssen vor dem Brautpaar in die Kirche eintreten, um die bösen Geister zu verscheuchen, die also auch in dem Gotteshause „Fug haben“ (Katscher).

Die Braut setzt ihren linken Fuß auf den rechten des Bräutigams, und beim Zusammengeben der Hände achtet der Bräutigam darauf, daß seine Hand oben sei. Die Brautleute müssen möglichst enge an einander stehen, damit die Hexen und bösen Leute nicht dazwischen können (Landeshut, Sprottau) und der Teufel nicht zwischen durchsehen kann (Strehlen). In der Vorhalle giebt eine zuverläßliche alte Person auf die (frei hangenden) Glockenstränge acht, daß sie niemand berührt und die Brautleute „knüpft“. Die Braut muß vor dem Altare viel weinen, dann weint sie nicht in der Ehe (Katscher). — Läßt eine (städtische) Braut sich in der Kirche die Schleppe nachtragen, so läßt

sie sich damit das Unglück nachtragen, sagt das Landvolk (um Rybnik, Ratibor).

285. Beim Aufstehen dürfen sich beide nicht den Rücken drehen, sonst wird die Ehe unglücklich. In der Zobtener Gegend rückt, sobald die Frau von ihrem Sitze sich erhebt, sogleich die neben ihr sitzende Brautfrau oder Brautjungfer auf die eben verlassene Stelle, damit diese nicht auskühle, was sonst Unglück für die zukünftige Hausfrau brächte. Z. d. V. f. V. III, 147. Wenn bei der Trauung ein Stuhl leer bleibt, so setzt sich der Tod darauf, und eins von den Brautleuten muß sterben.

Das geschieht auch, wenn während der Trauung eine Kerze am Altare verlischt. Wenn die Altarkerzen hell brennen, so wird die Ehe glücklich sein. Brennt das Licht auf der Seite der Braut rascher als auf der des Bräutigams, oder brennt es düsterer, so stirbt sie früher als der Bräutigam, und umgekehrt. Die Kerze ist somit ein Sinnbild des Lebenslichtes.

In manchen Gegenden tragen die Brautleute noch die früher allgemein üblichen „Traukränzchen", kleine Kränzchen von Rosmarin, auf dem Scheitel. Fällt einem von ihnen vor dem Altare sein Traukränzchen vom Kopfe, so stirbt diese Person zuerst; dasselbe gilt in Bezug auf den Trauring. Bei einer „armen Hochzeit", bei der die Brautleute keine Trauringe besaßen, wurden früher statt der Ringe vom Priester die Traukränzchen geweiht und darauf von der Brautfrau oder ersten Brautjungfer der Braut und dem Bräutigam auf den Scheitel gesteckt.

Werden während der Brautmesse die Pauken sehr geschlagen, so bekommt die Frau in der Ehe Schläge. Wenn der Braut der Kranz vom Kopfe fällt, so stirbt sie noch in demselben Jahre. Bunzl. Mtschr. 1792, 120.

286. Nach der Trauhandlung geht man um den Altar zu Opfer, die weiblichen Personen zuerst, dann die Mannspersonen; auf dem rechten Oderufer macht der Brautdiener den sog. Schwänzelmann, d. h. er ist der letzte. Wer von den Brautleuten nach der Trauung zuerst spricht, der führt auch in der Ehe das Wort. In Roßberg bei Beuthen O/S. läßt sich die Braut beim Opfergange hinter dem Altare das Opfergeld vom Bräutigam geben oder nimmt es ihm aus der Geldbörse, damit sie auch in der Ehe dies jederzeit thun darf. In der Parochie Schleife Diöcese Niesky läßt die Braut hinter dem Altar einen Apfel zwischen ihrem Leibe und Gürtel hinabgleiten zur Erleichterung bei der künftigen Entbindung.

287. Bei der Rückkehr vom Altare darf die züchtige Braut sich in der Kirche nicht um-, ja nicht einmal aufschauen, wenn sie nicht den Vorwurf hören will, schon nach anderen Männern Umschau zu halten. Die Kirche ist gefüllt von solchen, die „Brautschaun" kamen; „wer die Braut gesehen, dem thut der Bauch nicht weh" (Leobschütz). Die Neuvermählte wird von ihren Freundinnen, besonders den ledigen, womöglich schon an den Stufen des Altars beglückwünscht, eine an vielen Orten, namentlich in den Städten bestehende Unsitte. Jede möchte die erste sein, denn die von der Braut den ersten Kuß erhält, kommt bestimmt im Laufe des nächsten Jahres unter die Haube. Überhaupt giebt eine Hochzeit die andere, denn es wird keine Hochzeit gemacht, wo nicht eine andere wird erdacht.

Wer sich, sobald die Braut zur Trauung gegangen ist, auf den Stuhl setzt, auf dem sie zuletzt gesessen hat, tritt nach ihr in die Ehe (Toster Gegend).

Nach der Trauung.

288. Auf der Rückkehr aus der Kirche gingen früher auf der rechten Oderseite die Geschlechter gesondert hinter den Neuvermählten ins Hochzeitshaus. Przbl. 1826, 156. Oft hat erst jetzt das Vorziehen statt (281).

Wenn das Ehepaar immer Geld haben will, muß es ein Geldstück im Hochzeitswagen liegen lassen (Opfer) (Sillmenau bei Ohlau).

Bei der Rückkunft findet der Hochzeitzug die Thüre verschlossen. Der Brautdiener muß erst um Einlaß bitten, oder die jungen Leute klettern über das Thor, um den Eingang zu erringen (Leobschützer Gegend). Dann öffnet eine alte Frau und überreicht der Neuvermählten eine Schnitte Brot. Dieses muß sie „für ewig" aufheben, dann leidet sie keinen Mangel (Kreuzburg). Bevor um Leobschütz die Brautleute in das Hochzeitshaus eintreten, überreicht die Braut- oder Schwiegermutter, die der Trauung gewöhnlich nicht beigewohnt hat, „weil sich das nicht schickt", der jungen Frau einen Laib Brot zum Anschneiden und ein Glas Bier, das die Braut antrinkt und dann weitergiebt. Der letzte schleudert das Glas hoch über das Dach des Hauses (wie in der Oberpfalz), dann wird die Ehe glücklich. Darauf umwickelt die Mutter die rechte Hand der Braut mit einem Handtuch und zieht sie so ins Haus. Das Tuch und Brot gehören der jungen Frau in die neue Wirtschaft (Katscher). In der Landeshuter Gegend (Liebau) wird der Braut ein neues Handtuch um den rechten Arm gelegt, damit sie vor langjähriger Krankheit bewahrt bleibe. Mitteil. IV, 57.

Max Waldau erzählt nach dem Leben (aus der Gegend um Katscher und Bauerwitz): Die junge Frau mußte das Brot, nachdem sie zuerst drei Kreuze darüber gemacht hatte

anschneiden, ihrem Manne einen Bissen davon reichen und selbst ein Stückchen verzehren. Darauf sprang sie über ein Handtuch, das die Hochzeitbitter ausgespannt halten, in das Haus hinein, war jetzt unwiderruflich verheiratet und gab das Zeichen zum Hochzeitsmahle. — Oft wird die junge Frau über die Schwelle getragen (Naumburg Kr. Sagan).



In Tröm bei Katscher bedankt sich der Bräutigam nach der Rückkehr aus der Kirche bei der Schwiegermutter: „Bezoahls Gôt, Mutter, fir ålls metnånder, dåß Ihr mir eiere Tochter hoat grü'ß gezån (gezogen) bis zu dam heitigen Tåg."

Wer nach der Trauung zuerst das Haus betritt, erlangt die Herrschaft. In derselben Absicht wirft die Braut nach der Trauung ihre Handschuhe in den Hut des Bräutigams (Sprottan).

289. In manchen Gegenden trägt die Braut ein Stück Brot dreimal um den Tisch. Dieses „Brauträmftel" wird, auch ohne das Herumtragen, häufig erwähnt: teils liegt es schon beim Hochzeitessen vor der Braut, teils schneidet sie es erst

ab, teils (Strehlen) muß sie es ungesehen vom Hochzeittisch nach Hause bringen. Oft ist es gleich dem im Rock eingenähten oder am Leibe getragenen Ramftel. Immer aber wird es sorgfältig, gewöhnlich im Glasschränkel, aufbewahrt (Breslau, Schweidnitz, Kreuzburg, Leobschütz); es verschimmelt nie und wendet allen Mangel ab.

Scherzhaft wird heute erzählt, früher sei es Brauch gewesen, daß der Bräutigam nach der Trauung der Braut zuerst einen Backenstreich, dann einen Kuß gegeben habe mit den Worten: So schmeckts (thuts), wenn ich böse, und so, wenn ich gut bin (Leobschütz, Neustadt).

290. Ist einem Manne schon eine Frau gestorben, so wird die neue Frau durchs Fenster in die Wohnung hineingelassen, damit nicht auch sie wieder wegstirbt (um Oppeln; auch in Ostpreußen, Wuttke 565).

Die erste Frau ist von Gott, die zweite von Menschen, die dritte vom Teufel.

Sind einem Manne schon mehrere Frauen gestorben, so schreibt ihm der Volksglaube eine weiße Leber zu (Leobschütz).

Früher zogen die Getrauten mit allen Gästen umittelbar aus der Kirche in den (Gerichts-)Kretscham (Brautzechen), Przbl. 1786, 515—521, „um das Gericht zu beziehen". Jetzt zieht man sich gewöhnlich um und stellt sich etwa nach einer Stunde im Hochzeitshause zum Hochzeitsmahle ein.

Hochzeitsmahl.

291. Im polnischen Schlesien wird das Hochzeitsessen nie von einer bezahlten Köchin, sondern von Frauen aus der Verwandtschaft als ein Liebesdienst bereitet, wie auch verwandte Jünglinge (druch oder družba) bei Tische bedienen und die Freundinnen der Braut (druchny oder

družki) das Brautpaar umrahmen, ihm vorlegen und vorschneiden. Auch schicken die geladenen Gäste vorher einen Beitrag zum Hochzeitsmahle, „als etwas Rindfleisch oder ein halbes Kalb, oder etwas von Schweinefleisch, Hühner oder eine Gans, auch Erbsen, Mehl oder Hirse-Kasche, auch Brot und dergleichen mehreres.“ (Bericht der Landräte 1818).

„Das Traktament ist gemeiniglich 1. eine Suppe mit Erbsen, 2. eine Suppe von Kuttelflecken mit Brot, 3. Rindfleisch, 4. ein paar Hühner mit Nudeln, 5. Schweinefleisch mit einer schwarzen Suppe, 6. Sauerkraut mit Bratwürsten, dann und wann 7. eine Gans, gar auf die letzte 8. Hirsekasche mit Honig begossen und 9. ein rinderner Braten. Dieser Braten wird in Portionen zerschnitten und einem jeden Gaste davon samt einem Kuchen nach(er) Hause mitgegeben. Gäste pflegen zu sein bei 2, auch 4 Tischen, gemeiniglich an 10 Personen hinter einem Tische. Von den Getränken giebt der Bräutigam sehr wenig, weil(en) ein jeder vor sein Geld meistenteils trinken muß.“ (Allerunterthänigster Rapport von denen Depensen und Gebräuchen des Pleßnischen Creises. 1755). Dies alles gilt in polnischen Gegenden auch heute noch, besonders daß die Gäste zum Mahle beisteuern und ihr Getränk selbst besorgen müssen.

Im deutschen Mittel-Schlesien, an der mittleren Weistritz und im Zobtener Halt, ist der Bräutigam verpflichtet, das Rindfleisch und Getränk zu liefern.

In den anderen Teilen Schlesiens sind die im Hochzeitshause aufgetragenen Speise und Getränke gewöhnlich dieselben wie beim Kindelschmause (229). Überall ist die Menge die Hauptsache, d. h. jeder muß möglichst viel essen. Man vgl. Kühnau, Eine Pauerhuxt in Woitz bei Neisse ums Jahr 1850. Mitteil. III, 537. Im Brieger Kreise ist die Reihenfolge; 1. Brautsuppe (Biersuppe mit Rosinen), 2. Nudelsuppe, 3. Rindfleisch mit Kren, 4. Gekochtes Schweine-

fleisch mit schwarzer Suppe aus Pflaummus und Pfefferkuchen, 5. Grützewurst mit Sauerkraut, 6. Schweine- oder Rinderbraten, 7. Kaffee und Kuchen.

Vielerorten wird das erste Gericht, die Brautsuppe, nur von dem jungen Paare und den allernächsten Angehörigen genossen. Ißt die Braut von der Brautsuppe, bekommt sie später viel Milch in die Brüste (poln. Ober-Schlesien). Im Rothenburger Kreise (Reichswalde) darf das Brautpaar nicht vom ersten Fleischgerichte essen: ihre Portionen werden an die Dorfarmen geschickt. Man denkt der Armen auch sonst. Die Braut zerschneidet ein Brot in drei Teile und steckt in jeden Teil Geldstücke von ungeradem Werte, z. B. 99 Pfennige. Diese drei Brotteile werden an drei arme Witwen verteilt, das bringt Glück (Liebau). An die Kinder, die sich vor dem Hochzeitshause ansammeln und wie beim Taufessen, am Fenster aufgoilen (Oberschlesische Monatsschrift II, 2, 165 f.), aufluxen oder lüren (lauern), bis sie etwas „erlurt haben" (Trebnitz, Ober-Schlesien), und alte arme Leute wird „ausgeteilt". Sie erhalten Kuchenstückchen und Hirseschnitten. Man nennt dieses im Leobschützer Kreise auch „zucken" (Philo 105), am Zobten „Schwellehocken". Z. d. V. f. V. III, 154.

Die Brautleute dürfen sich bei Tische nicht bedienen, sonst müßten sie es zeitlebens thun. Die Braut darf ihren Platz an der Hochzeitstafel nicht verlassen. Würde sie es thun, dann wäre sie auch später mehr unterwegs als zu Hause (Beuthen O/S.). In Reichwalde Kr. Rothenburg darf auch der Bräutigam vor Mitternacht den Hochzeittisch nicht verlassen und muß bis dahin seinen Hut aufbehalten. Vor jedem steht ein Licht: wessen Licht zuerst ausgebrannt ist, der stirbt zuerst.

292. Bei dem Mahle bewirft man das Brautpaar mit Erbsen oder Graupen, damit es glücklich und fruchtbar

sei (Mocker bei Neustadt O/S.); so viele Körner auf dem Kleide der Braut liegen bleiben, so viele Kinder wird sie haben. In Ludwigsdorf bei Görlitz schenkt man der Braut am Tage vor der Hochzeit Erbsen, um ihr künftigen Reichtum zu verbürgen, in Österr.-Schles. Getreidekörner, damit reicher Segen sie beglücke. Peter II, 226.

293. Ein alter Brauch war früher das Brautlösen. Wenn der Braten aufgetragen wurde, forderte die Züchtfrau den Bräutigam auf, die Braut zu „lösen" (aus der väterlichen Gewalt, oder diese Sitte war ein Scheinbrautkauf), und hielt ihm einen Teller hin. Auf vieles Zureden legte er ein Papierchen auf, worin gewöhnlich ein alter Pfennig gewickelt war. Entrüstet schob die Züchtfrau diesen zurück, und der Bräutigam legte wieder ein zusammengefaltetes Papier auf den Teller, woraus endlich, unter vielen Papierhüllen versteckt, ein alter „Kaiserböhmen" zum Vorschein kam. Der Handel wiederholte sich, bis schließlich der Bräutigam sein ganzes Silbergeld und Goldstücke auflegte und dafür die Braut zugesprochen bekam.

Zur Erhöhung der Heiterkeit tragen die witzigen Reden und Späße des Druschma am meisten bei; er ist unerschöpflich in lustigen Einfällen, kleinen Zweideutigkeiten, Sprüchen und Liedern, und an seinem Witz entzündet sich mehr oder minder der Witz der andern. Es folgt eine Probe der herkömmlichen Beredsamkeit, wie sie bei solcher Gelegenheit die Tafelrunde ergötzt.

Predigt des Brautanwalts Kriesten vom Hofebarche am Wölfelsgrund.

Expestos in altepem rultum. Morgen, aber heute nicht. — Also lese ich bei dem großen Phantasten Hiesel im 135. Biergebäude, im Jahre, da der große Wind zu Fuße ging.

Eingang.

Heute ist der große Tag, der auf den gestrigen gefolgt ist, und auf den der morgige erscheinen wird. „Dieses ist sich recht gut zu Gemüte zu führen", sagt Paul der Oberkellermeister bei seinem eifersüchtigen Lungenbraten. — Qui est homo? auf deutsch: was ist eine Bratwurst? Sie ist nicht hinreichend, den Hunger eines Menschen zu stillen. Dieses nach den Grundsätzen auszulecken wäre eine ebenso unschuldige Sache, als eine achtzigjährige Witfrau ist. Daher muß man dem Menschen nur zu beweisen suchen, daß es weit schwerer sei, einen Zentner Blei als ein Quentel Wolle zu tragen. Es ist zwar wahr, daß man zwei Eier vor einen Groschen bekommt, wovon öfters noch etliche stinken, allein, wenn man sich über das Stinken aufhalten wollte, da müßte man das Angenehmste auf der Welt entbehren; denn Alexander Schwadius sagt selbst: „Auf der Welt stinket alles miteinander". Daraus darf man aber noch keinen Schluß machen, daß man zur Wassersuppe nicht Ader lassen sollte. „Wehe aber demjenigen", spricht Peter von Kunzendorf, „wehe dem, der den Fuß bricht!" weil es besser gewesen wäre, wenn er ihn nicht gebrochen hätte. — Da nun aber die Welt heutzutage aus sieben Teilen besteht, so ist es wohl auch kein Wunder, daß manche Leute Perücken tragen. Es ist aber nicht genug, daß der Mensch zerrissene Schuhe trägt, sondern die Liebe des Nächsten erfordert es auch, daß man sie ihm flicken läßt. „Dahero", setzet ganz weislich ein anderer gräulicher Lehrer hinzu, „soll der Mensch nie ohne Kopf ausgehen, weil der gebrechliche Kerl nicht weiß, was ihm unterwegs zustoßen kann", wie erst gestern ein Läufer von einem weißen Pudel darniedergerannt wurde. — O möchte ich doch nur einen einzigen von meinen Zuhörern bewegen, mir hundert Floreine zu schenken! — Ich

verspreche, mich keiner Weitläuftigkeit zu bedienen, sondern ich schränke mich bloß auf beliebige Kürze ein, und man vernehme mich mit Geduld und Aufmerksamkeit, um die ich bitte.

Erster Teil.

Also: Absalon der Pflaumenkrämer vergleicht dem Menschen eine Rettigwurzel und das deshalb, dieweil zum Einpudern nichts Besseres gebraucht werden kann als Wagenschmiere, und das ganz billig, weil die Gärtner lieber einen trockenen als feuchten Sommer haben. O Sünde, o Sünde, der Ursprung aller Laster! In der Pechhütte bekommt man Pflaster. —

„Der Herr von Allenthalben", sagt der Geschichtsschreiber, „dieser Herr, welcher noch lebte, wenn er nicht gestorben wäre, war in seinem Leben auf der Welt. Er vermählte sich mit einem weiblichen Frauenzimmer aus einem nagelneuen Hause, und mit der zeugt er vier Kinder und einen Polier, der ein wahres Muster von einem Hauptflegel war. Die Kinder wurden von Tag zu Tag größer, ohne daß man eine andere Ursache angeben konnte als essen und trinken. Das Wunderbarste aber, worüber alle Welt staunte, war, daß die Frau lebte bis an ihr Ende. O wahres Muster einer weiblichen Frömmigkeit!" Ja, so weit gehen die Worte des Scribenten, und daraus muß man ja bloß abnehmen, daß der Regen naß sei, und daß derjenige, der auf der Post fährt, nicht zu Fuße gehen darf. Ich könnte dieses aus den schönsten Geschichtsbüchern beweisen, wenn ich sie gelesen hätte; allein Eselius sagt es ja selbst in seiner Lebensbeschreibung, die er gleich vierzehn Tage nach seinem Tode herausgegeben hat, und worin er klar beweist, daß die Sünde ein Laster sei. Was hilft es denn auch, elende Menschen, wenn ihr auch drei Floreine verwürfelt und zwei

Thaler verhäufelt? — Verflucht ist derjenige, welcher des Teifels ist! denn er wird unter die Zahl der Verdammten gerechnet werden.

Doch wohin treibt mich der Eifer meiner Rede! Das Abweichen verursacht, daß ich auf die Materie, die ich mir auszuschlucken vorgenommen, gänzlich vergessen habe; anstatt in der Ordnung zu bleiben, ergreife ich eine kalte Zwischensache. Vermaledeites Sextergebacknes! Wie wird es denn dermaleinstens mit euch aussehen, wenn der Profoß mit euch Visitation halten wird? Ihr häufelt Tüchel auf Tüchel, Uhren auf Uhren, Beutel auf Beutel und hofft noch immer auf einen besseren Fang. Daßte, daß dich! Lust und Fraßtich! Welches so viel sagen will, daß derjenige, welcher keinen Fünfböhmer wechseln kann, nicht so viel Kleingeld bei sich haben müsse.

Was wird denn aber zuletzt sein, wenn aller Spektakel aus sein wird? Das werde ich euch im zweiten Teile sagen.

Zweiter Teil.

Die Gelehrten halten dafür, daß das Ende der Welt das Letzte sein wird. Ich aber getraue mich mit den allergelehrtesten Geschichtsschreibern zu behaupten, daß man sich den Durst mit Wasser besser löschen könnte als mit Salz. Was brauch' ich denn das noch weiter zu beweisen? Das versteht sich ja von selbst, daß Honig weit besser sei als Essig; denn ihr mögt mir glauben oder nicht, und mag sich der Teufel und seine Großmutter herstellen, so will ich euch doch beweisen, daß sie beide nicht aus einer Freundschaft sind; denn das weiß ich noch aus meinem Geschlechtsregister, daß ich von Adam und seiner lieben Mutter Eva abstamme. Ist es denn nicht gescheidter, man kauft sich zu den Feiertagen eine Pudelmütze, als daß mans Geld zum Fenster

'nauswirft? Was denkt ihr euch denn, ihr blinden Hasen, das ist ja wider alle Kleiderordnung, einen tollen Hund für einen Apotheker anzusehen! Glaubt mir, ihr lieben Zuhörer, daß ich mich keineswegs mit jenem großen Redner vergleichen will, dem Hunde und Katzen ihr geneigtes Ohr gegeben haben; aber so viel weiß ich doch auch, daß ich keine Bäcker vor mir habe. Ves est is strelti, sagte einst jener große Lehrer Eulenspiegel; „ihr seid nicht alle fromme Leute wie unser großer Ziegenbock; denn euch fehlen noch die großen Hörner." Aber wartet, wenn die Ausziehzeit kommt! Dann werdet ihr wünschen, den Laternengucker bei euch zu haben, der euch den dicken Kot durchleuchten soll. Aber man wird euch was pfeifen! — Da werdet ihr alten Geizhälse gern einen Kreuzer geben wollen, aber da wird es zu spät sein. Ihr werdet vor dem Schattenthore müssen liegen bleiben; warum habt ihr euch nicht eher gebessert? Ich ermahne euch daher zum Schlusse: Nehmet meine Worte wohl zu Magen, und lasset sie nicht gleich durch die Winde gehen; das ich allen von Herzen wünsche.

294. Dazwischen fehlt es nicht an allerlei Anspielungen. So war es bis vor kurzem an vielen Orten Sitte, dem Bräutigam mit vielem Lärm eine große, versiegelte Schachtel als von der Post angelangt zur Eröffnung zu übergeben. Dieser muß sich nun dessen weigern und die Braut dazu auffordern, die ein Gleiches zu thun verpflichtet ist. Die Schachtel wird dann dem keckſten Junggesellen übergeben oder von irgend einem Hochzeitsgaste eröffnet. Ihr Inhalt, Brauthaube, Kinderkleider und Kinderwäsche, Spielsachen, Wiegenband (ein langer Papierstreifen, mit oft recht zotenhaften Versen beschrieben) und vor allem der so beliebte Storch, Nickemann, Dukatenkacker, Stehauf u. s. w. und Wickelkinder von Holz oder Wachs, machen nun unter allerhand schlüpfrigen, derb belachten Scherzen die Wanderung

von Hand zu Hand um die ganze Tafel. Z. d. V. f. V. III, 148. Mitteil. V, 54. Vgl.

> Ins Confekt man gern einmischt'
> solche Bildlein, die ganz eigen,
> warum heint' hier wird getischt,
> klarer als ein Sinnbild zeigen.
> Etwan will man, daß versteckt
> ichtwas (irgend· etwas) soll das Bräutlein kriegen;
> wenn sie dieses dann aufdeckt,
> ists ein Kindlein in der Wiegen. U. s. w.
>
> Scherffer Ged. 540 f.

Währenddessen erreicht die Hochzeitslust ihren höchsten Grad, und die Hochzeitsgäste werfen sich mit Bonbons, Zucker=, Pfeffernüssen, Birnen, Mandeln u. s. w., bei ärmeren mit Erbsen und Graupen (292).

Zugleich wird mehrmals gesammelt. Zuerst sammelt der Brautdiener, der eine Schüssel zum Waschen herumträgt und an einem Stocke ein Handtuch zum Abtrocknen, auf das Wiegenband für die Braut (Katscher, Leobschütz, Neiße u. s. w.); dann kommt die Köchin, hinkend und mit umwickelter Hand, herein und klagt, daß sie ins Feuer gefallen sei und sich die Hand verbrannt habe, oder sie bringt einen Teller mit Salz; die Aufwaschfrau hat angeblich mehrere Teller zerschlagen und bittet, „dosz se und se gân 'r woas dodruf zu Hilfe (zu gutte);" sie nähme alles, bloß keine Dukaten und keine Hosenknöpfe, oder sie bringt einen Teller mit Stroh= oder Queckkränzeln, die sie an den Mann bringen will (Waltersdorf bei Sprottau).

Erhebt man sich von der Hochzeitstafel, sucht im poln. Oberschlesien die Braut geschwind einen Besen und kehrt die Knochen aus der Stube. Vergißt sie es, so thut es der

Brautdiener, dem sie ein Strafgeld zahlen muß. Przbl. 1788, 335 f.

Während des Hochzeitsschmauses wurde früher in der Ohlauer Gegend von den Musikanten vor dem Kretscham zum Nebentanz aufgespielt, wozu sich die Dorfbewohner möglichst zahlreich einstellten und auf Kosten der Hochzeitsgäste zechten; dies hieß die gemeinschaftliche Ürte (èrte). (Bericht der Landräte vom J. 1818).



Hochzeitstanz.

295. Nun ziehen die Paare mit Musik in den Kretscham zum Tanz. Es gibt eine glückliche Ehe, wenn zuerst die jungen Gatten im Brautstaat mit einander tanzen. Früher tanzte in Sprottau der Bräutigam mit der Braut zwei Menuette hintereinander und eine Polonaise; dann folgten die andern Paare. Im Brieger Kreise eröffnete den Tanz das „Brautstückchen", bei dem die Braut zuerst mit dem Hochzeitbitter tanzt, sodann mit sämtlichen Burschen. Der letzte führte sie dem Bräutigam zu. Während des Brauttanzes standen die Jungfern mit brennenden Lichtern im Kreise herum. Um Neiße beginnt der „Kratschmer" den Tanz mit der Braut, auch wenn er nicht zu den eingeladenen Gästen gehört. Er tanzt zuerst den Brautreihen (-rên), wofür er den Musikanten einen Thaler zahlen muß, übergibt dann die Braut dem Druschma, der ein- oder zweimal mit ihr herumtanzt und sie dann dem nächsten Tänzer „anführt". Jeder muß den Tanz erkaufen. So geht die Braut von Arm zu Arm; sie darf keinem den Tanz versagen. Der Bräutigam gießt währenddessen den Zuschauern Schnaps und Bier ein. Auch in der Sprottauer und Leobschützer Gegend tanzt jeder männliche Hochzeitsgast mit der Braut. Man tanzt gewöhnlich bis zum frühen Morgen.

296. Eine größere Hochzeit dauert mindestens zwei Tage. Im polnischen Teile kommen am zweiten Tage die Gäste mit der Braut vor das Haus der Bräutigamseltern und begehren durch Vermittlung den Eintritt. Nach einigen Verhandlungen wird die Gesellschaft eingeführt und die Braut von der Schwiegermutter, die ihr Brot und Käse überreicht, empfangen. Die Braut oder junge Ehefrau umarmt diese und bittet um Aufnahme, worauf erstere sagt: „Empfange, Schwiegertochter, das Brot und den Käse, damit du mir in Jahresfrist eine Tochter oder einen Sohn dafür gibst". Die junge Frau geht mit den erhaltenen Gaben der Schwiegermutter einmal um den Tisch herum, legt Brot und Käse auf ihn nieder, schneidet jenes an, und das Frühstück sowie der zweite Festtag ist eröffnet. v. Hochberg, Übers. der Arbeiten d. Schles. Gesellsch. für 1845. Bresl. 1846, 164.

297. Nach dem Essen wird wiederum im Kretscham getanzt. Auch hierbei fehlt nicht mancherlei Scherz. So wird in der Gegend von Glogau die Braut plötzlich „fehlerhaft": sie geht entweder lahm oder ist bucklicht, schielicht u. s. w., bis der Bräutigam zur Belustigung der Gesellschaft erkennt, daß es nicht die rechte Braut ist (vgl. 276).

Am ersten Hochzeitstage trägt im Kreise Brieg die Braut die „Galande", einen den Kopf umschließenden großen starken Kranz aus seidenen Blumen und in der Mitte das Traukränzel; sie ist „ganze Jumfer". Am zweiten Tage trägt sie die Kappe, eine steife, weiße Haube, vorn und hinten mit langen, bunten Bändern und darauf das Kränzel; sie ist „halbe Jumfer".

Hauben.

298. Am Abend des zweiten Tages wird nach alter Sitte noch einmal das Brautstückchen gespielt, und es tanzen der

Reihe nach alle Jungfern, die sich im Kreise aufstellen, mit der Braut. Jede gibt ihr zum Abschied einen Kuß und einen „Böhm“ (10 Pf.). Sobald die letzte Jungfer mit der Braut getanzt hat, eilen alle Frauen herbei, decken ihr ein großes Tuch über den Kopf, führen sie in ein Nebenzimmer, schneiden ihr das Kränzel von der Kappe ab und nehmen sie nun in die Gesellschaft der Frauen auf. Dafür muß die junge Frau ein größeres Geldstück zahlen, das an dem nämlichen Abend verjubelt wird (Brieger Gegend).

Auch in Niederschlesien (um Sprottau) pflegt man noch „den Brautkranz auszutanzen“. Die Brautjungfern tanzen unter dem Absingen des Liedes: Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w. um die Braut, die mit verbundenen Augen einer von ihnen den Jungferkranz aufsteckt; die Glückliche kommt als nächste Braut unter die Haube. Dem jungen Ehemanne setzt man dabei eine Mütze auf. Mancherorten wird, gewöhnlich während eines Tanzes, der Braut das Jungferkränzel genommen und die Haube aufgesetzt, was bei einer starken und gewandten Braut oft schwierig ist und den Hochzeitgästen zuweilen viel Freude macht. Mitteil. V, 55. In den schles. Volksliedern von Hoffmann und Richter (Leipzig 1842) steht S. 127 ein Lied: Der Brautkranz, das früher in Schlesien bei Hochzeitsmahlen nach dem Hauben von den Gästen gesungen wurde.

Feierlicher ist das Einhauben im poln. Schlesien, am zweiten Hochzeitstage um Mitternacht. Die Mädchen schließen einen Kreis, in dem die Braut mit jeder von ihnen tanzt und, oft unter Thränen, Abschied nimmt. Unter dem Haubenliede (ähnlich unserm: Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.) löst dann eine Frau der Braut den Kranz vom Kopfe, macht ihr den Kopfputz zurecht und setzt ihr die Haube auf. Die Männer bleiben fern. Darauf führt man die junge Frau zu einem mit Wein und Kuchen bedeckten Tische, der meist

in der Mitte des Tanzsaales steht und auch mit brennenden Kerzen geschmückt ist. Die Frauen werden hier traktiert, und jetzt tanzt, während auch die Mädchen sich entfernen, die junge Ehefrau der Reihe nach mit den andern Frauen um den Tisch herum, zuletzt mit dem Bräutigam. Dieser hatte sich zu verbergen gesucht; man führt ihn aber herbei und nimmt ihm einen Gegenstand (die Mütze oder dergl.) ab, damit er für dessen Wiedererlangung das Gelage bezahlt.

Aufsuchen des Brautlagers.

299. Das Brautbett wird von der Züchtfrau unter Segensprüchen für das junge Paar bereitet; dabei werden ledige Personen ferngehalten. In die Betten kann etwas „Unrechtes" hineingesteckt werden. So wurde in Waltersdorf eine junge Frau krank, und nichts half, bis man im Bette nachsah und darin lange Strähne roter und weißer Seide zusammengezwirnt fand: sie war geknüpft worden (s. 284).

In früherer Zeit geleiteten die älteren Hochzeitsgäste das Brautpaar in die Brautkammer. Hier wurde die Braut von den Mannspersonen so weit entkleidet, als es die Sittlichkeit und der Anstand erlaubte; ein gleiches widerfuhr dem Bräutigam von den Hochzeitsfrauen. Dann wurde den Gästen noch Kaffee und sehr dicker, gelber Kuchen, Brautkuchen genannt, vorgesetzt, worauf sie sich endlich nach Hause begaben (Sprottau).

Wenn die Braut beim Entkleiden ihren Rock über des Mannes Hosen legt, so erlangt sie die Herrschaft im ganzen Hause (Sprottau). Dagegen muß der Mann seine Hosen unter ein Kopfkissen legen, dann behauptet er die Herrschaft über seine Frau.

Wer in der Brautnacht zuerst einschläft, stirbt zuerst (schon aus dem 14. Jahrh. belegt, Grimm Myth. III, 418 Nr. 40); wenn am nächsten Morgen die junge Frau eher

aufsteht als der Mann, so ist sie im Hause die Herrin. In der Grafschaft ist dies auf den Tag Simon und Judae (28. Oktober) beschränkt; steht an diesem Tage die Frau eher auf, so ist sie „Moan" und führt das Jahr über das Regiment. Anderseits heißt es: Wenn die junge Ehefrau nach der ersten Nacht ihren Mann zuerst aufstehen läßt, so kann sie künftighin immer am längsten im Bette liegen bleiben.

Der Brautkranz.

300. Der Brautkranz, die Brautkrone, wird sorgfältig unter Glas und Rahmen oder im Glasschränkchen aufbewahrt, denn er ist zu vielen Dingen gut. Der Gebärenden in die Bettdecke genäht, befördert er die Geburt (Toster Gegend), dem Kinde aufgelegt, erleichtert er das Zahnen und vertreibt Fieber und Krämpfe (Kreuzburg, Namslau). Die kleinen Rosmarinkränzchen „setzen" die Neuvermählten „ein"; bekleiben sie, so werden die Eheleute glücklich sein; verwelken sie, so ist das Gegenteil zu befürchten. Ein Gleiches geschieht mitunter mit einem Ableger vom Brautkranze und mit dem vom Bräutigam im Knopfloch getragenen Sträußchen.





Einzug ins neue Heim.

301. Hier und da (z. B. in Schwoitsch bei Breslau, Schomberg bei Beuthen O/S.) bleibt die junge Frau noch 8 bis 14 Tage im elterlichen Hause, um, wie es heißt, noch vieles für die Wirtschaft und den eignen Haushalt zu lernen. Auch in Waltersdorf bei Sprottau bleibt die Braut in der Regel noch acht Tage im Elternhause und „sterzt" gewöhnlich am nächsten Dienstag; in andern Gegenden auch am Freitag.

Der Einzug ins neue Heim darf an keinem Fleischtage geschehen, sonst hält sie es dort nicht lange aus. Sie bringt Brot und andere Lebensmittel in ihr neues Haus mit, damit es ihr darin nie an Nahrung fehlt; oder das junge Paar findet beim Einzuge Brot, Salz und ein Stück Geld vor. Im Rothenburger Kreise setzt die junge Frau eine mitgebrachte Henne in Freiheit: bleibt diese im Hofe oder setzt sie sich aufs Dach, so wird sich auch die Herrin gut im Hause einrichten; fliegt sie fort, so ist es von böser Vorbedeutung. Ähnliches geschieht um Hoyerswerda, wo man das Bleiben der Henne auf die Treue der Frau, ihr Fortfliegen auf die Sehnsucht nach dem Elternhause deutet. Darauf geht die junge Frau mit einer Brautjungfer in den Stall und begrüßt das Vieh. Beim Abladen des neuen Hausgeräts muß sie das Butterfaß, der Ehemann das Bett vom Wagen ins Haus bringen, dann wird es um Viehstand und Ehe gut stehen. In Radisch Kr. Rothenburg heißt es:

Will die Braut Glück und Segen im Hauswesen haben, so muß sie etwas Werg (vom Spinnrocken), etwas Gemüse, ein Stückchen Brot und das Milchtuch mit zur Trauung nehmen, dies alles in das neue Heim bringen, dort in den Kuhstall gehen und eine darin stehende Wassertonne mit dem Fuße umstoßen.

302. Wenn die junge Frau ins neue Heim kommt, überreicht ihr die Schwiegermutter das Brautbrot. Es wird mit dem Brautkranze aufbewahrt, und so lange es nicht schimmelt, bleibt die Braut gesund. Die Schwiegermutter spricht beim Überreichen des Brotes: „Schneid dir, meine Tochter, Brot, damit du bei meinem Sohne leidest keine Not" (Leobschütz, Neiße).

Am Anfang des Jahrhunderts bestand in vielen Dörfern des Glogauschen Kreises auf dem rechten Oderufer der Brauch, daß, wenn der junge Ehemann am zweiten Hochzeitstage seine junge Frau heimführte, vor seinem Wagen ein anderer, aber nur ein halber, nämlich nur der Teil mit den Vorderrädern, gefahren wurde. Es war nur ein Pferd vorgespannt, auf dem ein Knabe oder Knecht saß. Am Kumt des Pferdes war eine lange, emporstehende Stange befestigt, und an dieser hingen als Fahne ein paar alte schmutzige Beinkleider. So ging es, unter schlechten Witzen und rohem Spott, von Dorf zu Dorf. Przbl. 1865, 483.

An die Begrüßung des jungen Ehepaars im neuen Haushalte schließt sich eine Nachhochzeit.

303. Zum ersten Mittagessen muß die junge Frau Reis in irgend einer Form kochen; wie der Reis quillt, so wird der Wohlstand des Hauses sich mehren (Roßberg bei Beuthen O/S.). Eine Braut soll in ihrem neuen Heim die ersten drei Tage nicht singen, sonst geht es ihr später schlecht.

Der Sonntag nach der Trauung heißt der Brautsonntag. An ihm gehen die jungen Eheleute in ihrem

Brautstaate gemeinsam in die Kirche, um Gottes Segen für das neue Leben zu erbitten. Damit hat die „hochgezit" ihren letzten Abschluß erreicht.

4. Ehelosigkeit: Alte Jungfer; alter Junggeselle.

304. „Wer den Anschluß verpaßt", wird alte Jungfer oder alter Junggeselle; beide sind die Zielscheiben mancherlei volkstümlichen Spottes.

Alter Mägde (alter Jungfern) letzter Wandel
Ist der Flederwische Handel.

Scherffer Spr. 108.

Drum magst du bei verlegnen Sachen den Flederwisch verkaufen stehn. Günther (1725) 185. Nach dem Volksmunde müssen die alten Jungfern Flederwische verkaufen, nach ihrem Tode aber den Knopf des Patschkauer (Stadt Patschkau Kr. Neiße) Kirchturms scheuern, und die alten Junggesellen müssen ihnen das Wasser herzutragen. Trotz dieses verächtlichen Spottes sagt das Sprichwort:

Eher läßt der liebe Gott einem Mann das Weib sterben,
Als daß er läßt eine alte Jungfer verderben.

Von einer alten Jungfer sagt man scherzhaft: sie wird heiraten, wenn der Sommer-Sonntag wird Montag treffen! — Für einen alten Junggesellen ist die gebräuchliche Bezeichnung: alter Schneesieber.

Müßt' ich dann, anstatt zu lieben,
helfen dort den Schnee durchsieben,
(denn das soll die Arbeit sein
alter Bursche, die nicht frein!).

Scherffer Spr. 234 f.

O ihr Bursch, nehmt ein Exempel,
und geht ein zur Liebe Tempel,
wenn es Zeit und Alter heißt,
Und des Schneesiebs euch entreißt. ebd.

Man vgl. Grimm DWbch. 3, 1747. In Liebenthal heißt es scherzhaft von ihm: er hat sich mit'm Stiefelknechte verheiratet.



5. Tod und Begräbnis.

A. Vorboten des Todes.

303. Redensarten, die auf den Tod deuten: A gieht schun uf der Grube rüm. Dar gieht vur de Hunde. Er wird nicht mehr lange machen. Er wird auch bald ins Gras beißen, in die Erlen gehen. Von Leuten, die allzu geschäftig sind, sagt man: A wird amôl die Überfuhre versoima (336). Auch heißt es von einem Schwerkranken: Dam war'n se de Hufeisen wull bâl(de) abreißen d. h. ihn versehen; eig. der Gewalt des mit Hufeisen beschlagenen pferdefüßigen Teufels entreißen.

Mancherlei Erscheinungen in Natur- und Menschenleben künden das Nahen des Todes an. Die Gabe des zweiten Gesichts zeigt sich auch in Schlesien auf dem Breitenberge bei Striegau. Przbl. 1862, 117. Man sieht den Tod des Menschen vor Augen, auf ein Haus zuschreitend oder auf dem Firsten desselben sitzend oder vorüberschreitend, oder einen Leichenzug, meist mit Schimmeln bespannt, sieht eine bestimmte Person als Leiche im Sarge und erkennt die Leidtragenden. Vgl. Wuttke 321; Walter Scott, Lady of the Lake, Anm. zu Canto I Str. 23.

In den polnischen Gegenden wird der Tod als „ein weibliches, schlankes, mit einem weißen Gewande umhülltes Wesen mit grünen Augen" geschildert, Lompa, Przbl. 1862, 396, im mährischen Branitz, Kr. Leobschütz, als Mädchengestalt (Dsefdscha). In deutschen Sagen erscheint die Todesgöttin auch als schwarzgekleidete Frau. So sah in Gr. Parchwitz, Kr. Hoyerswerda, eine Frau, deren Mann krank war, nachts eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt, die sie vorher die Treppe hatte herunterkommen hören, ins Zimmer treten. Als sie ihr in dem Gedanken, es sei die Todesgöttin, entgegenrief, er solle noch nicht gehen, er solle noch hierbleiben, da sei die Erscheinung verschwunden.

306. Todesanzeichen a) aus der belebten Natur. Es stirbt jemand im Hause oder aus der Verwandtschaft, wenn in der Nacht der Hund ohne Ursache heult oder gegen die Erde bellt, oder wenn ein fremder Hund in ein Haus hineinheult; wenn eine Henne im Hofe kräht oder ein Hahn ins Haus hineinkräht; wenn sich Krähen schreiend um das Haus sammeln; wenn das Nachtkäuzchen (Strix passerina), auch Totenvogel genannt. oder der Kiebitz (im Zobtener Halt) am Fenster der Schlafstube vorbeifliegt, oder die Eule auf dem Hause schreit; wenn die Totenuhr, der Holzkäfer (Ptinus pertinax), im Stubengebälk pickt; wenn sich der Tod, Tûd, eine Nachtmotte, auf jemanden setzt (Strehlen, Katscher, Leobschütz, Breslau); wenn ein Kastanien- oder Akazienbaum zur Herbstzeit blüht (Leobschütz); wenn an einem Holunderstrauche (Sambucus nigra) sich zu gleicher Zeit Blüten und schwarze, reife Beerentrauben finden (Mittelschlesien); wenn das Klageweibel, Klinselweib (Pommerswitz), oder Klagemütterchen, ein Hausgeist, der wie das Hausotternpaar im Keller sein Versteck hat, vor den Fenstern oder in einem Winkel des Hauses ein gewisses Weinen oder Wimmern hören läßt (in Leobschütz, Grafsch.) G. B. III, 139. Wenn

Schwarzkrähen längere Zeit über einem Hause verweilen und häßlich schreien, so stirbt in kurzem jemand aus dem Hause keines natürlichen Todes. Stehen die Pferde am Wagen des Geistlichen, der zur Krankenkommunion kommt, still, so wird der Kranke gesund; scharren sie mit den Füßen, so muß er sterben (Fürsten-Ellguth bei Bernstadt). Wenn zu Weihnachten oder Neujahr am Himmel eine baumartige Wolkenbildung (der Schlagbaum, die Schlagblume) sichtbar wird, so sterben im Jahre darauf viele Leute am Schlage (Bunzlau).

307. b) Aus der leblosen Natur. Wenn der Tischler die an der Wand hängende Säge klingen hört, so stirbt jemand. Ist jemand gestorben, so „rumpelts" beim Totengräber im Arbeitszeuge; ist jemand zum Tode verurteilt, so klirren beim Scharfrichter die Schwerter. Wenn das Leichenbrett in der Christnacht fällt, d. h. ein unerklärliches Poltern im Hause sich hören läßt, so stirbt jemand in drei Tagen, (innerhalb eines Jahres, Peter II, 246); wer es nicht gehört hat, den trifft es. Stürzt bei einem Begräbnis die Erde an den Grabrändern ein, so stirbt in Kürze jemand nach. Wenn die Uhr stehen bleibt, ein Glas plötzlich zerspringt, ein Bild von der Wand fällt, ein schwerer Gegenstand ohne äußeren Anlaß umfällt, eine Tischplatte zerspringt, wenn man in der Nacht plötzlich einen Knall oder ein unerklärliches Klopfen, besonders unter dem Fußboden hört, wenn der Tisch oder Schrank kracht, so stirbt jemand. Geht die Thür plötzlich auf, so kommt der Tod auf Besuch. Wenn man abends dreimal an die Thür pochen hört und beim Nachsehen niemand antrifft, so stirbt in drei Tagen jemand aus dem Hause.

Namentlich, wenn in einem Hause ein Schwerkranker ist und man hört das Geräusch eines fallenden Brettes, so ist das das Leichen- oder Totenbrett.

Wenn die Uhr unter das Läuten schlägt, stirbt jemand innerhalb drei Tagen. Wenn beim „Auslauten" noch eine Glocke allein anschlägt, wenn man bereits aufgehört hat zu läuten, so kann man daraus das Alter der folgenden Leiche ersehen. Schlägt die große Glocke zuletzt an, so stirbt ein Erwachsener; schlägt die Mittelglocke an, so trifft es einen im jugendlichen Alter; schlägt die kleine Glocke an, so stirbt ein Kind. Es stirbt bald eins nach, wenn die Begräbnisglocken dumpf klingen.

Der Tod tritt in der Gemeinde ein, wenn dem Geistlichen nach der Kommunion das Licht nachflackert, oder wenn der Rauch des ausgelöschten Lichtes dem Geistlichen nachzieht. Wenn nach der Krankenkommunion die Kerze ausgelöscht wird und ihr Rauch zieht nach dem Kranken zu, so wird dieser wieder gesund; fliegt er nach der Thür zu, so stirbt jener. Der Pastor sieht im gefüllten Abendmahlkelch das Schicksal des Kranken, dem er die Kommunion gibt.

Wenn am heiligen Abend die Lichte angezündet werden und eine Person hat keinen Schatten, so stirbt sie im Laufe des folgenden Jahres.

Auch das Brot, des Menschen Hauptnahrung, zeigt seinen Tod an. Wenn ein Brot im Backofen zerspringt oder aus Unvorsichtigkeit darin zurückbleibt, oder wenn ein Brot von der Brothänge fällt, so stirbt jemand.

Manches Todesanzeichen gilt nur für bestimmte Orte. Im Breslauer Dom findet man nach alter Sage vor dem Tode eines Domherrn eine weiße Rose; in Neisse war auf dem Ratsturm bis 1758 eine Uhr, von der man sagte, daß sie, wenn ein Ratmann sterben sollte, stille gestanden. Zimmermann Beitr. 3, 286.

308. c) Aus dem Menschenleben im allgemeinen. Wenn dreizehn Personen am Tische sitzen, so stirbt bald eine davon. Wenn man eine Bettstelle in ein anderes

Zimmer trägt, darf man sie nicht mit dem Fußende vorantragen, sonst wird der bald sterben, der darin liegt. Wer im Dorfe „zu Grabe bitten" geht, etwa die Frau des Gemeindehirten oder Totengräbers, darf das Haus nicht betreten, ohne zuvor mit einer Gerte, einem Stabe oder Schlüssel angeklopft zu haben, sonst bringt er den Tod ins Haus (Parchwitz). Aus demselben Grunde grüßt die Grabesbitterin auch nicht (Langhelwigsdorf bei Bolkenhain). Grabesbitter dürfen nicht mit dem Finger, sondern nur mit einem Stöckchen anklopfen, damit ja niemand Herein rufe; sonst muß eines aus der Familie sterben (Klein-Kniegnitz Kr. Nimptsch; Wingsdorf Kr. Bolkenhain, Zobtener Halt).

Ist die erste Person, der man bei einem Ausgange begegnet, ein Totengräber, so stirbt man innerhalb Jahresfrist. Wenn der Totengräber ein Grab macht, soll er es nicht an einem Tage fertig machen oder wenigstens die Arbeit dreimal unterbrechen, sonst muß er gleich wieder eins machen. Auch soll er in der Mittagsstunde und nach sieben Uhr abends nicht daran arbeiten, es duldet ihn sonst in dieser Zeit nicht auf dem Kirchhofe.

Wenn längere Zeit kein Todesfall eingetreten ist und es stirbt ein Kind, so sterben bald darauf zwei Personen. Über Todesanzeichen bei der Trauung s. (283, 285).

309. d) Vom Körper selbst. Wenn einem ein Schauer über den Rücken läuft, so heißt es: der Tod läuft mir übers Grab oder: über den Rücken. Wenn einem alle fünf Nägel an der linken Hand blühen, so bedeutet dies Tod. Wem drei Blutstropfen aus der Nase fallen, dem stirbt ein Freund. Bei jedem Menschen findet man in der inneren Handfläche mehrere natürliche Linien, deren mittelste vom Volke die Lebenslinie genannt wird. So lange diese noch nicht den äußersten Rand erreicht hat, ist der Mensch noch nicht am Ende seines Lebens angelangt; ist aber die Linie

bereits am Rande der Hand, so hat der Mensch bald seinen Tod zu gewärtigen. Vgl. Peter II, 246.

310. e) Von Tod und Begräbnis. Wenn eine Leiche über Sonntag auf der Bahre liegt, stirbt eins nach. Wenn ein Toter im Sarge sich nicht verändert, freundlich aussieht, ein Auge offen behält, nicht verstarrt, so muß ihm bald eins nachsterben. Begegnet einem Leichenzuge zuerst ein Fuhrwerk, so wird dadurch eine Ehe zerrissen, d. h. es stirbt bald ein Ehegatte. Bei einem Begräbnis soll hinter dem Sarge keine Lücke gebildet werden, sonst entsteht bald eine Lücke in der Verwandtschaft. Der Leichenwagen muß nach der Beerdigung einmal umkehren, sonst stirbt bald wieder jemand (Oppeln). Wer von den Angehörigen die erste Schaufel Erde auf den Sarg wirft, der stirbt dem Begrabenen zuerst nach. Wenn man aus Versehen bei einer Leiche die Grabtücher verkehrt gedeckt hat, so stirbt unter kurzem eins aus dem Hause nach. Einer verstorbenen Sechswöchnerin folgen in demselben Jahre noch zwei andere nach.

Auch wird der Tod herbeigerufen durch eigene Schuld: So wird Meineid von Gott binnen einem Jahre mit dem Tode bestraft (Katscher, Leobschütz, Trebnitz). Wer stehend spinnt, spinnt der Mutter zum Sterbehemde (Grünberg). Engelien 250. Dem Tode verfällt, wer sich zu einer gewissen Zeit einem bestimmten Wasser nähert; viele Seen fordern jährlich mindestens einen Menschen, so der Schlawer See Przbl. 1862, 652. Am Johannistage soll man nichts Grünes von der Erde aufheben, noch weniger an Blumen riechen, damit man nicht den Leichwurm bekommt, der an diesem Tage herumschwärmt. Fülleborn, Breslauisch. Erzähler 1801, 421; wohl Erinnerung an die Totenuhr.

B. Das Sterben.

311. Leidet einer schwer, wünscht man, daß Gott ihn bald „ausspannen“ möchte, damit er sich nicht so lange quäle. „Ist die Todesstunde wirklich da und sieht die Umgebung des Kranken, daß auf Besserung nicht zu hoffen ist und das Leben jeden Augenblick erlöschen kann, dann sucht man mitleidsvoll in jeder Weise dem Sterbenden seine letzte Stunde zu erleichtern.“ Man hört auf zu klagen, da der Kranke sonst schwer stirbt oder noch einmal wach wird; man nimmt ihm das Kissen weg, worin Hühnerfedern sind, da er sonst nicht ruhig sterben kann; man reißt ihm plötzlich das Kopfkissen unter dem Kopf fort oder bettet ihn auf Stroh auf dem Wechsel, d. h. auf der Stelle, wo die Dielen mit ihren Enden zusammenstoßen (Bunzl. Mtschr. 1792, 86), oder auf die blanke Erde (poln. Ober-Schles., Oppeln). Auch legt man dem Sterbenden eine Bibel oder ein Gesangbuch unters Kissen und zündet in katholischen Gegenden eine für diese Stunde bestimmte, geweihte „Totenkerze“ an. In der Grafschaft setzt man ihm, damit er leichter verscheide, ein „Paterkäppchen“ auf, zündet die Sterbekerze (gewöhnlich an Mariae Lichtmeß geweiht) an und leutet mit einem kleinen sog. Lorettoglöcklein. G. B. III, 293. Man forscht nach den letzten Wünschen des Sterbenden und verspricht sie treulich zu erfüllen.

312. Ist der Tod eingetreten, so ist es Pflicht, jede Nachwirkung des Gestorbenen auf die Lebenden aufzuheben, seine Ruhe zu sichern und alles zu thun, was seine Wiederkehr verhindern kann. Man drückt dem Toten sofort die Augen zu, damit er niemand aus der Familie nachhole, rückt alle Gegenstände im Hause um (Trebnitz), öffnet alle Fenster und Thüren, stürzt alle Stühle (Breslau, Leobschütz) und Gefäße (Goldberg) um, verhängt Bilder und Spiegel,

hält die Uhr an, damit die Seele ungehindert entweiche und sich nirgend verhalte. Als man unterlassen hatte, bei einem Todesfalle gleich die Fenster zu öffnen, hat man am anderen Morgen eine Rauchwolke im Zimmer gefunden: das war des Toten Seele (Wohlau).

Werden die Stühle nicht umgekehrt, so bekommt, wer sich zuerst daraufsetzt, Kreuzschmerzen (Gleiwitz).

Auch sagt man der Uhr den Tod an, sonst geht sie von nun an nicht mehr richtig; alter Brauch, auch in Frankreich; Liebrecht 350. Man verhängt den Spiegel; es bedeutet einen zweiten Todesfall, wenn eine Leiche sich spiegelt (Markliſſa, Ober-Wieſa).

313. Ist jemand gestorben, müssen auch sofort alle Schlafenden im Hause geweckt werden, sonst wird ihr Schlaf auch ein Todesschlaf. Aber auch dem Vieh, den Haustieren, dem Vogel im Käfig, den Bienen, ja dem Getreide, den Sämereien und Blumen im Hause (Grafsch.), kurz, der ganzen Wirtschaft, mit der der Gestorbene in trauter Häuslichkeit und Berührung gelebt hat, wird sein Tod angezeigt. Im poln. Ober-Schles. wird es den Pferden und Kühen ins Ohr geraunt. In Trebnitz erfolgt das Ansagen an Haustiere, Bienen, Bäume, Sträucher und Saat; in Liegnitz im Stalle und bei den Bienen, ebenso um Sagan und Sprottau; in Lauban den Bäumen; in Grünberg dem Vieh und jedem Bienenstock mit den Worten: Euer Wirt und Vater ist gestorben; in Bernstadt: Der Herr ist tot. Der Tod wird auch dem Acker und den Obstbäumen angesagt in Rückenwaldau bei Bunzlau, den Sämereien und dem Getreide in den Scheuern in Fürsten-Ellguth bei Bernstadt; dem in den Hof geleiteten Brunnenwasser, aber auch den verstorbenen Anverwandten an den Gräbern in Ludwigsdorf bei Görlitz; dem Vieh, den Bienen, den Tauben, dem Hunde um Ratibor und Rybnik.

Wird dem Vieh der Tod des Herrn oder der Herrin nicht gemeldet, so wird es unruhig und brüllt so lange, bis es verendet (Reichthal). Das Vogelbauer wird an einen anderen Ort gehängt, sonst stirbt der Vogel (Namslau). An die Bienenstöcke wird dreimal angeklopft mit den Worten: Euer Vater ist gestorben; sonst sterben oder wandern die Stöcke aus (um Sprottau, Jauer, Namslau, Zobten).

Diese Ansagung an die ganze Wirtschaft geschieht auch beim Hinaustragen der Leiche aus dem Hofe (328).

Ist eine Wöchnerin gestorben, so muß man ihre Plätsche (Suppenschüssel) sogleich auswaschen, sonst kommt sie wieder. Bunzl. Mtschr. 1792, 50.

314. Auch bringt man die Zeit des Todes mit den Überlebenden in Beziehung. Erfolgt der Tod des Hausbesitzers bei abnehmendem Monde, so ist dies für seinen Nachfolger nicht günstig; tritt letzterer bei zunehmendem Monde den Besitz an, so hat er Glück zu erwarten.

Wird bei den Katholiken, wenn jemand im Sterben liegt, oder gleich nachher, geläutet, so heißt es: Wenn er über die „grüne Wiese" geht, so hört ers noch. Auch hört man zuweilen sagen (Breslau): Komme ich nicht in den Himmel, so komme ich doch gewiß auf die grüne Wiese (336); vgl. Weinhold in Z. d. V. f. V. IV, 457.

C. Leichenbereitung.

315. Die Leiche deckt man mit einem weißen Tuche zu und legt sie auf Stroh, bis sie gewaschen ist; dann wird sie mit dem Totenhemd bekleidet und in den Sarg gebettet. Mancherorten benutzt man bis zur Einbettung in den eigentlichen Sarg einen Wechselsarg. Wird der Wechselsarg mit der Leiche in eine entlegene Kammer oder in die Scheuer gestellt, so wird eine schwere Axt auf den Deckel gelegt, damit der Böse dem Verstorbenen nichts anhabe (Kunzen-

dorf bei Löwenberg). Bei der Leiche brennt fortwährend ein Licht, Rest der altgermanischen Totenwacht. Auch wachen hier und da noch (gedungene) Leute bei der Leiche (Ober-Schlesien).

Legt man den Leichnam auf die Stelle, wo gewöhnlich der Eßtisch steht, so dauert der Schmerz der Hinterbliebenen nicht lang (Mittel-Schles.)

316. Das Leichenstroh (Stroh, worauf die Leiche gelegen hat) wird verbrannt, damit es nicht zu Bosheitszauber verwandt werde und die Seele Ruhe habe (Lauban). Wenn jemand über Leichenstroh geht, verliert er das Maß. Bunzl. Mtschr. 1792, 246.

Auf die Leiche und die Leichenkleider darf man keine Thränen fallen lassen, sonst stört man die Ruhe der Toten; überhaupt darf man ihn nicht zu sehr beweinen und betrauern; uralte Vorschrift; Z. d. V. f. V. IV, 456 f.

Von dem Wiedererscheinen Verstorbener, die, das Thränenkrüglein in der Hand, ihre Angehörigen bitten, das Weinen sein zu lassen, gehen in Schlesien schöne Sagen. Wer auf den Toten Thränen fallen läßt, stirbt ihm nach (Mocker bei Neustadt O/S.); Tote sind nicht mit Thränen, sondern mit Küssen zu benetzen (Breslau). Die Trauer soll ein inneres ernstes, stilles Gedenken sein. Der Geist des Verstorbenen schwebt noch drei Tage lang über der Erde, um die Trauer der Hinterbliebenen zu beobachten (Freystadt, Namslau). Vgl. hingegen: In einzelnen Ortschaften um Ratibor wird an dem offenen Grabe eines Angehörigen laut gejammert und geklagt, weil man meint, daß dadurch die Seele des Verstorbenen Erleichterung finde.

317. Beim Einkauf des Leichenhemdes und der Trauerkleider darf man nichts abhandeln. Das Leichenhemd darf nicht am Sonntag genäht werden, sonst hat der Tote keine Ruhe; beim Nähen darf man keinen Knoten in den Faden

machen, sonst kommt der Tote wieder und läßt sich von der Näherin den Knoten auflösen (Bunzlau, Freystadt, Breslau); die Nähnadel mit dem Faden, mit dem ein Sterbekleid genäht worden ist, darf nicht abgeschnitten werden, sie muß daran hängen bleiben (Mittel-Schles.). Z. d. V. f. V. III, 151. Das Sterbekleid besitzt nach dem Glauben des Volkes große Heilkraft. In vielen Orten wird ein Stück davon zurückbehalten und zu vielerlei angewendet.

318. Ist die Leiche sehr starr und steif, muß man sie beim Ankleiden nur dreimal beim Vornamen (und Zunamen) rufen, so geben die Glieder nach und lassen sich bequem bekleiden (Leobschütz, Neustadt, Kreuzburg); auch kann man ihr dann den Trauring ohne Schwierigkeit vom Finger ziehen (Breslau) und die Sterbehandschuhe anziehen (Leipe bei Jauer). Man ruft: N. N.! wir wollen dich anziehen; sei nur gefügig und mach es leicht. — Dann werden die Glieder alle beweglich wie bei einem Lebenden. Nach dem Anziehen wird gerufen: N. N., nun kannst du wieder ruhig schlafen. — Alsbald wird der Tote wieder steif und starr (Gramschütz bei Glogau). — Wer im Leben einen Meineid geschworen hat, wird nach seinem Tode, der ihn binnen Jahresfrist wegrafft, am ganzen Körper oder wenigstens am rechten Arm, mit dem er geschworen hat, schwarz werden.

Bei der Leiche darf man nicht mit bloßem Haupte stehen, sonst fallen einem die Haare aus. So lange sie im Hause ist, unterläßt man alle Werkelarbeit; es darf niemand spinnen, sonst sterben ihm die Finger ab. Przbl. 1800, 274.

Sieht man sich eine Leiche an, so soll man sie am Arm, an der Hand, an der Zehe oder dergl. anfassen, dann erscheint einem der Verstorbene nicht (in ganz Oberschlesien).

Leichenwasser.

319. Das Wasser, womit eine Leiche gewaschen worden ist, muß, nebst den Gefässen, an einen Ort vergraben werden, wo niemand darüber schreiten kann; es verursacht sonst abzehrende Krankheiten (Zobtener Halt, Trebnitz, Sprottau). Es wird unter die Dachtraufe gegossen, oder auf dem Kirchhofe unter einem Strauch oder ganz dicht an der Hausmauer vergraben. Man gebraucht das Leichenwasser zum Bosheitszauber.

Unter den Sarg stellt man ein Gefäß mit Wasser; es heißt auch Leichenwasser und besitzt Heilkraft. Mit ihm werden beim Hinaustragen der Leiche Stube, Hausflur und die Stelle, wo der Sarg mit der Leiche gestanden hat, dreimal besprengt.

Der Kamm, mit dem die Leiche gekämmt, das Tuch, womit sie abgewischt, das Rasiermesser u. dergl., müssen mit in den Sarg gelegt werden, sonst werden diese Dinge den Lebenden verderblich. Wer sich etwa mit dem Totenkamme kämmt, dem fallen die Haare aus.

D. Sterben der Kinder.

320. Zu kluge Kinder werden nicht alt. Es sterben auch die Kinder unter einem Jahre, die man mit Blumen beschenkt oder bekränzt. — Das Kind wird mit dem Taufkleide in den Sarg gebettet; das Kleid selbst wird unten abgeschnitten, damit das Kind beim Eintritt ins Himmelreich über die Treppenstufen nicht stolpere (Ober-Schles.).

Ist ein Kind gestorben, so dürfen die Eltern nicht zu sehr weinen, sonst stören sie ihm die Freuden des Himmels (vgl. 316). Auch ißt die Mutter vor Johannis keine Erdbeeren, damit das Kind im Himmel mit der Muttergottes oder dem heiligen Johannes in die Erdbeeren gehen könne

(Ober-Schles.; an der österr. Grenze; vgl. Grohmann 113). In Roßberg bei Beuthen O/S. sind es Kirschen, die die Mutter vor dem Johannistage nicht essen darf; denn wenn an diesem Tage der Täufer unter die Kinder im Himmel Kirschen verteilt, werden jene ausgeschlossen mit den Worten: Deine Kirschen hat schon deine Mutter gegessen.

321. Beim Tode einer Jungfrau drückt man sein Beileid mit den Worten aus: Ich wünsche viel Glück zum himmlischen Aussatz! (Liebau).

Denjenigen, die ihr Mitleid ausdrücken kommen, darf man beim Abschiede nicht den sonst üblichen Zuspruch sagen: Kommt ock balde wieder! sonst zöge dies einen neuen Todesfall nach sich (Grafsch.)

E. Ausstattung der Leiche.

322. Jünglinge und Jungfrauen erhalten gewöhnlich einen weißen Sarg.

Man gibt dem Toten manche Dinge mit in den Sarg, die ihm im Leben wert waren und die er im künftigen Leben braucht, Gebetbuch, Kamm, eine „Kante" Brot (Leipe bei Jauer), Geldstücke (meist drei Pfennige), unzweifelhaft das Fahrgeld in die Unterwelt; vgl. die Überfuhre versäumen (305), doch gibt man auch als Grund an, daß der Tote am Allerseelentage Opfergeld habe; dazu alle Gerätschaften, mit denen der Tote zur letzten Ruhe bereitet worden ist, sonst kommt er wieder und beunruhigt die Zurückgebliebenen. Der Frau legt man Schere, Nadel, Zwirn u. drgl. in den Sarg, damit sie Beschäftigung habe und nicht umgehe. So gab man in Kreuzburg dem Großvater seine Dose mit, seinen Kamm und sein Gebetbuch, doch auch ein paar Pfennige Fährgeld; in den Dörfern um Leobschütz gibt man außerdem einen Weidenzweig mit (als Schutzmittel?), ein Stückchen Brot, eine Nähnadel mit Zwirn,

auch Schmucksachen u. drgl. Früher pflegte man dem Toten auch Salz mit in den Sarg zu legen, wiederum Schutzmittel (Wirschkowitz, Militsch-Trachenberg), in Österr.-Schles. den männlichen Leichen ein Hufeisen, den weiblichen eine Sichel. Nach diesen Mitgaben konnte man im Beinhause zu Dobischwalde die ausgegrabenen Totengerippe zusammenhäufen, gegen Westen die weiblichen, gegen Osten die männlichen. Peter II, 247. Früher, als die Sterbekittel hinten offen waren und um die Toten nur herumgelegt wurden, mußte die Näherin des Sterbetuches Nadel, Zwirn und Fingerhut mit in den Sarg legen, damit der Gestorbene sich das Leichenhemd zunähe und im Himmel nicht fortwährend mit dem Rücken an der Wand zu stehen brauche (Breslau; Ober-Schles.).

323. Einem Kinde gibt man den Saugpfropfen und die Puppe mit, sonst wacht es wieder auf (Schweidnitz), einer Braut das Hochzeitskleid, Brautschmuck und Gesangbuch (Goldberg, Niesky); überhaupt stattet man jedes junge Mädchen als Totenbraut aus. Das Kind legt man auch ohne jeden Blumenschmuck wie ein Wickelkind in den Sarg.

Stirbt eine Wöchnerin während ihrer Wochenzeit, d. i. vor dem Kirchgange, so muß sie schwarz gekleidet, also im Kirchgangsstaat, in den Sarg gelegt werden, während sonst alle Sterbekleider weiß sind, sonst „meldet sie sich" (Mittel- u. Nieder-Schles.). Sie kommt neun (zehn) Tage lang jede Nacht ihr Kind pflegen und beugt sich über dasselbe (Liebenthal, Landeshut, Bunzlau, Ratibor, Leobschütz). Damit sie nicht wiederkomme, legt man der toten Mutter das Kind noch einmal ans Herz (Goldberg). Die Wöchnerin, die unter allen Umständen das Traugesangbuch und das Kirchgangsopfergeld (eigentlich wieder das Fährgeld) in den Sarg erhält (Lauban, Schweidnitz, Schönau bei Kauffung, Parchwitz, Jauer), bekommt auch Flicken und Nähzeug mit,

weil sie für das Kind noch arbeiten muß (Liebau, Landeshut, Grünberg). Ganz besonders verlangt die von ihrem Kinde weggestorbene Wöchnerin ihr Brautzeug und Kinderzeug, sonst geht sie um und kommt ihr Kind gar holen (Liebau, Liebenthal, Trebnitz). Bekäme sie alles, was sie zum Kirchgange gebraucht hätte, nicht mit ins Grab, so würde sie wiederkommen (Waldau bei Bunzlau, Marklissa bei Lauban). Ging einer Wöchnerin das Kind im Tode voran, so gibt man ihr auch ein Töpfchen oder einen kleinen Tiegel, einen Löffel und Quirl mit, denn sie muß für ihr Kind kochen; auch eine Windel, Nähnadel, Zwirn, Kinderhemdchen, Schere, denn sie muß für ihr Kind waschen und nähen (Ludwigsdorf bei Görlitz).

Wenn eine Wöchnerin mitsamt dem Kinde stirbt, soll man das Wochenbette, sowie des Kindes Bette oder Wiege nicht aus der Stube entfernen, sondern beides alle Tage frisch aufbetten, bis sechs Wochen abgelaufen sind, weil sonst Mutter und Kind keine Ruhe finden möchten (Jauer, Striegau, Liebenthal).

Merkwürdig ist noch besonders in Roßberg bei Beuthen O/S.: Stirbt da ein kleines Kind, so gibt man ihm das Taufkleid mit in den Sarg, weil es sonst wiederkommen müßte, und legt ihm geweihtes Brot auf eine, drei Pfennige, die ihm (als Plappergeld 223) von den Paten eingebunden worden sind, auf die andere Seite. Mit dem Brote wirft das Kind nach drei Juden, die ihm auf dem Wege zum Himmel auflauern, das Geld aber braucht es als Fährlohn über das große Wasser, das es an der Himmelsgrenze passieren muß; vgl. Totenreich (336).

324. Der Leiche dürfen nur neue Sachen angelegt werden, sonst zieht sie den nach, der die Sachen vorher getragen hat. Besonders darf keine gezeichnete Wäsche eines anderen in den Sarg gegeben werden, überhaupt nichts,

was ein Gesunder getragen hat, namentlich, was noch die Körperwärme in sich trägt, als Tücher, alte Hemden rc. Sonst „zehrt" die Leiche daran, und die betreffende Person muß nach langsamem, abzehrenden Siechtum sterben. Es dürfen daher nicht einmal am Körper getragene Stecknadeln zum Befestigen der Sarganschläge verwandt werden (Mittel-Schles.; Z. d. V. f. V. III, 151). Wer den Trauring mit ins Grab nimmt, zieht den Gatten nach (Glatz).

Ehe der Sargdeckel geschlossen wird, muß auch alles weggenommen werden, was dem Munde der Leiche nahe kommt, ihr Gesicht oder Augen bedeckt, sonst würde sie im Grabe daran so lange schmatzend kauen und zehren, bis jemand aus der Familie nachstürbe, Przbl. 1800, 274; oder wie das Volk auch meint, sonst kann sie am jüngsten Tage Christum nicht sehen, wodurch ihre Seligkeit gefährdet würde (Zobtener Halt).



F. Das Begräbnis.

Träger und Grabgeleit.

323. Nach der Persönlichkeit des Verstorbenen werden die Träger gewählt; ihre Zahl beträgt 4, 6 und 8. Gewöhnlich werden auf dem Lande Jungfrauen von „Jungfern", unverheiratete junge Männer von „Junggesellen" zu Grabe getragen. Eine Kinderleiche trägt ein Junggeselle, eine Manns- oder Frauenleiche Männer. Die Träger bekommen Sträuße oder Rosmarinzweige in die Knopflöcher die Junggesellen auch Buchsbaumkränze auf den Kopf; in der linken Hand halten sie eine Zitrone. Werden junge Leute begraben, so schreiten zu beiden Seiten des Sarges, nach der Zahl der Träger, mit Kränzen geschmückte junge Mädchen, die Trauer- oder Leibjungfern, einher und tragen eine Guirlande (Galande) (Sprottau, Zobtener Halt, Breslau, Jauer, Liebau, Ober-Schles.). Hinter dem Sarge eines Jünglings trägt eine Jungfrau, hinter dem einer Jungfrau ein Junggeselle ein Kissen, auf dem ein Kranz mit Widmungsschleife liegt. Alles, was die Träger und die Leidjungfern an sich tragen, die Sträuße und Kränze, auch die Zitronen werden in das Grab nachgeworfen.

Der Leiche eines Schulkindes folgen sämtliche Mitschüler, in der Grafschaft mit bunten Kreuzchen, die sie dann auf das Grab pflanzen.

Oft erhalten auch die Leichenträger, zumal wenn es

Freunde des Toten sind, das Opfergeld, weil der Tote sonst keine Ruhe im Grabe hätte.

Daß früher den Trägern am Sarge Branntwein vorgesetzt wurde, geht aus einem Verbote des katholischen Kirchen-Kollegiums zu Neisse (Mai 1839) hervor: „Wir haben oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß in dem Trauerhause, bevor die Leiche zur Beerdigung gehoben wird, den Leichenträgern Branntwein zum Trinken vorgesetzt wird ꝛc." Auch sonst (z. B. in der Grafsch.) war es Sitte, daß bei einem Begräbnisse vor dem Hinaustragen des Sarges ein Trunk und Butterbrot gereicht wurde.

Zur Leichenbegleitung wird auf dem Lande in der Regel das ganze Dorf gebeten, je nach dem Range des Verstorbenen auch benachbarte Ortschaften. Zu diesem Behufe hält der Gemeindehirte oder besser noch seine Frau oder die Totengräberin oder eine andere gedungene Leich- oder Grabbitterin einen Umgang von Haus zu Haus. Was sie dabei streng zu beachten hat, wurde schon erwähnt (s. 308).

Vor der Beerdigung darf aus dem Hause nichts weggeliehen oder verschenkt werden.

Begräbnishandlung.

326. Wenn der Sarg zum Begräbnis aufgebahrt wird, so müssen die Stühle, Schemel, Bänke ꝛc., auf denen der Sarg gestanden hat, umgeworfen werden, sonst hat der Verstorbene in der Erde keine Ruhe. Przbl. 1828, 157. Z. d. V. f. V. III, 151. Vielerorten wird der Sarg auf der Stuben- oder Hausthürschwelle dreimal niedergesetzt und die Träger sprechen dabei: Im Namen Gottes des Vaters ꝛc. (Liebau, Sprottau, Jauer, Ratibor, Rybnik, Zabrze), anderswo müssen die vor den Leichenwagen gespannten Pferde dreimal anziehen. Auch bei einem Kreuze

an der Straße wird der Sarg dreimal niedergesetzt, und das Volk kniet zum Gebete nieder (Ober-Schles.). Der Knecht besteigt das Sattelpferd und läßt, ehe er abfährt, die Pferde erst dreimal anrücken (Rudelsdorf bei Heidersdorf, im Kreise Ratibor); dasselbe geschieht an der Ortsgrenze (Sprottau, Zobtener Halt).

Der Kutscher des Leichenwagens darf sich nicht umsehen (Kreuzburg, Sprottau). Auch macht man mit dem Sarge beim Hinaustragen ein Kreuz, dann wird man um den Verstorbenen nicht viel trauern, oder man zeichnet durch Hin- und Herschwenken des Sarges drei Kreuze über der Thürschwelle, damit der Tote nicht wiederkehre (Mittel- u. Nieder-Schles.).

327. Ist die Leiche über die Schwelle getragen worden, dann muß die Hausthür zugemacht, aber nicht verschlossen werden, und einer muß als „Hauswirt" zurückbleiben. Ist dies nicht möglich und soll die Thür zugeschlossen werden, so muß davor kreuzweise Wasser gegossen werden, dann ist man vor der Wiederkehr des Toten sicher (Waldau bei Bunzlau). Das Hofthor muß geschlossen sein und wird erst für den Leichenzug geöffnet, hinter ihm jedoch gleich wieder geschlossen (Sprottau). Der Sarg darf nicht mit dem Kopfende zuerst hinausgetragen werden, sonst hat der Tote das Gesicht nach dem Hause zu gerichtet und kehrt wieder. Ist die Leiche aus dem Hause, klopft man dreimal an die geschlossene Thüre, damit der Tote nicht wiederkomme (Kauffung bei Schönau).

328. Wenn das „Aussingen" beendet ist und der Trauerzug sich in Bewegung setzt, so läuft einer aus der „Verwandtschaft" in den Stall und ruft dem Vieh zu: Der Wirt geht nun fort! klopft an die Obstbäume und die Bienenstöcke und spricht: Sie tragen den Herrn fort (Reichwalde). Oder man sagt: Der Herr wird ausgetragen; dann

grämen sich die Bienen und das Vieh nicht (Kauffung bei Schönau). Wenn der Sarg das Gehöft verläßt, muß auch das Vieh in den Ställen aufgetrieben werden; andernfalls gibt es unter ihm Unglücksfälle und Sterben (Gr. Parchwitz bei Hoyerswerda). Auch werden drei Züge an der Hausplumpe gethan, um sie für die Zukunft leistungsfähig zu erhalten (Tachritz bei Görlitz).

329. Wird eine Leiche zum Kirchhofe gefahren, d. h. auf einem Bretterwagen von einem entfernten Orte nach dem Pfarrdorfe — dies geschah auf den in Schlesien häufig vorkommenden besonderen Totenwegen —, so muß der Kutscher eilen, um wieder zurück über die Dorfgrenze zu gelangen, ehe der Sarg versenkt wird (Zobtener Halt). Z. d. V. f. V. III, 151. Wie der Stuhl, auf dem der Verstorbene zuletzt gesessen hat, umgewendet wird (312), so wird mitunter auch nach der Beerdigung der Leichenwagen mit den Rädern nach oben auf die Rungen gestellt (Gr. Wartenberg, Militsch-Trachenberg).

Beim Begräbnis müssen die Leidtragenden hinter dem Sarge geordnet und gedrängt gehen, sonst stirbt bald einer nach; auch darf sich keiner der Begleitenden umsehen. Wenn es beim Begräbnis einer Bauernfrau regnet, sagen die Leute: sie hat die Milch zu viel getauft. —

Am Grabe.

330. Oft hört man diejenigen, die eine Leiche zum Grabe tragen, zu den Trauernden, gleichsam wie zum Troste sagen, daß die Leiche so schwer sei. Aufklärung darüber gibt der norwegische Volksglaube, daß die heiligen Engel, die auf dem Kirchhofe umherschweben, sich über den Toten legen und ihn in Empfang nehmen. Liebrecht 314. — Will der Totengräber wissen, ob ein Verstorbener ein guter oder böser Mensch gewesen ist, so darf er nur mit dem Daumen

und Zeigefinger einen Ring bilden und durch ihn über den Sarg, der herangebracht wird, hinweg sehen. Ist es ein guter Mensch gewesen, erblickt er nichts (dessen Seele hat Ruhe), ein böser sitzt auf dem Sarge und hat die Arbeit vor, mit der er sich im Leben beschäftigt hat.

Das Grab wurde früher überall (wenigstens in Oberschlesien) von den jedesmaligen Anverwandten des Verstorbenen gegraben. Die Trauernden müssen das Grab dicht umstellen und dürfen keine Lücke lassen, sonst stirbt in kurzem jemand nach. Auch stirbt der, dem der Hut ins Grab fällt. Die Träger und die Leidjungfern müssen ihre Blumensträuße und Kränze dem Toten ins Grab nachwerfen, sonst würden sie ihm nachsterben (Trebnitz, Jauer, Zobten). Wer von den Angehörigen zuerst Erde auf den Sarg wirft, stirbt zuerst.

Hier und da dankt nach der Versenkung des Sarges der Leichenbitter den Begleitern im Namen der Leidtragenden ab. Vgl. Grimm Wbch. I, 19.

Die Gräber werden sorgfältig gepflegt und häufig mit Hauswurz (Sempervivum tectorum) bepflanzt; am Abend vor Allerseelen (174) mit brennenden Lichtern besteckt.

Wer an Grabesblumen riecht, verliert den Geruch; wer auf dem Kirchhofe ißt, verliert die Zähne. Reißt man Blumen von Gräbern ab, so kommt sie der Tote als sein Eigentum wiederholen. Auf den Gräbern von Leuten, die der Drache bereichert hat, wachsen nicht Blumen, sondern nur Nesseln (Wohlau).

Einem Kinde, das seine Eltern geschlagen hat, wächst die Hand zum Grabe heraus. Erinnerung an die Vorschriften der alten Bußbücher, wonach, wer seine Eltern mißachtet, wie ein Mörder drei Jahre büßen soll; hat er gar die Hand gegen sie erhoben, so muß er auf 7 Jahre ins

Exil gehen. Friedberg 21. Wenn das Grab jemandes sich sehr setzt, da sagt man: er hat die Grenzsteine verrückt (Beuthen).

Nach dem Begräbnis.

331. Es wird sorgfältig vermieden, etwas, das sich um den Sarg her befand, in das Trauerhaus zurückzubringen (Militsch-Trachenberg). Hinter einer aus der Stube getragenen Leiche kehrt man aus, um den Toten nicht zurückzuzwingen. Nach dem Begräbnis muß man sich die Hände waschen, sonst stirbt man (Cammelwitz bei Steinau), oder es fallen einem die Zähne aus (Kortnitz, Langheinersdorf bei Sprottau).

Nach der Beerdigung müssen die Pferde mit dem Leichenwagen Trab fahren, damit sie nicht kollerig werden (Breslau, Jauer). Diejenigen Pferde, die an einen Leichenwagen gespannt waren, bleiben ein ganzes Jahr hindurch träge; deshalb nahm man früher lieber dazu gewöhnliche Ochsen, Przbl. 1828, 157, wie im germanischen Altertum.

332. An die Beerdigung schließt sich zu Ehren des Verstorbenen, dessen man dabei in einem Nachrufe gedenkt, der Leichenschmaus, das Traueressen oder Totenmahl, zweifellos ein Nachklang alter Totenopfer. Gegen Ende der fünfziger Jahre kam es im poln. Ober-Schles. (Ruda) noch vor, daß die Leidtragenden sich auf den eben aufgeschütteten Grabhügel niedersetzten, Brot und Käse aßen, aus einer Flasche einen Umtrunk hielten und dabei religiöse Lieder sangen. Oft kehrt man auf dem Rückwege vom Kirchhofe im nächsten Kretscham ein, um „das Fell oder die Haut zu versaufen", ein Ausdruck, der von Schleswig-Holsteins Spitze bis zu den Gipfeln der Alpen bekannt ist. Am Urquell I, 113 ff.; 139. Der Leichenschmaus am Beerdigungstage unverheirateter Personen heißt auch himm-

lische Hochzeit, im deutschen Ober-Schles. bloß „Hochzeit“. Das Trauerhaus wird festlich geschmückt mit Kränzen und wohl auch mit Maien, denn dieser Tag gilt für den Hochzeitstag, weshalb denn auch das sogenannte Traueressen oft wie ein vollständiges Hochzeitsmahl zugerichtet wird, zu dem außer den Verwandten, Trägern und Leidjungfern auch ein großer Teil der Leichenbegleitung zu Gaste geladen wird (Mocker bei Neustadt, Ratibor, Leobschütz, Herzogswaldau bei Jauer, Zobtener Halt). Nach einer solchen „Hochzeit“ wird nicht selten getanzt (Kosel, Rudelsdorf bei Heidersdorf, Grafsch.). In der mittelschlesischen Gebirgsgegend wird ein „Leidessen“ mit Kaffee und Kuchen vorgesetzt. Vgl. Mogk im Grundriß III, 253, wo eine Geschichte der Leichenschmäuse gegeben ist.

Früher wurde aus dem Nachlasse eines Jünglings oder einer Jungfrau der Kirche ein „Brautgeschenk“ vermacht (Ober-Schles.). Die Kleider des Toten schenkt man nicht gern weg, sie halten (dauern) nicht, sondern zerfallen mit der verwesenden Leiche.

333. Die oben erwähnte Vorstellung, daß eine nicht eingesegnete Wöchnerin unrein ist und ihre Nähe Unheil bringt (Waldenburg) (231), haftet auch an ihrem Grabe. Hieraus erklärt sich der alte Brauch, daß gestorbene Wöchnerinnen wie die Selbstmörder an einem abgelegenen Teile des Kirchhofes, hart an der hintersten Mauer, begraben wurden. In Niebusch, Dorf bei Grünberg, wird noch für das Jahr 1790 (ob noch später?) bezeugt, daß die Leichen der Wöchnerinnen, wie anderswo die Selbstentleibten, nicht auf den Kirchhof, sondern dicht an der Mauer des Gottesackers begraben wurden. Den Grund fand man darin, daß alle Frauenzimmer zwischen 15 und 49 Jahren zu einer gewissen Zeit im Monate teuer büßen müssen, wenn sie zufälligerweise über den Grabhügel einer im Wochenbette ge-

storbenen Frau hinwegschritten. Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens 127. Dazu vergleiche man aus noch früherer Zeit: Es sollen auch die Todtengreber, wo sie eine Sechswecherin (auch heute noch volkstümliche Form) begraben wollen, eyn fleißig auffmerken haben, domit sie nicht graben am wege, do man pflegt zu gehen oder viel zuschaffen hot, sondern yndert (irgend) an eynem winckel, oder an der Mauer, do man am wenigsten zu thun hott. Schönborn, Schul- und Kirchenordnung des Rates von Breslau vom Jahre 1528. Breslau, Programm 1860, 11.

334. Eine eigentümliche fromme Sitte, die sich an die Beerdigung anschließt, findet sich in der Grafschaft Glatz und einigen angrenzenden Ortschaften. Jede Leiche wird auf einem Brette liegend gereinigt, und dieses Leichenbrett wird dann, mit einem oder mehreren Kreuzen versehen, an einen Weg gelegt, um jeden Vorübergehenden aufzufordern, für das Seelenheil des Verstorbenen ein Gebet zu sprechen. Przbl. 1865, 567. Eine große Anzahl solcher Leichenbretter war auf dem Wege vom „Stern" nach Braunau anzutreffen (1873). Sie waren meistens mit dem Namen, dem Geburts- und Todestage des betreffenden Verstorbenen versehen und lagen nicht nur an beiden Seiten des Weges, sondern dienten auch als Steig über Feldgräben. In der Gegend von Neurode sind sie etwas ganz allgemeines auf den sog. Kirchsteigen, das sind Fußwege, die von einzelnen Ortschaften und Gehöften nach der gemeinsamen Kirche führen. Przbl. 1873, 34. Jeder Darüberhinschreitende hat die Pflicht, nicht nur auf die Leichenbretter zu treten, sondern dies recht stark zu thun. Es ist der Glaube, daß, sobald das Brett durchgelaufen oder entzwei getreten ist, „die liebe Seele Ruhe hat", d. h. aus dem Fegefeuer erlöst ist. Przbl. 1873, 455. Früher wurden in den Kreisen Neiße-Grottkau bei einem Todesfalle aus dem Sarge ein Häufchen frische

Hobelspäne womöglich auf einen Kreuzweg gestreut oder an einen kleinen Strauch angelehnt, damit sie der Wind nicht so leicht fortjagen konnte. Das war ein Zeichen, daß in dem benachbarten Hause eine Leiche liege, für deren Seelenheil man beten solle. Przbl. 1873, 141. Dieser Gebrauch, wo für die Leichenbretter die Hobelspäne eintreten, besteht heute noch in Patschkau. Eingehend handelt darüber Gusinde in Mitteil. VII, 33 ff.

335. Wo Menschen durch Zufall, durch Selbstmord, Mord oder Totschlag umgekommen sind, errichtet man in der Ober- und Nieder-Lausitz, auch in der Altmark und in den angrenzenden Teilen Schlesiens Stein- oder Reiserhaufen, zu denen jeder Vorübergehende seinen Beitrag giebt, damit der Tote Ruhe finde und die Lebenden nicht belästige. Ein solcher Haufe heißt ein t o t e r M a n n. In der Lieberoser Heide an der Straße von Kottbus nach Frankfurt a. O. sind dergleichen tote Männer besonders häufig. Przbl. 1867, 475 ff.; vgl. Am Urquell IV, 157. „Noch jetzt errichtet man an den Orten in Feldern und Wäldern, wo Menschen umgekommen sind, Holzhaufen. In der Lausitz und in den Priebussischen Wäldern findet man ihrer noch viele. Ein solcher Haufen heißt ein toter Mann. Fast jeder Vorübergehende opfert der abgeschiedenen Seele einen Ast und geht dann seines Weges; thut er es nicht, so fürchtet er die Rache des Geistes.“ Worbs, Geschichte des Herzogtums Sagan (1795) 172; vgl. hierzu Weinhold, Altnord. Leben 488. Reiche Literaturangaben finden sich Z. d. V. f. V. VIII, 456. Einen ähnlichen Ursprung, der Seele des Getöteten Ruhe zu sichern und die Lebenden vor ihrer Rache zu schützen, haben die allenthalben errichteten Kreuze aus Holz oder Stein, die sog. M a r t e r n; man vgl. hierüber schon Scriptores rerum Siles. III, 104 f.

G. Die Seele nach dem Tode.

336. Wiederholt wurde der Glaube an ein Totenreich angedeutet, doch ist die Vorstellung hiervon eine sehr unbestimmte und nebelhafte. Es liegt „wohl draußen jenseit der Erde, wohl dort in der Ewigkeit", jenseit einer grünen Wiese (Grimm Myth. 782, Weinhold in Z. d. V. f. V. IV, 457), umflossen von dem Totenstrom, für dessen Überfahrt dem Verstorbenen das Fährgeld mit in den Sarg gegeben wird. Bestimmte Brunnen und Quellen, Seen und Teiche, worein namentlich Klöster und Schlösser versunken sein sollen, sind Pforten der Unterwelt. Dort führt die Seele eine Art Halbleben, ein schattenhaftes Abbild des irdischen Daseins. Daß man es dem Toten dort an nichts fehlen lasse, damit er nur die Ruhe finde, ist der Überlebenden ängstliche Sorge; freilich blickt dabei auch die Angst durch, sich selbst durch die Mitgabe alles dessen, was jene Ruhe verschaffen kann, gegen die Wiederkehr des Verstorbenen zu sichern. In dem Seelenlande lebt der Tote weiter und kann alle möglichen Gestalten, besonders Tiergestalten annehmen. Heidnische und christliche Anschauungen verweben sich da zu schwankenden Bildern. Der Säugling saugt nach dem Tode an seinem Saugpfropfen und spielt mit der Puppe; die Mutter wäscht, kocht und näht für ihr Kind. Ist es ihr in das Totenland nicht gefolgt, so kehrt sie abends zurück, um nach dem Liebling zu sehen, und am Morgen findet man in seinem Bettchen die Stelle eingedrückt, wo sie in der Nacht neben ihm geruht hat. Der Großvater erfreut sich seiner Dose, die Großmutter braucht ihre Brille weiter, und Frau und Mädchen verwenden Kamm und Schere und schmücken sich. Daß den Seelen auch leibliche Bedürfnisse weiter anhaften, erhellt aus der Mitgabe des Brotes (322, 323).

Bis zum Begräbnistage geht der Tote im Hause um und beobachtet die Trauer der Überlebenden (Ludwigsdorf bei Görlitz).

337. Am Allerseelentage versammeln sich die armen Seelen der Gemeinde in der Kirche, um eine Messe zu hören, die der zuletzt verstorbene Ortspfarrer liest (176); die Seelen der Kinder flattern als Vögel um die Totensteine (175). Geht die Stubenthür von selbst auf, so kommt eine arme Seele auf Besuch. Mit Vorliebe sitzen die armen Seelen im Kehrbesen und zwischen Thür und Angel; darum darf man nicht mit dem Besen, aber auch nicht auf ihn schlagen, und die Thüren nicht zuwerfen, sonst leiden die Seelen. Sie leiden auch, wenn ein Brot, ein Messer oder ein Rechen verkehrt hingelegt wird (Schweidnitz, Breslau, Leobschütz).

338. Die armen Seelen stehen mit den Menschen auch sonst noch in Beziehung. Sie helfen dem Holzdiebe auf seine Bitte unertappt stehlen, wecken zur gewünschten Zeit den Schlafenden. Statt des heiligen Andreas werden auch die armen Seelen angefleht: man betet zu ihnen, daß die künftige Ehehälfte im Traume erscheinen möge.

Sieht man einen Geist, so soll man erst nach drei Tagen davon sprechen, dann widerfährt einem nichts Böses.

339. Im allgemeinen gilt das Wiedererscheinen (Umgehen, Spuken, Scheuchen, Schaechen, man sagt: es spukt, schaecht, geht um) als eine Strafe für noch nicht abgebüßte Sünden. Die Toten erscheinen in allen Gestalten, die argen Sünder in unheimlicher, schwarzer, feueraugiger Tiergestalt. Oft schleppen sie als Zeichen der Verdammnis Ketten nach. Sie erscheinen um Mitternacht von 11—12 oder 12—1 Uhr, seltener in der Mittagsstunde. Von den Tieren sind es besonders schwarze Hunde, schwarze Hennen, feurige Schweine, schnaubende Pferde, Stiere, Kröten, doch auch der

Bär, worunter sich Geister verbergen, vgl. die Redensart: Da war der Teufel ein Bär.*)

Die Toten haben keine Ruhe im Grabe durch eigene Schuld. Dem Pastor von Gr. Parchwitz, Kr. Hoyerswerda, erzählte eine Frau, ihr vor etwa zwei Jahren gestorbener Mann sei ihr im weißen Gewande erschienen, aber als sie ihm zugerufen habe: Matthes, bist du da! wieder verschwunden. Auch die Mieter des Hauses wollen einige Tage darauf die Erscheinung vor ihren Fenstern haben vorbeihuschen sehen und wunderten sich, daß er keine Ruhe finden konnte, da er nicht gerade besonders Böses gethan hätte. Geizige, Wucherer, Hartherzige müssen umgehen; ebenso, wer keines natürlichen Todes stirbt.

Selbstmörder kommen wieder, besonders wenn sie mit kirchlichen Ehren bestattet worden sind (Landeshuter Gegend).

340. Auf dem Friedhofe muß der zuletzt begrabene Selbstmörder Wache halten, bis der nächste kommt (Goldberg). Früher wurde jeder Selbstmörder im Sarge aufs Angesicht gelegt. Auch werden die Selbstmörder auf dem Viebig (Viehweg) oder den Grenzwegen, wo die Felder von zwei verschiedenen Gemeinden zusammenstoßen, in tiefe Löcher verscharrt. Hier findet in dunkler Nacht das Stelldichein der unheimlichen Geister statt: schwarze Hunde heulen, unsichtbare Hähne krähen, Kühe brüllen, Schweine grunzen; es huckt dem Wanderer auf, es huscht hin und her, besonders nach dem Orte der Entleibung hin (wie es den Mörder nach dem Schauplatz seiner Mordthat zieht, Breslau). Schon das alte Schlesische Landrecht bestimmte Cap. XIII, Dist. I: Wer sich selber totet in eime huse adir czu felde, den sal man begrabin uff einer wegescheidunghe (Wegscheide, Kreuzweg). Böhme, Diplomat. Beitr. 4, 94.

*) Vgl. Mogk im Grundriß III, 263.

341. Einem Gehängten giebt man eine Ohrfeige, bevor man ihn abschneidet, sonst dreht er einem den Hals um (Schweidnitz) oder beunruhigt einen sonst (allg.) Durch die Ohrfeige will man den bösen Geist austreiben. Przbl. 1866, 23. Hat sich einer erhängt, so bricht ein heftiger Sturm los, der drei Tage wütet: der Teufel fährt mit der Seele davon, und die Bäume läuten aus. Verf., Myth. Erscheinungen S. 9.



342. Alle, die sich nachbarlichen Grund und Boden unrechtmäßig zugeeignet haben, müssen nach dem Tode zur Buße als Feuermänner umgehen, hauptsächlich in der Adventzeit; doch findet man unter ihnen auch andere Ungerechte. Um Katscher gehen sie mit einer „brienigen Maßrutte" (brennenden Meßrute) auf dem Acker hin und her nnd werfen bisweilen die „rutt ai=de hiᵉn (Höhe), dåß stroala rĕmslin".

Bei Trachenberg zeigt sich nachts das rote Feuermännel im Getreide; bei Sabschütz, Kr. Leobschütz, rennt der Feuermann wie eine brennende Feuergabe über die Semmelberge; in der Grafschaft, besonders bei den Kalköfen in Rosenthal, auf den Badewiesen und am Pfarrberge bei Reinertz, läßt er sich oft sehen und trägt einen Feuerhaken auf dem Rücken. Im allgemeinen sind die Feuermänner harmlos und bieten ihre Dienste als Leuchter an. Durch ein „Bezahl's Gott!" kann man sie los werden und zugleich erlösen. Einst sagte jemand einem Feuermann, der ihn nach Hause begleitet hatte: „Bezohl der'sch Gôd a=sôvl moal, wie Leinsômkerner ei a Tonn sein!" — „Gôd seisen gedankt", sagte jener, „a sovl hoa=ich groad gebraucht". Er war

Glöckner und hatte für die Almosen in den Klingelbeutel nicht immer „Gott bezahl's" gesagt (Katscher). Wenn man über die Gefährtschaft der Feuermänner spottet oder schimpft, so rächen sie sich, Weinhold Wbch 19 f., meist aber schütteln sie sich, daß die Funken umhersprühen, und verschwinden (Grafsch.; Katscher, Sprottau). Vgl. über die Geister, die sich als Flammen zeigen, Mogk im Grundriß III, 266.



343. Die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder leben als Irrlichter, Lichter weiter und müssen bis zum jüngsten Tage umherwandern (Namslau). Sie erscheinen vornehmlich in der Fasten- und Adventszeit auf Kirchhöfen, Ackerrainen, Kreuzwegen, bei Kapellen und an sumpfigen Örtern. Oft sieht man Flammen von der Größe einer Schütte Stroh oder eines Mannes; das ist der große Leuchter (Sprottau). Wenn man flucht, ihnen droht, auf sie losschlägt, so verschwinden sie; auch, wenn man ihnen ein Messer oder einen Schlüssel hinwirft. Sie führen nur die Unwissenden irre, bringen die Eingeweihten aber an Stellen, wo Schätze vergraben liegen (Gr. Wartenberg). Sagt man ihnen jedoch nicht „Gott bezahl' dir's", so setzen sie sich auf den Firsten des Wohnhauses und zünden es an (Nimptsch).

344. In der Nähe von Teichen zeigt sich in der Mittagsstunde von 12—1 das Wasserkalb, ein weißes Kalb. Es läuft hinkend und ängstlich schreiend (es „schreit etwas wie ein Wasserkalb", geläufige Redensart) um den

Teich herum und verschwindet nach einer Stunde wieder in dem Wasser. Es ist stets ein Zeichen dafür, daß jemand durch Mord oder Selbstmord in dem Teiche sein Leben verloren hat, und es muß so lange umherirren, bis die Seele des Toten erlöst ist. Dem begegnenden Menschen fügt es kein Leid zu. — Im „Keller" (Engweg mit Busch) bei Kauffung erscheint ein feuriger Ochse an einem Stricke, bei den Johnsdorfer Bergen (Kr. Landeshut) erschreckt ein Kalb die Leute.



WASSERKALB

345. Eine unheimliche Erscheinung ist der Vampir, ein in slavischen Gegenden häufiger Glaube, besonders zur Zeit schwerer Seuchen. Dieser „Nachzehrer" heißt im poln. Ober-Schlesien, z. B. Beuthen, Ṡeiga (Scheiga). Kinder, die auf dem Rücken ein großes Mal haben, das wie eine Schere aussieht, werden Ṡeigas. Ein Jahr nach ihrem Tode kommt unfehlbar ein großes Sterben über das Volk, wenn man die Leiche so begrub, wie sie war, und dieses Sterben hält an, bis die Schere auf dem Rücken der Ṡeiga gänzlich verwest ist. (Man denke an die Parzen, die noch jetzt im griechischen und albanesischen Volksglauben als Pestdämonen fortleben, von denen die zweite mit einer Schere ihre Opfer verwundet. Meyer, Aberglaube des Mittelalters 112). Um das Sterben zu verhüten, muß man der Leiche den Kopf abschlagen und ihn ihr in den Schoß legen (vgl. Choleramärchen aus Ober-Schlesien. Przbl. 1873, 448 f.), oder einen Pfahl durch den Leib stoßen. Zeitschr. f. d. Myth. 4, 268. Treibt man den Vampirn einen Pfahl durch den Leib, war dies eine symbolische Verbrennung, denn der Pfahl erinnert an den Dorn, der zum Leichenbrand verwandt wurde, weil er nach den ältesten Anschauungen ebenso wie die Eberesche ꝛc. als Verkörperung des Blitzes gedacht wurde. Verbrennungen solcher Nachzehrer sind bezeugt. Der Scholze Martin Weimar von Schwarzwalde bei Landeshut war im Rufe eines unaussprechlichen Zauberers und Hexenmeisters gestorben (1671) und quälte die Leute auch nach seinem Tode dermaßen, daß er wieder ausgegraben und ihm die Hände auf den Rücken gebunden wurden — vergebens; beim wiederholten Ausgraben ward ihm der Kopf abgestochen und verbrannt und das Grab als das eines Unchristen vermauert. Görlich, Gesch. d. Stadt Strehlen 398. 1559 ward in Breslau ein altes Weib, die Zuckelhose genannt, als Hexe ins Wasser geworfen. Da sie aber

als eine Zauberin nicht untersank, wurde ihr vom Henker der Kopf mit einem Grabscheit abgestoßen. Im Jahre 1651 machten es „Gespenster" zu Freudenthal (in Ober-Schles.) arg. Sie beunruhigten die Leute des Nachts. Um diese Unruhen zu stillen, ließ die Obrigkeit einen verdächtigen Körper ausgraben. Man schnitt ihm den Kopf ab, und da er noch frisch Blut von sich gab, so wurden die Leute noch furchtsamer rc. Neues Schles. Allerlei. 13. Stück (1785) 206. — 1709 wurde in Reimswaldau unterm Fürstenstein die Leiche Georg Eichners, weil sie umging, auf erfolgte Hochfürstl. Bischöfl. General-Vicariats-Resolution vom 24. September 1709 im Sarge über die Kirchhofsmauer gestürzt, auf den Schindanger gebracht und dort „ihm der Kopf mit dem Grabscheit auf dem Boden des Sarges abgeschlagen und (er) aufs Angesicht in das dazu gemachte Loch geworfen, der Kopf zwischen die Beine gelegt, der Sarg zertrümmert auf ihn geworfen und verscharrt", worauf es im Dorfe fein stille geworden. Hätte das Poltern — davon der umgehende Geist hier und da bis heute auch der Poltergeist genannt wird — nicht aufgehört, hatte der Nachrichter den Befehl, „das verscharrte Aas wiederum auszugraben und zu Pulver zu verbrennen". Przbl. 1868, 26 ff. Man beugt durch das Durchpfählen der Leiche auch der Wiederkehr vor. „1564, den 26. April, ist eine Frauensperson aus Seitendorf bei Habelschwerdt lebendig begraben und ihr ein Pfahl durchs Herz geschlagen worden, weil sie ihr neugeborenes Kind ermordet und den Säuen vorgeworfen hatte (G. V. V, 94); dasselbe geschah mit einer andern am 8. Januar 1655 zu Glatz, ebenso 1711. Derselbe Brauch findet sich in Schweden; Liebrecht 415. Vgl. Mogk im Grundriß III, 254.

346. Neben dem Vampir-Glauben ist besonders im poln. Ober-Schlesien, heute noch der Glaube verbreitet, daß

solche Menschen, die mit einer doppelten Reihe von Zähnen, oder überhaupt mit Zähnen geboren werden, Strzygi genannt, zwei Seelen haben. Stirbt ein solcher Mensch, so bleibt eine Seele in seiner Leiche; diese kommt um Mitternacht aus dem Grabe heraus, besteigt den Kirchturm, und soweit ihr Blick reicht, sterben die Menschen, die in dem Alter stehen, das die Leiche erreicht hatte. Um diesem Sterben vorzubeugen, soll man der Leiche vor deren Beerdigung zwischen die Zähne einen Kieselstein geben und sie mit dem Rücken nach oben in den Sarg legen oder ihr mit einem Spaten des Totengräbers den Kopf abtrennen und zwischen die Beine einsetzen. (Przbl. 1862, 395 7). An die Strzyga erinnert die lat.-griechische Strix, kassubisch strzyz.*)

347. Tote kommen auch wieder, wenn sie einmal falsch geschworen haben, wenn ihre letzten Wünsche nicht erfüllt werden, wenn sie mit einem unenthüllten Geheimnis gestorben sind, oder wenn etwas zurückgeblieben ist, woran ihr Herz gehangen hat (Lauban, Goldberg). Hat jemand

*) Daß dieser Glaube noch bis zur Gegenwart lebendig ist, bezeugt folgende Mitteilung im Breslauer General-Anzeiger vom 1. Dezember 1899:

Mit Zähnen geboren. Ein in Namslau verstorbener Mann war mit Zähnen geboren worden. Von solchen Personen erzählt der Aberglaube, man dürfe sie als Leiche zuletzt nicht im Gesichte sehen, denn jeder Beschauer müsse dann auch in kurzer Zeit sterben. Um dieses vermeintlich drohende Unheil zu verhüten, legten die Leichenwäscherin und ihr Gehilfe diesen verstorbenen Mann vor dem Verschließen des Sarges mit dem Gesicht nicht nach oben, sondern nach unten in den Sarg ein, ohne daß dies die hinterbliebene Frau wußte. Nach der Beerdigung erfuhr dies die Witwe, und sie bestand darauf, daß ihr Mann so liegen müsse, wie andere Menschen begraben werden. Infolge einer Eingabe an die Staatsanwaltschaft genehmigte diese die Ausgrabung und Wendung der Leiche, was dann auch geschah.

Geld vergraben, so findet er im Grabe keine Ruhe, bis der Schatz gehoben ist. Er erscheint in der Mitternachtsstunde und winkt; folgt ihm einer schweigend und ohne sich umzusehen und findet den Schatz, so ist der Geist erlöst. Davon wissen die häufigen Schatzsagen viel zu erzählen; in Verbindung mit ihnen erscheint auch in Schlesien oft die weiße Frau. Z. d. V. f. V. IV, 452. Wenn von einem Toten Haare oder von einer sezierten Leiche Fleischteile im Hause zurückblieben, so kommt der Tote sie holen. Sind die Teile nicht zu finden, so holt man, um ihn zufriedenzustellen, von einem andern Kirchhof einen Menschenknochen und vergräbt ihn auf dem Grabe des benachteiligten Toten. Grabinski 53.

348. Tote erscheinen ferner zur Qual anderer. Die von ihrem Gatten mißhandelte Ehefrau erscheint dem Manne allnächtlich und quält ihn.

349. Die schöne und tiefsinnige Sage vom Ewigen Juden taucht hier und da auch in Schlesien auf. In Martin Koblitzens Frankensteiner Chronik (Hoffmann Monatschrift 1829, 532) lesen wir: „1676 den 3. November ist ein Mann allhier (zu Frankenstein) gewesen, welcher viel Knispel-Säcklein (Bettelsäcklein; vgl. Patenknispel 220) getragen und mit einer Ketten umgürtet gewesen, auch nichts geredet. Und wie der gemeine Pöbel eine Sage ausbracht, sollt' es der Jude gewesen sein, welchem Christus der Herr auferleget gehabt, daß er bis ans Ende der Welt ohne Aufhören gehen sollte. Dies wird aber billig vor ein Mährlein gehalten". — Ich erinnere mich noch, daß in den 70er Jahren in Ober-Schles. das Gerücht umlief, der ewige Jude wäre in Bauerwitz Kr. Leobschütz gesehen worden, in dem Aufzuge, wie ihn Martin Koblitz beschreibt.

350. Die Erlösung der Wiedergänger geschieht durch fromme Werke, Fürbitte oder auch liebende Teilnahme. Er-

füllt man dem Wiedergänger seine Bitte, übernimmt man an seiner Statt ein von ihm gemachtes Gelübde, oder sühnt man ein von ihm herrührendes Unrecht, so erlöst man ihn oder bringt ihn wenigstens der Erlösung näher. Schlägt man ihm die Bitte ab, so jammert z. B. der Feuermann: Nun muß ich noch hundert Jahre hier umgehen. Oft befreit ein Wort, eine Liebkosung, furchtloses Folgen, z. B. wenn ein Geist winkt, um einen Schatz zu heben.

Wenn zwei Personen gleichzeitig dasselbe sprechen, so haben sie eine arme Seele erlöst.

331. Gefürchtet sind die Gespenster (vom ahd. gispenst, „Verlockung, Trugbild"), meist die Seelen oder Geister von Verworfenen. Sie hausen in Wald und Wiese, auf Grenzen oder Rainen, in Hohlwegen, auf Burgen und in Sandgruben, auf Kirchhöfen, unter Brücken, in der Luft, im Wasser und tief in den Höhlen der Erde, ja selbst in der Kirche. In der Wohlauer Kirche weilen die Geister und zeigen sogar aus ihr mit den Fingern auf die Straße.

Oft hocken sie den Menschen auf, wie in Katscher der Breithut, worunter sich jedoch Wodan birgt, und in Wohlau, oder sie erscheinen als Mann ohne Kopf, wie das Dopsgespenst in Sprottau (Mitteil. V, 57), der „schwarze Kluge" in Landeshut, ein Gespenst in Zülz, Kr. Neustadt, in Bielau bei Neiße, ebendort im Dorfe Eilau; im Leobschützer, Beuthener (Roßberg), Militsch-Trachenberger Kreise u. a. m., als kopfloser Reiter auf gleichfalls kopflosem Pferde bei einem Kreuze (Ecce homo) vor Kösling unweit Katscher, zwischen Paruschowitz und Rybnik, von „glühnigen" Hunden begleitet, auf der „schwarzen Schanze" in Leobschütz. Es spukt überall, so in Leutmannsdorf, Wüstewaltersdorf, allbekannt im alten Quaritzer Pfarrhaus, um Kauffung, in Schweidnitz, Sprottau, Katscher (beim Schloß und bei Ecce homo, einem Kreuze vor dem Dorfe Kösling), Trachenberg, wo um

Mitternacht ein Kutscher mit sechs Pferden ins Schloß fährt, in der linken Hand den Kopf; in der Umgegend von Steinseifersdorf, um die alten Wallgräben Striegaus, in Bernstadt u. a. m.

332. Vom Burgberge im Steinseifersdorfer Thale geht ein Höhenzug der hohen Eule zu und führt zu den „drei Aspen", einem Steine, der die Jahreszahl 1770 trägt und der die Grenze zwischen den Besitzungen der Grafen Sandretzky, v. Stollberg und Nostitz bezeichnet. Dieses Gebiet, auch das „Stölzelloch" genannt, ist ein verrufenes, unheimliches. Für alle Schätze der Welt möchte es vielleicht niemand der hier umwohnenden Landleute zur Nachtzeit betreten. Hier, unter dem Steine, sollen der Sage nach viele böse Geister verbannt liegen, die allnächtlich um 12 Uhr ihr schauerliches Wesen treiben. Geister mit klaffenden Wunden oder den Kopf unter dem Arm, nach Ruhe ächzend, durchjagen zu Roß und zu Fuß, umgeben von feuersprühendem Getier, den Berg. Ein junges, reiches Weib, das über die Grenzen dreier Ortschaften hinaus wohnen und das mehr Schandthaten in seinem kurzen Leben begehen wird, als alle unter den „drei Aspen" Verbannten zusammen begangen haben, wird ihnen die ersehnte Erlösung bringen. Przbl. 1865, 558.

333. Geister von Bösewichtern, Selbstmördern u. drgl. erscheinen in schwarzer Gestalt, gute Geister in weißer. Man schützt sich vor Spukgeistern auf der Straße, wenn man im Gleise geht oder spricht: Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Ein guter Geist wird entgegnen: Ich auch; ein böser wird schweigen. Man darf einen Ort, wo die Geister hausen, nicht verunreinigen, sonst geben sie dem Menschen Maulschellen (Sprottau). Es giebt Leute, die an einem solchen Orte die Kopfbedeckung abnehmen, damit ihnen die Geister keinen Schabernack spielen (Hirschberg).

Begegnet jemand etwas Außergewöhnliches, so soll er schnell zwischen seinen Beinen hindurchsehen, dann sieht er, was es gewesen ist. Wenn er ein Gespenst erblickt, soll er erst nach drei Tagen darüber sprechen.

354. Die Seelen der Toten kann man beschwören und herbeirufen.

Wenn man in der Neujahrs-Mitternacht mit zwei brennenden Kerzen vor den Spiegel tritt und dreimal laut den Namen eines Verstorbenen ruft, so erscheint dieser letztere im Spiegel sichtbar. Durch „Glasrücken" werden Geister zitiert (um Lauban).

355. Geister, die umgehen, sucht man durch geforderte Erfüllung einer unlösbaren Aufgabe an einen bestimmten Ort zu bannen. Solche Aufgaben sind: Die Tannennadeln eines Waldes zu zählen, den Bober mit Topf ohne Boden auszuschöpfen, bei einem eisernen Pfahle zu verweilen, bis er verfault ist. In Berbisdorf werden mehrere solcher Stätten genannt; im Zippel, einem Busche von Ludwigsdorf nach der Chaussee, ist der Geist eines längst verstorbenen Herrn von Tiefhartmannsdorf an einen eisernen Pfahl gebannt (Kauffung bei Schönau). Um Wohlau ist der Geist eines Verstorbenen vom Scharfrichter in einen Busch gebannt worden, woraus man seinen Hilferuf um Mitternacht vernimmt. Auch kann man den Geist in eine Hummel bannen und diese in den Wald. Dieses Verbannen besorgt außer dem Scharfrichter entweder ein „barmherziger Bruder" oder ein kluger Mann. Solch gebannter Geist muß auf einem Wagen von vier und mehr Pferden, deren Lenker sich nicht umsehen darf, an den Ort seiner Bestimmung gefahren werden (um Liegnitz, Waldenburg). Noch heute ist in Liegnitz, wenn die Loge ihre Wohnung wechselt, der Böse dabei, sitzt auf dem Wagen, wo die Lade steht, so schwer, daß sechs Pferde vorgespannt werden müssen,

und umsehen darf der Kutscher sich nicht, sonst bleibt der Kopf ihm rückwärts stehen. Przbl. 1862, 116 f.

Auch in Weisbach Kr. Landeshut bannt man wiederkehrende Geister an einen bestimmten Ort. Es heißt dann: Dort liegt ein Verbannter; dorthin geht nicht. —

356. Um sich vor baldiger Wiederkehr eines Trauerfalles in der Familie zu schützen, „tragen sie ihr Leid aus", d. h. die Familie, die einen Trauerfall zu beklagen hatte, erscheint beim nächsten Begräbnis in der Ortsgemeinde möglichst vollzählig an den Pforten des Trauerhauses und bei der Beerdigung (um Sprottau). — Am ersten Sonntag nach dem Begräbnis ist gewöhnlich in der Kirche von der Kanzel herab die Ankündigung, d. h. der Geistliche verkündigt die Namen derjenigen Verstorbenen, für die er ein Vaterunser (mit den Anwesenden) betet. Eine andere Auffassung s. DWb. 1, 65.

Register.

(Nach der Seitenzahl gerechnet.)

B.G.TEUBNER'S
VERLAG
LEIPZIG